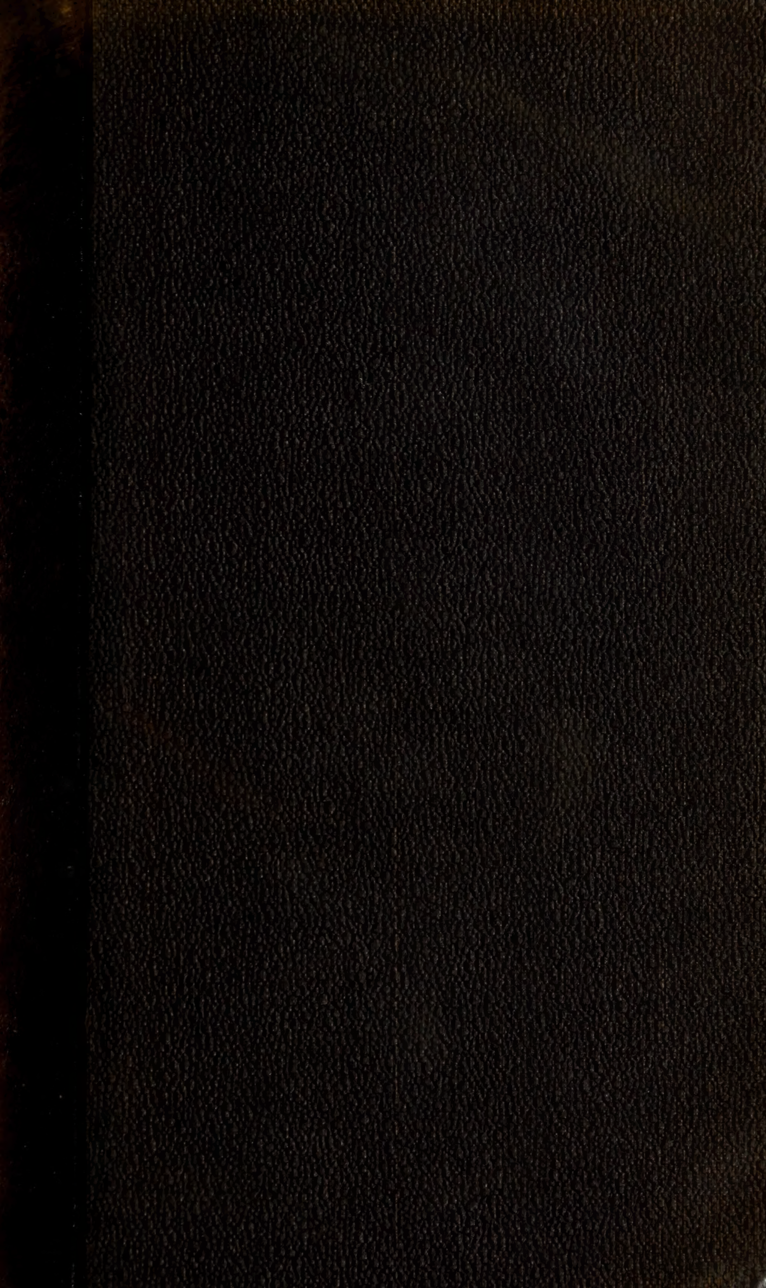
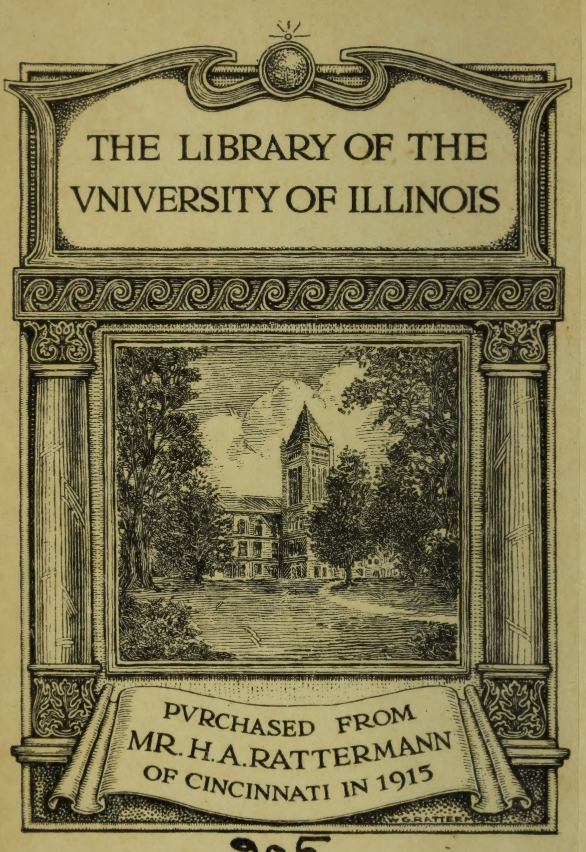




Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Zweiter Jahrgang.

Historisches
Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Zweiter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Inhalt.



Deutschlands Schriftstellerinnen bis vor hundert Jahren.

Von

T a l v j.

Kann er nicht der Nachwelt leuchten
  Ihres Geistes Widerschein;
Dünkt, was i h n e n Perlen däuchten,
  Glas uns nur und falsch Gestein,
Ist es nur der Kindheit Lallen,
  Was ich euch im Echo bot;
Dennoch laßt ihn euch gefallen,
  Diesen Blick ins Morgenroth.

Erster Abschnitt.

Die Zeit ist freilich längst vorüber, in welcher die berüchtigte Streitfrage, „ob die Frauen Menschen, d. h. vernünftige Wesen seien“, für etwas anderes als für einen geschmacklosen Spaß genommen werden könnte; und schwerlich würde sich noch heutzutage in der ganzen literarischen Welt ein ehrlicher Magister Simon Gedike finden, der die gelehrte „Dissertatio“ des anonymen Pasquillanten mit einer ebenso gelehrten „Defensio“ Punkt für Punkt beantworten möchte. Die Leser und Leserinnen nämlich, die aus der Literaturgeschichte nur die Blüten und Blumen pflücken, und die Dornen unbeachtet lassen, mögen, wenn sie es noch nicht wissen, hiermit erfahren, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts in Paris wirklich ein Pamphlet erschien, in welchem aus der Schrift bewiesen ward, daß die Frauen nicht Menschen seien und demnach keinen Anspruch auf die ewige Seligkeit hätten. Wenn auch, wie zu vermuthen, diese Dissertation nur eine Satire auf das Princip der Protestanten sein sollte, alles aus der Bibel beweisen zu wollen, so ward sie doch im Jahre 1595 von einem deutschen Gelehrten, einem lutherischen Geistlichen, Namens Gedike, im vollsten Ernst genommen, mit der pedantischsten Genauigkeit beantwortet

und so das weibliche Geschlecht wieder in seine Menschenrechte eingesetzt.

Darüber sind nun drittehalb Jahrhunderte vergangen, eine Periode, lang genug, um der Welt Zeit zu geben, klüger zu werden. Wer aber kann leugnen, daß es mit diesem Klügerwerden in Bezug auf das Verhältniß der Frauen und der Berechtigung derselben zu einer vollständigen Entwickelung ihres Wesens ziemlich langsam gegangen ist? Und leider gehören unsere deutschen Landsleute unter den gebildeten Nationen Europas mit zu den letzten, welche die Ansicht aufgaben, die Frauen seien blos zum Kochen oder Nähen befähigt, und der ausschließliche Zweck der Ehe sei, um mich der Worte eines neuern Schriftstellers zu bedienen, „Kinder zu zeugen und eine gute Suppe zu essen“.

Gern möchte sich die Verfasserin von vornherein vor dem Verdacht verwahren, als sei sie von den Emancipationsideen unserer Tage ergriffen; als besuchte sie Frauenconventionen, trüge den kurzen Rock und runden Hut des Bloomercostüms, oder nähme für die Frauen überhaupt alle Geschlechtseigenthümlichkeiten oder alle Rechte der Männer in Anspruch. Jene können sie nur in Ausnahmefällen sich aneignen, ohne die ihnen angeborenen dafür auszutauschen; alle Rechte der Männer aber können sie schon darum nicht haben, weil sie nicht alle Pflichten derselben erfüllen können. Die Natur spricht hier in so deutlichen, verständlichen Zügen, daß nur eine fanatische Verblendung sich darüber täuschen kann. Allein das Recht, die geistigen wie die physischen Kräfte, mit welchen eben diese Natur sie begabt, vollständig zu entwickeln; das Recht, sich aus den Schätzen der Wissenschaft und Kunst anzueignen soviel ihre Fassungskraft ihnen gestattet, ihr Gedächtniß halten und ihr Verstand verarbeiten kann; sowie das Recht, dies

Kapital zu benutzen und zu verzinsen — das nimmt die Verfasserin allerdings für die Frauen in Anspruch.

Wie weit nun ihre Befähigung geht, ein solches Kapital zu erwerben, und inwiefern sie sich darin mit dem physisch stärkern Geschlecht messen können, darüber ist seit undenklichen Zeiten gestritten werden. Gestritten freilich eigentlich erst, seitdem die Minnesänger und noch um vieles einflußreicher Boccaccio und dessen Nachfolger in excentrischer Uebertreibung das ganze schöne Geschlecht gleichsam in den Himmel erhob. Vor ihnen ward die inferiore Natur desselben als ein unbezweifeltes Factum angenommen, und zwar nicht allein in intellectueller, sondern auch in moralischer Hinsicht. Die Weisen aller Länder in vorchristlichen Jahrhunderten wetteiferten in Verachtung der Frauen. Der Ruhm und das Ansehen, welche einzelne unter den Frauen genossen, widerlegt diese Behauptung nicht. Gerade weil diese einzelnen aus dem eigentlichen Wirkungskreis ihres Geschlechts heraustraten, waren sie berühmt und angesehen. Vielweiberei, das sicherste Merkmal der Verachtung des Weibes, herrschte von jeher im ganzen Orient, dessen späteres Organ, Mohammed, ihm bekanntlich das Paradies verschloß. Kein Laster ist so schwarz, keine Verirrung so dumm, daß die Punditen, die brahminischen Erläuterungen der Hindugesetze, den Frauen sie nicht schuld gäben. Selbst bei den Griechen war nur den Hetären geistige Bildung und Interesse für Kunst und Wissenschaft vergönnt. Für würdige Hausfrauen ziemte sich nur der Webstuhl und die Zucht der Mägde; und wie niedrig selbst die Edelsten unter den Hellenen den Werth der Frauen anschlugen, bezeugt der in Frauenmund gelegte Vers des Euripides:

Besser daß hunderttausend Weiber sterben,
Als dieser einz'ge Mann!

Unter den Römern waren viele einzelne groß, und einige einzelne gebildet. Das Geschlecht im ganzen aber ward, wenn auch durch Gesetz und Sitte weniger gemishandelt, doch als entschieden geistig untergeordnet und als unmündig angesehen, und von den Satirikern Roms ward es schärfer gegeiselt als unter irgendeiner andern Nation. Was uns aber Herodot von den ältesten Aegyptern erzählt, wie unter ihnen die Frauen dem ganzen Handelswesen vorgestanden und überhaupt alle äußern Geschäfte geführt hätten — das, fürchte ich, müssen wir so gut wie die Berichte vom Amazonenreiche unter die Mythen rechnen.

Die eigentliche Geschichte der Frauenwürde beginnt erst mit dem Christenthum. Zwar erzeugte sich mit ihm ein neuer auf Eva's Schuld am Sündenfalle gegründeter mönchischer Abscheu gegen Eva's schwache Töchter, und sie wurden ohne weiteres in Versen und Prosa, und sogar einmal auf einem Concilium für Verbündete des Satans erklärt. Allein der echte Geist des Christenthums wirkte doch zu mächtig, als daß, wenn man der Sache auf den Grund ging, nicht das von Gott geschaffene Weib, das Geschlecht, aus dem Er das Instrument zu seiner Menschwerdung gewählt, nicht für den Mann moralisch ebenbürtig gehalten worden wäre. Lange aber sollte es dauern, ehe es auch als intellectuelles Wesen ihm gleichgestellt ward.

Das erste Erwachen eines geistigen Lebens unter Frauen deutschen Stammes liegt in tiefem Dunkel begraben. Wollte ich eine Untersuchung über „weibliche Erziehung" schreiben, so müßte ich nothwendig mit den Mädchenschulen der Griechen beginnen, die schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt existirt haben sollen, und mit denen, die es in Rom etwa hundert Jahre später gegeben haben muß. Denn Virginia ward ja bekanntlich vom Kuppler Claudius ergriffen,

als sie eben aus der öffentlichen Schule kam. Aber fern sei mir so großes Unternehmen! Was wissen wir auch von jenen Schulen und vom griechischen und römischen Schulunterricht der Mädchen überhaupt? Die Theanos und Aspasien, die Fannien und Tullien mögen schwerlich durch denselben geworden sein, was sie waren.

Aber dem ersten Keime weiblicher Geistesentwickelung unter den germanischen Nationen möchte ich gar gern auf die Spur kommen. Jahrhunderte lag die tiefste Nacht über Europa. Als sich endlich die Nationen durch die ungeheuersten Kämpfe und Umwälzungen einigermaßen durchgearbeitet hatten, waren es bekanntlich die Klöster, wo wieder an einigen Unterricht der Jugend gedacht ward, und unter diesen besonders die der Benedictiner, deren Ordensregel ihnen denselben als eine ihrer vornehmsten Pflichten vorschrieb. Bereits im 6. Jahrhundert gab es in Gallien Häuser der Benedictinerinnen, und ohne Zweifel wurden viele Töchter fränkischer Edeln in ihnen erzogen. Wie schwach es nun auch immer mit dem Unterricht der guten Schwestern bestellt gewesen sein mag, mit dem der Mönche jener Zeit ließ er sich allenfalls vergleichen.

Die erste Frau deutschen Stammes, die uns als hochgebildet, ja gelehrt geschildert wird, ist **Amalasuntha,** die Tochter Theodorich's des Großen, zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Wahrscheinlich hatte sie eine römische Erziehung empfangen, denn sie war in Italien geboren und aufgewachsen, und Theodorich, obwol er selbst seine Namensunterschrift nur vermittelst eines Blechs mit ausgegrabenen Buchstaben ins Werk stellen konnte, wußte mindestens die Vortheile einer gelehrten Erziehung zu schätzen. Ein halbes Jahrhundert später erscheint uns **Theudelinde,** die Gemahlin des jungen Longobardenkönigs Autharis, und Tochter des Herzogs Garibald von Baiern, als eine gelehrte Prinzessin, die

lateinisch lesen und schreiben konnte; denn sie war eine vertraute Freundin des Papstes Gregor des Großen, stand mit ihm im Briefwechsel und las die Schriften desselben mit Eifer. Auch widmete der große Mann ihr sein Werk „De vita Sanctorum". Sie war in Baiern erzogen; es mußte demnach auch schon dort Mittel zum Unterricht des weiblichen Geschlechts geben.

In der Mitte des nämlichen Jahrhunderts ward Radagunde, die Tochter des Königs Berthar von Thüringen, vom Frankenkönig Chlotar, der ihres Vaters Reich zerstörte, gefangen hinweggeführt und gezwungen geehelicht, nachdem es fast über ihren Besitz zu einem blutigen Zweikampf zwischen Chlotar und seinem Bruder und Mitkönig Theodorich kam, bis das Los für jenen entschied. Radagunde war nicht allein schön, sie war verständig und von der eifrigsten Frömmigkeit beseelt, die ein enthaltsames, ascetisches Klosterleben ihr zum höchsten Ziel ihrer Wünsche machte. Sie verließ den rohen aufgedrungenen Gatten bald, wider seinen Willen zwar, aber durch Festigkeit und die Stütze der Kirche siegend. Zwar wollte der heilige Medardus, damals Bischof von Noyon, aus Furcht vor dem Könige zuerst sie nicht zur Nonne einkleiden, allein ihr standhaftes Dringen entschied. Sie verließ Soissons, Chlotar's Residenz, und begab sich nach Poitiers, wo sie ein Schwesternhaus „Zum heiligen Kreuz" stiftete und sich ausschließlich Gott widmete. Chlotar, der endlich in die Scheidung gewilligt, tröstete sich mit einer dritten Gemahlin — Radagunde war schon die zweite — und bald darauf mit einer vierten, welche letztere seines Großneffen junge Witwe war.

Als Chlotar im Jahre 561 starb, theilten sich seine Söhne wiederum in das kaum von neuem vereinigte Frankenreich. Tours und Poitiers fielen seltsamerweise dem

Siegbert zu, der König von Austrasien, d. h. des östlichsten Theils des Landes, ward. Das unter diesem Namen begriffene Land scheint sich demnach von Nordosten nach Südwesten tief in das jetzige Frankreich hineingestreckt zu haben. Doch ward Touraine und Poitou nachher davon abgerissen und die Beute anderer Herren. Radagunde aber lebte unter allen Wechseln dasselbe ganz den strengsten ascetischen Andachtsübungen gewidmete Dasein. Beten, das Lesen heiliger Schriften, die Verrichtung wunderbarer Heilungen, und der Unterricht der Nonnen waren ihre Beschäftigungen. Doch hatte ihr Leben, bis sie sich während der letztern Hälfte ihrer Tage gänzlich in ihre Zelle verschloß, auch durch Freundschaftsverkehr seine Würze. Sie war mit Gregorius, dem Bischof von Tours, der ihr als geistlicher Rath diente, befreundet. Inniger noch ward ihr Verhältniß mit Venantius Fortunatus, der als Fremder in das fränkische Reich kam, aber vorzüglich ihretwegen in Poitiers blieb, die Priesterweihe nahm und zuletzt als Bischof von Poitiers starb.

Venantius Fortunatus, ein Italiener aus Trevisano und im Laufe seines Lebens einer der berühmtesten Dichter seiner an Poesie und Literatur so dürftigen Zeit, kam, auf einer Reise nach Tours begriffen, wo er, wie es scheint, dem heiligen Martin ein Gelübde lösen wollte, nach Toulouse. Dieser Ort war damals die Residenz des westgothischen Königspaars, das ihn mit großer Gunst aufnahm. Die Westgothen, schon seit Jahrhunderten christlich, waren den Franken an Bildung bei weitem voran. Von der feinen Sitte der dortigen Hofhaltung unter Theodorich II., welcher er „griechische Eleganz, gallische Fülle und italische Leichtigkeit“ zuspricht, hatte schon hundert Jahre früher Sidonius Appollinaris Zeugniß abgelegt. Jetzt fand sich auch Venantius Fortunatus hier zu Hause. Siegbert von

Austrasien feierte eben seine Hochzeit mit der schönen Brunhilde, der Tochter des Königs — die nämliche grimme, furchtbare Brunhilde der fränkischen Geschichte, die uns hier zum ersten mal als junges, harmloses Mädchen im Brautkranz erscheint. Fortunatus verfaßte ein Hochzeitsgedicht, in welchem er die Westgothin schon als spanische Römerin bezeichnet, während der Franke ihm noch ein bloßer Deutscher ist; es war, wie er sagt, der Venus Triumph sie zu vereinigen.

Venantius Fortunatus war gleichsam das letzte, schwach verschallende Echo der classischen Poesie. Seine Prosa wird von Kennern als schwülstig, gespreizt und geziert verworfen; allein in Versen hielt er sich reiner und einfacher. Er schrieb auch ein längeres Gedicht auf die Vermählung und den Tod der Schwester Brunhilde's, der unglücklichen Galswintha, die auf Anstiften der grausenvollen Fredegunde, und auf den Befehl ihres Gemahls Chilperich von Neustrien erdrosselt ward. Die Schilderung des Abschieds und der Todesahnungen der Prinzessin, des Schmerzes der Mutter bei ihrer Abreise und der ganzen Familie bei ihrem Tod — der jedoch nie als Ermordung von dem vorsichtigen Dichter bezeichnet wird —, ist herzbewegend und nicht ohne dichterische Schönheit. Unter anderm erfahren wir auch aus diesem Gedicht, wie aus einigen andern Anekdoten, daß die Prinzessinnen damals nicht wie die Frauen des spätern Mittelalters zu Pferde, sondern im Wagen reisten, sowie denn überhaupt die Zeit rücksichtlich auf Lebensbehaglichkeit ein halbes Jahrtausend lang neben einigen Fortschritten auch einige entschiedene Rückschritte machte.

Venantius Fortunatus, nachdem er auch am Hofe Siegbert's und Brunhilde's aufs beste aufgenommen worden war, ließ sich, durch Radagunden bewogen, in Poitiers nieder, und kehrte, durch die inständigen Bitten der frommen

Königin und seine Anhänglichkeit an sie gehalten, wie feurig er auch in Liedern seine Sehnsucht nach dem Vaterlande ausspricht, nie nach Italien zurück. Sein Verhältniß zur Königin als geistlicher Rath und Freund war das innigste. Als sie endlich beschloß, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen und in ihrer Klosterzelle eingesperrt, gleichsam lebendig in das Grab zu steigen, konnte er den Gedanken kaum ertragen. In einem schönen Liede klagt er, daß sie das Licht seinen Augen entziehen wollte, und daß der Tag keine Sonne mehr für ihn haben werde. Und dürfen wir nicht voraussetzen, daß die Königin eben darum mit der Welt brach, weil sie im Innersten fühlte, daß dieser Priester ihr die Welt zu theuer machte? Hatten die Heiligen keine Herzen? Und waren die Frauen des 6. Jahrhunderts so durch und durch verschiedene Wesen von denen des 19. Jahrhunderts?

Radagunde, die schöne geraubte Prinzessin, um die Könige kämpfen und losen, mit ihren spätern Schicksalen wäre kein übler Stoff für einen jungen Dichter zum Roman oder zur Tragödie. Venantius Fortunatus, der Sohn seiner Zeit, konnte als sie nach einem langen Leben voll Kasteiungen und Büßungen starb, nichts Besseres für sie thun, als sie in den Heiligenstand erheben zu lassen und eine langweilige Biographie der St.-Radagundis zu schreiben. Allein eine ihrer Schülerinnen und Verehrerinnen, eine Nonne, die **Baudoninia**, auch **Baudominia** genannt wird, fand, daß der gute Bischof noch lange nicht genug Wunderwerke von der heiligen Frau erzählt habe. Sie schrieb demnach einen Supplementband zum Buche desselben, der nachher als ein zweiter Theil mit jenem zusammen veröffentlicht ward. Es ist ungewiß, ob diese Nonne von romanischer oder fränkischer Abkunft war; aus dem Namen ist kein sicherer Schluß zu machen. War sie eine Frankin, so hätten wir hier die erste Frau deutschen Stammes, die

ein Buch geschrieben, ohne daß wir gerade besonders stolz auf dies Erzeugniß zu sein Ursache hätten. Natürlich schrieb sie lateinisch.

Auf dem dunkeln Schatten des Gemäldes jener Periode ist auch das schwächste Licht wohlthätig; die kleine Abschweifung wird mir daher gern verziehen werden. War die Nacht im 6. Jahrhundert schon finster genug, so war sie im 7. und in der ersten Hälfte des 8. doch noch finsterer. Dies gilt für alle von germanischen Völkern bewohnte Länder, mit Ausnahme der Angelsachsen, in denen gerade während dieser Zeit die geistigen Keime von Irland aus geweckt worden. Auf dem Continent waren die letzten Athemzüge römischer Bildung erstorben, die letzten Spuren derselben verwischt. Für unsern Zweck finde ich nur einige wenige Namen. **Austreberta**, Tochter des fränkischen Grafen Raldefried, Aebtissin des Klosters Bauliac, wird als eine gelehrte Frau genannt, und ihr Leben von einem Zeitgenossen Beda's beschrieben. Ihr Tod fällt in das Jahr 680 oder 690. So wird auch **Gertrudis**, die erste Aebtissin des Klosters Nivelle in Brabant, als eine gelehrte Frau gerühmt, und ihr Leben als das einer Wunderthäterin und Heiligen beschrieben. Sie starb schon 664. Auch von **Alpaides**, der Mutter Karl Martell's, wird gerühmt, daß sie mit der Heiligen Schrift vertraut war; um für gelehrt zu gelten, brauchte zu jener Zeit eine Frau wie ein Mann nur lesen und schreiben zu können. In den Klöstern der Benedictinerinnen ward wol hier und da der weibliche Unterricht fortgesetzt, allein welchen Einfluß die Barbarei der Zeit auch auf die Frauenklöster hatte, davon erzählt uns unter andern Gregor von Tours ein Beispiel.

Chrotilde, die Tochter des Frankenkönigs Charibert, hatte sich nach Radagundens Tode in das von ihr gestiftete Kloster zurückgezogen. Allein sie wollte sich der Aebtissin

Leudovera nicht unterwerfen, und lebte mit ihr in offener Fehde. Vierzig andere Nonnen, die ihre Partei bildeten, verließen mit ihr das Gotteshaus, um über die Aebtissin bei Königen und Bischöfen Klage zu führen. Dem Bann, der sie traf, zum Trotz, übergab sich diese Frauenbande dem zügellosesten Leben, und wußte sich eine Leibwache aus dem wildesten Gesindel zu werben, welche die über sie zu Poitiers zu Gericht sitzenden Bischöfe mit den Waffen vertrieb und Greuelthaten aller Arten ausübte. Basina, eine Muhme Chrotildens, die Tochter König Chilperich's, gesellte sich zu ihr, und es entstand ein förmlicher Nonnenaufruhr. Der einbrechende Winter zerstreute endlich die Weiber, aber die Unthaten der Banditenbande dauerten fort und ganz Poitiers hallte wider vom Klang der Waffen und dem Jammer der Gemishandelten. Basina that nachher Buße, allein Chrotilde beharrte bei ihrem Trotz, und es ward ihr ohne Buße verziehen.

Noch unter Karl dem Großen, in der letzten Hälfte des 8. Säculums, dauerte in den Frauenklöstern das wilde, unzüchtige Leben fort. In einer Urkunde des großen Königs wird den Aebten, Bischöfen und Aebtissinnen ausdrücklich verboten, nicht mehr Koppeln von Jagdhunden, Falken u. s. w., so auch nicht Possenreißer und Gaukler zu unterhalten. In einem andern Statut desselben aber wird den Nonnen untersagt „vuine leodes", d. i. Liebeslieder abzuschreiben oder zu verbreiten.

Schon im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts war übrigens von England aus mit dem Christenthum der Keim zur edlern Frauenbildung nach Deutschland gebracht. **Walpurgis**, nachher in den Heiligenstand erhoben, war mit ihren Brüdern Wilibald und Wunnibald als Missionarin herübergekommen; eine andere fromme sächsische Frau, Namens Hadelaga, als bekehrte Christin **Thekla** genannt, hatte sich ihnen

beigesellt. Beide wurden von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, als Predigerinnen gebraucht, was eine Kenntniß des fränkisch-gothischen Dialekts voraussetzt, der damals in der Gegend ihrer vorzüglichsten Wirksamkeit, d. h. im nachherigen Kreis Franken, gesprochen ward. Sie wurden von Bonifacius zu Aebtissinnen der von ihm gegründeten Klöster zu Heidenheim und Kitzingen gemacht. Eine dritte Gehilfin, **Liuba**, die Aebtissin im Kloster Bischofsheim ward, scheinen sich die heiligen Frauen zugezogen zu haben. Walpurgis wird für die Verfasserin des „Hodopaericon St. Wilibaldi" gehalten, das die Reisen desselben beschreibt. Sie starb 776 und ward kanonisirt.

Karl der Große selbst war der Meinung, daß auch Frauen ein aufgeklärter Geist ziere; nicht allein seine eigenen Töchter, sondern auch die Töchter seiner Edeln mußten am Unterricht theilnehmen, der in seinen ihm überall auf seinen Reisen folgenden Hofschulen ertheilt ward. Wo sein unmittelbarer Einfluß wirkte, lernten die jungen Fräulein lateinisch, wie sie jetzt französisch lernen. Aber der Funken verlosch mit des Helden Tode; vor wie nach blieb der spärliche weibliche Unterricht auf die Klöster, besonders der Benedictinerinnen beschränkt, auch nachdem der männliche durch Gründung der Stiftsschulen von den Klöstern mehr unabhängig gemacht war. Den Mädchen wurde von den Nonnen weben und nähen, auch schreiben und lesen gelehrt; allein letzteres nur solchen Schülerinnen, die besondere Gaben zeigten, oder deren Aeltern es eigen verlangten.

Mit dem Lesenlernen war die Erlernung der lateinischen Sprache selbstverständlich verknüpft, da alles, was gelesen werden konnte, lateinisch geschrieben war, und auch alle Correspondenzen in dieser Sprache geführt wurden. In der Volkssprache ward nichts Literarisches verfaßt als

Gassenlieder, daher der Benedictinermönch Ottfried, wie er selbst erzählt, auf Veranlassung einer ehrwürdigen Frau, Namens Judith, welche solche „unzüchtige und ausgelassene" Verse nicht länger ertragen konnte, die Evangelisten in gereimte deutsche Strophen brachte. Es scheint daher, daß dies Gedicht ursprünglich zum Singen bestimmt war. Dies war um das Jahr 870. Außer ihm bemühten sich noch einige wenige andere, der Muttersprache — damals fränkisch oder sächsisch — Geltung zu geben. Rhabanus Maurus, der Schüler Alcuin's des Angelsachsen und Freundes des großen Königs, bewirkte auf einer Kirchenversammlung zu Mainz im Jahre 848 den Beschluß, daß künftig alle Predigten entweder romanisch, d. h. in der in Gallien gesprochenen Sprache, oder theotisch (deutsch) gehalten werden sollten. Bis dahin ward demnach dem Volke meist in einer Sprache gepredigt, von der es kein Wort verstand.

Die gänzliche Verdummung, in welcher die untern Klassen jahrhundertelang versunken lagen, geht unter anderm auch daraus hervor, daß obwol das einbrechende Licht später von Tausenden sehnsüchtig begrüßt ward, Millionen doch gar nicht zum Bewußtsein dessen kamen, was ihnen entzogen ward. Denn während des Mittelalters wird häufig darüber geklagt, daß wo aufgeklärte und wohlmeinende Bischöfe eine Verdolmetschung anordneten, die gleich hinter der Predigt folgte, das Volk dieselbe gar nicht abwartete, sondern meist sich verlaufen hatte, ehe der Dolmetscher zu Ende war; freilich hatten die Gebete vorher, die sie ebenso wenig verstanden hatten, schon lange genug gedauert.

Das 10. Jahrhundert, das Zeitalter des großen Heinrich und der Ottonen [1]), ist von der höchsten Bedeutung in der Geschichte deutscher geistiger Entwickelung. Es ist die Geburtszeit einer neuen Weltanschauung, die erste Jünglingszeit des eigentlichen Mittelalters, das, in der Wiege schon

ein Held, damals im Vollgefühl überströmender Kraft strotzte. „Wir sehen“, wie Franz Löher es so schön und schlagend ausdrückt, „dort gleichsam in die erste Werkstätte der Grundgedanken hinein, welche die jetzige europäische Culturwelt für immer von der antiken scheiden. Es ist ein wunderbares Keimen und Sprossen in den Gemüthern; hin und her fliegen die Blitze der neuen Cultur durch das germanische Urwalddunkel. Noch aber überwogt sie dieses tiefe Walddunkel, welches mit seiner Frische und Dämmerung ja noch das ganze mittelalterliche Leben überschattet.“ Natürlich daß auch auf die Frauen hier und da ein Widerschein jener Blitze fiel.

Nachweisen lassen sich freilich die Spuren des Fortschritts hinsichtlich der weiblichen Erziehung nur durch einige glänzende Beispiele auf den Höhen des Lebens. Besonders reich daran ist das sächsische Kaiserhaus, das wie eine Folgenreihe von tapfern, großdenkenden Fürsten, durch mehrere Generationen ausgezeichnete Fürstinnen zeugte. Gleich beim Anbruch des Jahrhunderts begegnet uns die ältere **Hroswitha,** vierte Fürstäbtin von Gandersheim, nach einigen Tochter Otto's des Erlauchten und Schwester Kaiser Heinrich's. Andere aber schrieben ihr, eben weil sie so sonderbar weise war, einen mysteriösen Ursprung aus Griechenland zu. Sie wird als mit allen gelehrten Dingen, besonders mit Rhetorik und Logik vertraut, geschildert. Otto's des Großen erste Gemahlin war **Editha,** Enkelin des größern Alfred, die von ihrem Vater, König Edward, so aufmerksam und so über ihre Zeit hinaus unmönchisch erzogen war, daß sie ohne Zweifel die gebildetste Frau war, die noch deutsche Luft eingesogen hatte. **Mechtildis,** ihre Tochter, Aebtissin von Quedlinburg und später eine der drei Vormünderinnen Otto's III., scheint durch ihren Einfluß in gleichem Geiste erzogen zu sein. Sie galt

für sehr gelehrt, und Wittekind, der Classiker unter den alten deutschen Geschichtschreibern, widmete ihr seine Annalen.

Mit der nämlichen Sorgfalt wurden die Töchter Heinrich's von Baiern, Otto's des Großen undankbaren Bruders, unterrichtet. Von Gerberg, der ältesten, die schon im neunzehnten Jahre Aebtissin von Gandersheim ward, wird mir bald Gelegenheit mehr zu sagen. Sie und ihre Schwester Hedwig waren in den alten Sprachen gründlich unterwiesen, selbst im Griechischen, dessen Kenntnisse selbst unter den Gelehrtesten zu den Ausnahmen gehörte.

Die letztere, **Hedwig**, sollte den Thronerben des griechischen Kaiserreichs heirathen; dies gab Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen; ohne je einen praktischen Nutzen davon zu haben, blieb ihr doch der geistige. Mit den römischen Classikern soll sie vertraut gewesen sein, und Horaz und Virgil mit Liebe gelesen haben. Sie ward die Gemahlin Burkhard's II. von Schwaben und jung schon Witwe. Obwol auch äußerlich mit ungewöhnlichen Reizen begabt, und ohne Zweifel von vielen hohen Freiern begehrt, scheint sie ihr Leben doch ausschließlich den Wissenschaften gewidmet zu haben. Die häuslichen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen konnten freilich damals für eine zarter fühlende Frau nur abstoßend sein. Adelheid, die italienische Witwe Kaiser Otto's des Großen, Theophania, die griechische Witwe Otto's II., beide fein erzogen und wohlunterrichtet, fühlten sich in Deutschland unbehaglich. Indessen brachte doch um die nämliche Zeit eben dieses rohe Deutschland eine der außerordentlichsten Erscheinungen hervor, nicht blos der deutschen, sondern der mittelalterlichen Literatur überhaupt, nämlich eine schauspieldichtende Nonne.

Schon oben ist eines sächsischen Benedictinerinnenklosters erwähnt worden, und dessen vierter, gelehrter Aebtissin, der ältern Hrotswitha (auch Ruitswinda, Rotswith u. s. w. genannt, und oft mit der jüngern, berühmtern Namensschwester verwechselt). Dies Kloster war um die Mitte des 9. Jahrhunderts von Herzog Ludolf von Sachsen in Brunshausen gegründet, und gleich darauf im Jahre 856 an die Ganda am Harz verlegt worden. Fünf seiner Töchter, von denen drei hintereinander dem Stift als Aebtissinnen vorstanden, fanden hier eine Zuflucht; und seine Witwe Oda lebte und starb hier, eine Greisin, 107 Jahre alt. Aus den Wohnungen der Hörigen um das reichausgestattete Kloster herum war bald der Flecken Gandersheim entstanden. Ungefähr hundert Jahre nach der Uebersiedelung des Stifts, im Jahre 959, ward **Gerberge II.** (die erste Gerberge, die eine romantische Geschichte auszeichnet, war eine der Töchter Ludolf's und die zweite Aebtin des Klosters) zur Vorsteherin desselben ernannt. Eine Jungfrau von kaum neunzehn Jahren, ward ihr doch als Tochter Heinrich's von Baiern und Nichte Kaiser Otto's I. solche Auszeichnung zu Theil. Die Vorsteherinnen von Gandersheim wurden Fürstäbtinnen genannt, und nur Prinzessinnen aus vornehmen Häusern bekleideten die Stelle. Gerberge war wie ihre Schwester Hedwig, und in der That alle Prinzessinnen des sächsischen Kaiserhauses, mit der größten Aufmerksamkeit unterrichtet. Sie war wie jene mit den alten Sprachen und ihrer Literatur vertraut, und soweit es in ihren Kräften stand und in ihrer Zeit möglich war, allen Wissenschaften förderlich.

Unmittelbar vor ihr war eine nur wenige Jahre ältere Nonne eingetreten, die wir nur unter dem Namen **Hrotswitha** kennen. Von ihrer Familie und ihrer frühern Erziehung wissen wir nichts. Sie selbst schreibt sich Hrotsvith.

Wenn sie sich aber auch zugleich die „starke Stimme oder den lauten Ruf von Gandersheim" (clamor validus Gandeshemensis) nennt, so haben wir wol nicht dies gerade als eine Uebersetzung ihres Namens zu nehmen, wie unsere Literaten es genommen haben und J. Grimm bewiesen hat, daß es im Althochdeutschen bedeuten könnte. Vielmehr scheint mir diese Selbstbenennung nur eine poetische Figur zu sein, wie wir einen Dichter wol die Stimme seines Landes, das Echo seiner Heimat u. s. w. zu nennen pflegen. M. F. Seidel's, eines Literaten des 17. Jahrhunderts, wunderlichen Einfall, sie zu einem Fräulein Helene von Rossow machen zu wollen — das H vor Rotswith sollte für Helene stehen, das andere, scheint es, machte sich von selbst —, hatte auch nicht den mindesten Beweisgrund, und es kann nur die höchste Verwunderuug erregen, daß diese ganz willkürliche Idee soviel Beifall gefunden und als ein Factum in sehr vielen biographischen und literaturhistorischen Werken aufgenommen ist.

Wir wissen von Hrotswitha nichts, als was sie uns selbst in den vielfachen, kurzen Einleitungen zu ihren Gedichten sagt. Ehe der Gelehrte Konrad Celtes gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Regensburg das bestaubte Manuscript ihrer Schriften fand, wußte auch der gründlichste Geschichtsforscher Deutschlands nichts mehr von der Existenz der vor 500 Jahren so berühmten Frau und, was äußerst seltsam ist, es scheint ihrer auch in keiner seitdem aus jener Vorzeit aufgefundenen Schrift Erwähnung zu geschehen. Gleich nach der Veröffentlichung der merkwürdigen Handschrift aber bekümmerte man sich vielfach um sie, und zwar ward sie von da an immer Roswitha genannt. Wir sehen daraus, daß Trithemius und Henricus Bodo, die beide nicht lange nachher schrieben, das H zu Anfang des Namens und das entstellende T in der Mitte auslassen, daß beide Lettern

nicht mehr ausgesprochen wurden. Die Sprache war weicher geworden. Chlothar hatte sich in Lothar, Chlodewig in Ludewig, Hrodolf in Rudolf verwandelt. Warum denn hat man den angenehmen Namen für die ehrwürdige Dichterin nicht beibehalten? Die Neuzeit, die jeder Periode der Sprachbildung ihre Rechte zu sichern sucht, hat ihr aus einer Art von Pedanterie das H und leider auch das T wiedergegeben. Haben wir doch in Betreff anderer Namen die neuere Schreib- und Sprechart nicht mit der alten vertauscht!

Gottsched, der sie nur als Roswitha kannte, hatte den anmuthigen, aber freilich ganz unhaltbaren Einfall, den Namen als „Rosa Blanca" (weiße Rose) übersetzen zu wollen.

Die junge Nonne scheint erst im Kloster ihre gelehrte Erziehung bekommen zu haben. Denn sie verehrte in der noch jüngern Gerberge nicht allein ihre Vorgesetzte, sondern auch ihre Lehrerin. Außerdem nennt sie sich einer andern Nonne, Namens Riccarde (deutsch Richardis), noch wegen des Unterrichts besonders verpflichtet. Waren doch die Klöster in jenen rauhen, kriegerischen Zeiten das einzige Asyl für die Wissenschaft. Die guten Nonnen unterhielten sich keineswegs mit Beten und Kasteien allein; sie trieben auch, wenn sie erst den Schlüssel zu allem Wissen, die lateinische Sprache, erobert hatten, Philosophie, Astronomie, Theosophie u. s. w., alles natürlich auf die Weise ihres Jahrhunderts. Alle Ueberreste, die aus dem Alterthume noch in Europa zu finden waren, wurden blos in den Klöstern aufgehoben, und so bekamen die gelehrtern unter den Mönchen und Nonnen eine gewisse, freilich durchaus lückenhafte Kenntniß der alten Geschichte, Mythologie und Literatur, der sie ein so mittelalterliches, christlich-geistliches Kleid anzogen, daß der eigentliche Charakter des Alterthums gänzlich

daraus verwischt ward, wie denn auch der orientalische Charakter der biblischen Geschichten unter ihren Händen demselben Proceß unterlag.

Die junge Nonne von Gandersheim bewährte schon früh ihre außerordentlichen Gaben, indem sie ihre Legenden in Verse brachte, d. h. in die damals üblichen sogenannten leoninische Hexameter, sechsfüßige, ziemlich holperige Verse, in denen Ende und Mitte sich reimen oder alliterirend zusammenklingen mußte. Aehnliches hatte schon manche Klosterfrau vor ihr gethan, indessen doch kaum noch eine mit dem nämlichen Geschick und Gefühl. Die Geschichte der Marie und der heiligen Anna, nach der Legende die Mutter derselben, das Märtyrerthum des Pelagius, des Gangolf, des Dionysius und der Agnese, die Bekehrung des Theophilus und des Basilius — dieses waren die Gegenstände, welche die junge Nonne in Verse brachte, wobei sie sich im Gang der Begebenheit genau an die Legende hielt, aber bei der Ausmalung aus den Farben einer blühenden Phantasie, und aus dem Schatz ihrer eingesammelten Kenntnisse schöpfte. Nur die Geschichte des heiligen Pelagius, der in Spanien getödtet wurde, dichtete sie frei, nach dem mündlichen Bericht eines Augenzeugen, und es scheint mir die gelungenste ihrer poetischen Erzählungen.

Löher bemerkt in Bezug auf ihre Bearbeitung der Legende von Theophilus: sie war die erste, welche die unheimliche Sage vom Pacte mit der Hölle poetisch behandelte auf deutschem Boden, wo der dichtende Volksgeist sich ihrer bald bemächtigte, und sie mit entsetzlicher Wahrheit umwandelte zur Faustsage von der Unruhequal des menschlichen Herzens und von den Abgründen, die es verbirgt." [2])

Diese Jugendproducte der wunderbaren Dichterin waren bisher ziemlich übersehen worden. Während ihre spätern Gedichte von den neuern Historikern benutzt worden, und

ihre Dramen sie erst zu ihrer Zeit und dann von neuem durch das 15. und 16. Jahrhundert weit berühmt machten, schenkten ihre neuen französischen Bewunderer Villemain und Magnin, während sie mit Enthusiasmus ihre Dramen hervorheben, diesen Legenden nur geringe Aufmerksamkeit. Erst Löher hat sie mit Liebe gelesen und mit der Wärme des eigenen Dichtergefühls ihren dichterischen Werth recht erkannt. Ich gestehe, daß ich nach meinen individuellen Ansichten diese Dichtungen nicht ganz so hoch stellen kann als er es thut, indessen nicht blos nach meinen subjectiven Eindrücken wünsch' ich dem Leser die deutschen Schriftstellerinnen hier vorzuführen; wenn sie in irgendandern empfänglichen und urtheilsfähigen Individuen sich bedeutender abspiegeln können, so ist das charakteristisch für ihren Werth.

„In den meisten jener apokryphischen Schriften und Heiligengeschichten", sagt der erwähnte geistreiche Literat, „können wir noch nachlesen, wie Hrotsvitha aus ängstlicher Scheu Zug für Zug wiedergibt. Allein was hat sie aus den schlichten Erzählungen gemacht! Welche Seele, welchen individuell ausgeprägten Charakter haucht sie den trockenen typischen Figuren ein! Das ist keine Legende mehr, es ist Roman. Im Kloster entdecken wir die Geburtsstätte des Romans. Hrotsvitha individualisirt bis ins kleinste hin, jeder Mensch, jeder Ort, jede Situation hat bestimmten Charakter. — — Hrotsvitha weiß aber nicht blos das in die Sinnenwelt Tretende correct zu zeichnen, sondern immer läßt sie uns einschauen in das innerliche Leben der Natur und der Menschen. Sie versetzt den Leser in Mitleidenschaft und entwickelt aus dem Charakter der Personen psychologisch die Handlungen und Conflicte. Dabei bricht überall die deutsche Empfindung durch. In der freudigen Schilderung und Beseelung der Landschaft ergeht sich das innigste Naturgefühl, und in den seelenvollen Reden der Personen

hört man unter dem lateinischen Gewande das warme Klopfen des deutschen Herzens." [3])

Wie dem auch sei, von größerer Bedeutung und gewissermaßen einzig in ihrer Art sind immer die Dramen dieser deutschen Frau. Auf Gerberge's Antrieb veröffentlichte sie die fünf ersten Legenden. Auf den Antrieb der Nämlichen schrieb sie in ihren spätern Jahren ihre beiden historischen Gedichte, und ohne Zweifel mit der Billigung und mit der tiefsten Theilnahme derselben verfaßte sie ihre Dramen, über deren Entstehung sie sich in ihrer Vorrede in der naivsten Weise erklärt.

„Es gibt viele Rechtgläubige", schreibt sie, „— und wir können uns selbst nicht ganz von dem Vorwurf rein waschen —, die um der gebildeten Sprache willen die Eitelkeit der Bücher der Alten, der Nützlichkeit der heiligen Schriften vorziehen. Es gibt noch andere, die, wie sehr sie auch die heiligen Bücher lieben und die andern heidnischen Erzeugnisse verachten, doch die Fictionen des Terentius gern oft lesen, und, indem sie sich an den Reizen der Diction ergötzen, sich mit der Kenntniß verbrecherischer Handlungen beflecken. Darum ist, daß ich, die laute Stimme von Gandersheim (clamor validus Gandeshemensis), mich nicht scheue, die Redeweise nachzuahmen, die andere so gern lesen mögen, daß ich die nämliche Schreibart, deren man sich bedient hat, die Zuchtlosigkeit schamloser Weiber zu schildern, nun anwende, die löbliche Keuschheit christlicher Jungfrauen zu preisen, soweit die Fähigkeiten meines Geistes reichen. Eins aber verwirrt mich und macht mich nicht selten schamroth, daß ich bei Werken dieser Art gezwungen bin, meinen Geist und meine Feder dem verabscheuungswürdigen Wahnsinn einer unerlaubten Liebe und der sündlichen Süßigkeit ihrer Unterredungen hinzugeben, Dinge, denen selbst nur ein Ohr zu leihen uns nicht

einmal erlaubt ist. Hätte ich jedoch aus Schamhaftigkeit mich der Darstellung dieser Dinge entziehen wollen, so hätte ich meinen Zweck, welcher die Lobpreisung unschuldiger Seelen ist, nicht erreichen können. Denn je hinreißender die Verführungen der Liebenden sind, je größer ist der Ruhm der göttlichen Hülfe, je rühmlicher der Sieg der Versuchten, besonders wenn es das schwache Weib ist, das siegt, und der starke Mann unterliegt.

„Ich zweifle nicht, daß einige mir vorwerfen werden, daß diese schlechte Schrift viel geringer, viel beschränkter, und ganz unähnlich dem Muster ist, das ich nachzuahmen mir vorgesetzt habe. Dem sei so, ich unterschreibe dieses Urtheil. Ich erkläre jedoch, daß es nicht gerecht ist, mir schuld zu geben, daß ich mich denen, die mich in der Höhe der Wissenschaft weit überragen, mit meiner Schwachheit hätte an die Seite setzen wollen. Ich habe nicht die Vermogenheit, mich auch nur mit dem letzten Schüler der Alten vergleichen zu wollen. Nur nach dem einen streb' ich, wenn auch meine Kräfte nicht so stark sind als der Wunsch: mit demüthiger Hingebung zum Ruhme dessen das beschränkte Maß von Geistesgaben anzuwenden, dessen Gnade es mir gewährt hat.

„Ich bin nicht in mich selbst so verliebt, daß ich um Tadel zu vermeiden mich des Predigens von der Tugend Christi, wie sie in den Heiligen wirkt, enthalten sollte, überall wo es mir aufgegeben wird. Wenn meine fromme Hingebung auch nur einigen gefällt, so wird es mich freuen. Gefällt sie keinem, entweder wegen meiner geringen Fähigkeiten oder um der fehlerhaften Plumpheit meiner Schreibart willen, so werd' ich dennoch mir über das, was ich gethan, Glück wünschen, insofern, daß ich, wie ich frühere Erzeugnisse meiner Unwissenheit in heroische Verse gesetzt, während ich diese Folge dramatischer Scenen gedichtet,

mich doch aller schädlichen Ergötzlichkeiten der Heiden enthalten habe."

Hrotsvitha fand statt Tadel und Geringschätzung Aufmunterung und Beifall unter den gelehrten Männern, denen sie ihre Werke vorlegte. Die Theilnahme des Kaiserhauses, für welches das Kloster Gandersheim ja eine Art von Familienstiftung war, besonders die Bewunderung des jungen Königs Otto, des zweiten dieses Namens, der persönlich an ihr hing und immer der erste sein wollte, der ihre Schriften zu lesen bekam, ermuthigte sie mehr und mehr. So willigte sie denn, obwol nicht ohne Zagen, in des jungen Königs dringende Bitte, die von Gerberge wie vom gelehrten Erzbischof Wilhelm von Mainz nicht minder dringend unterstützt wurde, die Thaten des großen Otto historisch zu besingen. Gerberge und der Erzbischof, nebst andern vertrauten Zeitgenossen, lieferten durch Erzählungen und Berichte ihr die Thatsachen, sie selbst hatte sie nun zu ordnen, zu schmücken und einzukleiden. Es war eine schwierige Aufgabe, denn es waren die Thaten eines Zeitgenossen, und noch kein schriftlicher Bericht kam ihr zu Hülfe, wenn man sie auch ohne Zweifel gehörig mit Documenten einzelner Thatsachen versah. Sie fühlte das ganze Gewicht, die ganze Verwegenheit eines solchen Unternehmens und drückt es gar schön aus in ihrer Vorrede an Gerberge.

„Eine große Last", schreibt sie, „habt Ihr mir auferlegt, daß ich des erhabenen Kaisers Thaten, welche ich nicht einmal im Anhören je konnte vollständig sammeln, in poetischer Form schildern soll. Welche Schwierigkeit bei dem mühevollen Fortarbeiten meiner Unkunde entgegenstand, könnt Ihr selbst ermessen, denn ich fand diese Thaten weder früher aufgeschrieben, noch konnte ich sie aus mündlichen Berichten klar und hinlänglich hervorlocken. Einem Wanderer

vielmehr war ich gleich, der durch unbekannte, weite Waldgründe gehen soll, wo von Schneelasten Weg und Steg verhüllt ist. Da irrt er ohne Führer, und blos den Andeutungen folgend, die man obenhin ihm gab, bald auf Abwegen, bald stößt er wieder unvermuthet auf die Spur des rechten Pfades, bis er endlich im tiefen Walddickicht zu dem ersehnten Platze gelangt, wo er ruhen kann. Dort hält er ein und wagt nicht eher weiter zu gehen, als bis jemand herankommt, der ihn leitet, oder bis er eines Vorgängers Fußtapfen folgen kann. Gerade so habe auch ich, da ich ein weites Gebiet voll herrlicher Dinge betreten mußte, es bei der Vielfältigkeit der königlichen Thaten wankend und schwankend mit größter Mühe durchwandert. Jetzt bin ich überaus müde davon und schweige, ruhend an der rechten Stelle, und gehe nicht weiter, um mich auch auf die Höhe der kaiserlichen Herrlichkeit zu begeben. Erst wenn ich von ausgezeichneten Erzählern durch vielberedte Darstellungen, welche vielleicht schon geschrieben sind, oder doch wol bald geschrieben werden mußten, wieder ermuthigt bin, dann werd' ich vielleicht erlangen, wodurch mein bäurisch Wissen und Können etwas verschleiert wird." [4])

Schon aus diesen Bemerkungen sieht man, daß Hrotswitha bei ihrer metrischen Erzählung keinen Plan hatte, und daß sie ihre „Gesta Oddonis" nicht für ein episches Gedicht wollte gelten lassen. Ob sie dasselbe je eigentlich vollendete, weiß ich nicht; die aufgefundene Handschrift, die mit Heinrich den Vogler beginnt, und den großen Mann gar schön und treffend schildert, geht nur bis in das Jahr 968. Der Plan war ungeheuer, er umfaßte den Preis aller Ottonen (Pan. Oddonum).

So wie es war, ward es verdientermaßen mit dankbarer Bewunderung aufgenommen, und es scheint, daß die Verfasserin die Freude hatte es zu Magdeburg dem

großen Kaiser fünf Jahre vor seinem Tode selbst zu überreichen. Sie war damals in der Blüte ihres geistigen Lebens, etwa zweiunddreißig Jahre alt; ihre ersten und besten Legendengedichte waren Jugenderzeugnisse, auch ihre Dramen hatte sie bereits verfaßt. Ihre spätern Jahre brachten die andern obenerwähnten Legenden hervor, und sie war bereits im Alter vorgerückt, als sie eine metrische Geschichte des Klosters Gandersheim verfaßte, treu und umständlich, und diesmal mit fleißiger Benutzung der Urkunden, die ihr zur Hand lagen. Beide diese historischen Gedichte sind für die Geschichtsforscher von ungemeiner Bedeutung. Ihre „Gesta Oddonis“ sind älter als Witekind. Die Gründung des Klosters ist ein Bild aus der ersten christlich-sächsischen Zeit. Der Historiker weiß aus ersterm leicht zu sondern, was bei der nahen vertrauten Stellung zum Kaiserhause in ihrer Darstellung vielleicht unwillkürlich nicht das rechte Licht bekam, aus letzterm die Wundergeschichten, an deren Realität sie mit ihrer Zeit glaubte.

Hrotswitha hatte den Schmerz, ihres Lieblings, Otto's II., Tod zu erleben; ob auch den Otto's III. ist nicht gewiß. Sie starb kurz vor oder kurz nach diesem tragischen Ereigniß, im ersten Dämmerlichte des 11. Jahrhunderts, etwa fünfundsechzig Jahre alt. Die genaue Zeit ihrer Geburt ist so wenig bekannt als die ihres Todes. Nur so viel ist gewiß, daß sie einige Jahre vor 940, dem Geburtsjahr Gerberge's, das Licht der Welt erblickte.

Es bleibt nun übrig, einige Worte über jene merkwürdigen Dramen zu sagen, die in der Geschichte ihrer Zeit so ganz einzig dastehen. Auch diese sind eigentlich sämmtlich nur dialogisirte Legenden, sechs, vielmehr sieben an der Zahl, denn „Gallicanus“ ist ein Doppelstück. Damit will ich ihnen aber keineswegs gänzlich das dramatische Interesse absprechen, woran es namentlich in „Gallicanus“,

besonders aber in „Callimachus“ nicht fehlt. Man hat es unglaublich gefunden, daß sie je zur Aufführung bestimmt gewesen seien, und zwar in einem Frauenkloster. Aber gerade das ist einer der auffallendsten Züge an ihnen, daß sie technisch so wohl eingerichtet, so bühnengerecht sind. Nichts ist dargestellt, was nicht auch auf unsern Theatern bequem aufzuführen wäre. Das Uebrige wird nur erzählt. Mehrere Scenen, wie z. B. der „Triumphzug des Gallicanus“, sind sichtlich auf einen gewissen Bühneneffect berechnet. Es ist wahr, daß Hrotswitha eigen erklärt, daß sie diese Stücke nur geschrieben, um die Vorliebe für die Fictionen der Alten durch eine möglichst classische Behandlung heiliger Gegenstände zu verdrängen; allein es geht deutlich hervor, daß sie nicht ausschließlich dem Kloster zur Kenntniß bestimmt waren, sie waren dem Hofe, den vornehmern Kriegsleuten bekannt — zu einer Zeit, in welcher nur die Gelehrten und ein Theil der Geistlichkeit lesen gelernt, konnten sie es kaum anders als durch eine theatralische Aufführung werden, die an hohen Festtagen zu Ehren irgendeines Heiligen im Kloster stattfand. Auch die Art von rhythmischer Reim- oder Alliterationsprosa, in denen Hrotswitha ihre Dramen schrieb, scheinen zu beweisen, daß sie zum Vortrag bestimmt waren.

Ueberdem war in Deutschland dem 10. Jahrhundert vielleicht die Idee dramatischer Darstellungen weniger fremd als dem 12. und 13., ehe die Mysterien und Moralitäten unter der Geistlichkeit reif wurden, und aus den Historien und Gauklerpossen des Volks das regelmäßige Fastnachtsspiel sich entwickelte. Es stand der Heidenzeit noch näher. So manche Sitte oder Unsitte aus der alten Sachsenzeit war unmerklich in das noch junge Christenthum hineingewachsen. Bei der Begräbnißfeier Hathumod's, Ludolf's von Sachsens Tochter und ersten Aebtissin von Gan-

dersheim, wurden noch Wechselgesänge gesungen, die an die heidnischen Leichenceremonien der Vorfahren mahnten. Noch knüpfte sich keine mönchische Idee von Sündlichkeit an Theaterwesen und dramatische Formen.

Auch darum, weil diese Stücke so manche derbe, schlüpfrige Scene darbieten, hat man es unglaublich gefunden, daß sie je in einem Kloster aufgeführt worden wären. Hierauf muß ich mit Löher antworten: was eine Klosterfrau schrieb, konnten andere Klosterfrauen auch wol ohne Entsetzen ansehen. Weibliche Zartheit ist eine moderne Eigenschaft. Die eingestreuten Possen aber zeugen eher für als gegen die Aufführung.

Wie dem aber auch sei, viel schwieriger erscheint die Frage, wer die Schauspieler und Schauspielerinnen waren? Die Nonnen? unmöglich, um so unmöglicher, als sie nicht unter sich waren. Löher's Idee, daß, wie 700 Jahre später die Fräulein von St.-Cyr die geistlichen Tragödien Racine's, die Pensionärinnen — die Benedictinerklöster waren sämmtlich mehr oder weniger Schulanstalten — Hrotswitha's Stücke aufführten, scheint mir ebenfalls viel zu kühn. Drei bis vier Jahrhunderte später bei den ersten dramatischen Darstellungen des Mittelalters erschienen bekanntlich gar keine Frauenzimmer auf der Bühne. Die weiblichen Rollen wurden wie im Alterthum von Knaben gespielt, und hier hätten Mädchen, adeliche Fräulein sogar in Mannskleidern auftreten müssen! Ist dies wol glaublich?

Daß Hrotswitha außer dem Terenz noch andere alte dramatische Autoren, namentlich einen oder den andern der griechischen Tragiker kannte, läßt sich unter anderm daraus erkennen, daß sie z. B. in der „Sapientia" den Chor nachahmt, der sichtlich von den Matronen vertreten wird. Der ganze Zuschnitt ihrer Dramen ist antik und hat gar nichts gemein mit den 400 Jahre spätern dramatischen

Productionen des Mittelalters, das vielmehr aus sich selbst schöpfte, wie sich in seinem Innern die ganz dunkeln Erinnerungen an das Alterthum mit den frischern Widerklängen aus dem Orient mischten. Hrotswitha's Latein ist natürlich das Latein ihrer Zeit und von Kennern meist für eben diese Zeit ziemlich correct befunden. Löher sagt: „Hrotswitha's Latein ist kein classisches, sondern es sind deutsche Redensarten in lateinischen Worten" — nennt es aber doch auch „verhältnißmäßig rein".

Und der Werth ihrer Stücke? — Ihre Zeitgenossen haben sie auf das höchste gepriesen; die Kritiker des 15. Jahrhunderts haben ihren Ruhm erneuert. Der alte Geschichtschreiber von Gandersheim, Henricus Bodo, verkündigt ihre Erscheinung mit den Worten: „rara avis in Saxonia visa est." Die Literaten unserer Tage dagegen haben meist gering von ihr geurtheilt, ja sie oft ganz unbeachtet gelassen. Sie wird hölzern, unfruchtbar, ohne poetischen Geist u. s. w. genannt, oder auch ganz übergangen. Ihre Stücke blieben bis vor wenigen Jahren mit Ausnahme des „Gallicanus", von dem Gottsched zur Probe einen Theil verdeutschte — freilich eben auf Gottsched'sche Weise —, ganz unübersetzt. Die zweite Ausgabe ihrer Werke von Schurzfleisch im Jahre 1717 blieb bis auf die neueste Zeit auch die letzte.

Seltsamerweise hatten es erst die Franzosen den Deutschen zu lehren, was sie an der alten Dichterin hätten. Ihre Studien in der Geschichte des mittelalterlichen Dramas führten Villemain, Charles Magnin und einige andere treffliche Köpfe zu diesem vergessenen Schatze der Deutschen. Magnin übersetzte ihre Dramen mit Liebe und Treue und gab Original und Uebersetzung mit einer Einleitung voll gründlicher Forschungen heraus (1845). Erst jetzt schienen unsere Landsleute zur Erkenntniß zu kommen. Die letzten

Jahre haben eine neue Ausgabe und einige Uebersetzungen gebracht. Besonders aber traf es sich glücklich, daß Löher die jetzt in München befindliche alte Handschrift zugänglich war, an deren Studium sich die von mir wiederholt erwähnte Vorlesung knüpfte.

Löher theilt den Enthusiasmus, den Magnin für seinen Fund faßte, wie dies in Fällen so natürlich ist, wenn wir scharfsinnig Dinge erblicken, die andere nachlässig übersehen haben. Wir sind dann leicht geneigt, den Werth dieser Dinge zu überschätzen. Es ist sicherlich zu viel gesagt, daß in Hrotswitha's Werken „einzelnes den Vergleich aushält mit dem Besten, dessen wir uns in der Poesie jetzt erfreuen". Hrotswitha's Dramen sind nur zu oft etwas skeletartig, eine reiche Phantasie kann diese dürren Gebeine wol mit frischem, blühendem Fleisch ausfüllen, allein sie hat eben aus ihrem eigenen Reichthum zu schöpfen. Vielleicht war diese Ausfüllung dem Schauspieler überlassen.

Von den Dramen haben „Gallicanus" und „Callimachus" am meisten Handlung. Das erste, die Geschichte des zum Christenthum bekehrten Feldherrn Constantin's des Großen, ist vielleicht mehr ausgearbeitet als alle übrigen: es hat einen gewandtern Dialog, und in den Charakteren mehr Schattirung als die meisten der andern. „Callimachus", ebenfalls eine Bekehrungsgeschichte, versucht die Liebe, die in „Gallicanus" nur eine zärtliche Begierde ist, als Leidenschaft zu schildern. Callimachus liebt die Drusiana, die sein Gefühl nicht erwidern kann, nicht sowol weil sie eine verheirathete Frau ist, sondern weil sie sich mit ihres Gatten Bewilligung Christus zum Bräutigam erkoren; sie stirbt, eigentlich aus heiler Haut und nur um Unglück zu verhüten. Callimachus' tolle Leidenschaft will sie aus dem Grabe holen; eine von Gott zur Strafe seiner Sünde

gesendete Schlange tödtet ihn. Eine himmlische Erscheinung ruft die Drusiana ins Leben zurück, und die mitleidige Verwendung dieser letztern den jungen Sünder, der dann zum Dank dafür ein Christ wird und sich Gott widmet.

Zwei andere dieser Schauspiele — „Abraham“ und „Paphnutius“ — haben die Buße zweier Magdalenen zum Gegenstand. Dies war überhaupt ein Lieblingsthema der Zeit, und selbst eine Nonne sah in seiner dramatischen Behandlung nichts Unzartes. Welche grobe Scenen uns mitunter hier vorgeführt werden, nicht selten mit einem gewissen derben Humor gemischt! Wer wol die junge Klosterfrau, die kaum einige zwanzig Jahre alt, die Welt verlassen hatte, gelehrt haben mochte, wie es in den Höhlen des Lasters zugeht, und wie Hetären der niedrigsten Art sich geberden? Es versteht sich von selbst, daß alles beim rechten Namen genannt wird. Dies war der Zeit eigen, die nichts verschleierte und darum vielleicht nicht schlechter war als die unserige.

Die beiden übrigen Dramen endlich, „Dulcitius“ und „Sapientia und ihre Töchter“, sind der Verherrlichung der Keuschheit christlicher Jungfrauen gewidmet, was in der That auch das eigentliche Thema in „Gallicanus“ und „Callimachus“ ist. Aber Keuschheit ist für Hrotswitha nicht die heilige Unschuld, die reine, angeborene Frauenwürde, die unbefangen ihren Pfad wandelt, weil sie die Sünde gar nicht einmal kennt, gar nicht einmal an die Möglichkeit denkt, die Sünde zu begehen. Die Keuschheit ihrer Heldinnen ist nicht viel mehr als die Integrität des Körpers, so genau sind sie mit allen Versuchungen bekannt; ihre Tugend ist nicht der natürliche Ekel einer reinen Seele vor jeder Befleckung, nur die Enthaltsamkeit von derselben. Freilich spricht sich in dieser ganzen Auffassung des Begriffs der Keuschheit mehr die grobe rohsinnliche Natur des Zeitalters aus als

die individuelle Stimmung Hrotswitha's. Trotz allen ihren hohen Interesses für die Wissenschaft und für den Ruhm des Kaisers — ist sie in diesem Punkt durchaus Nonne. Die Welt ist ihr ein Sündenpfuhl, die Liebe ist ihr ein entheiligendes Gefühl. In den Frauen kennt sie nur Bräute Christi oder Courtisanen. In ihren sämmtlichen Schauspielen kommt außer Sapientia, die Mutter der drei Heiligen Fides, Spes und Caritas, kein einziges weibliches Wesen vor, das nicht in eine von diesen beiden Kategorien gehörte.

Dieselbe Einwirkung ihrer Zeit ist in der Klostermoral zu erkennen, die hier und da durch edlere Gesinnungen durchleuchtet. Die Heiligen scheuen sich keineswegs, wenn es ihre heiligen Zwecke gilt, Sünder und Weltkinder mit falschen Versprechungen zu kirren. In „Gallicanus" geräth der Kaiser Constantin in keine geringe Verlegenheit, als jener, sein Feldherr, um seine Tochter wirbt, denn die Feinde bedrohen das Reich; er fürchtet den Zorn und Abfall desselben, wenn er ihn abweist, und weiß doch, die Prinzessin ist eine Christin geworden, und hat infolge dessen heimlich ein Gelübde der Keuschheit gethan. Aber Constanze ist nicht allein fromm, sondern auch klug, und weiß sich zu helfen. Die Scene zwischen Vater und Tochter ist eine gute Probe von Hrotswitha's Stil.

Zweite Scene.

Kaiser. Tritt heran, meine Tochter, ich will ein paar Worte mit dir sprechen.

Constanze. Hier bin ich Herr! befiehl was du willst.

Kaiser. Ich bin von Herzensangst ergriffen, und eine schwere Traurigkeit beugt mich danieder.

Constanze. Gleich als ich dich kommen sah, bin ich diese

Traurigkeit gewahr geworden. Ohne die Ursache davon zu wissen, fühlte ich Furcht und Sorge.

Kaiser. Deinetwegen traur' ich.

Constanze. Um mich?

Kaiser. Um dich.

Constanze. Ich erschrecke. Was ist es, Herr?

Kaiser. Ich fürchte dich zu betrüben, sag' ich es dir.

Constanze. Mehr noch betrübst du mich wenn du es nicht sagst.

Kaiser. Herzog Gallican, dem eine ganze Reihe von Triumphen zum höchsten Rang unter den Fürsten erhoben, und dessen Hülfe uns so oft zur Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig gewesen —

Constanze. Was mit ihm?

Kaiser. Er begehrt dich zur Gattin.

Constanze. Mich?

Kaiser. Dich.

Constanze. Lieber will ich sterben!

Kaiser. Ich wußt' es vorher.

Constanze Es kann dich nicht wundern, denn mit deiner Erlaubniß war es, daß ich meine Jungfrauenschaft Gott geweiht.

Kaiser. Wol gedenk' ich dessen.

Constanze. Kein Tod wird mich je zwingen, mein Gelübde zu verletzen.

Kaiser. Das ziemt sich so. Aber um so mehr beunruhigt es mich. Denn wenn ich dir nach meiner väterlichen Pflicht erlaube, deinen Vorsatz auszuführen, so wird der Staat keinen geringen Schaden dadurch leiden. Wenn ich aber, was fern von mir sei, mein Wort zurücknehme, so setze ich mich den ewigen Strafen aus.

Constanze. Wenn ich am göttlichen Beistande verzweifelte, so müßte ich, ich mehr als irgendjemand, mich dem Schmerze überlassen.

Kaiser. Allerdings.

Constanze. Allein es ist kein Raum zur Traurigkeit geblieben in einem Herzen, das ganz von Gott erfüllt ist.

Kaiser. Wie schön gesagt, meine Constanzia!

Constanze. Verschmähst du nicht meinen Rath anzunehmen, so will ich dir ein Mittel vorschlagen, diese doppelte Gefahr zu umgehen.

Kaiser. O wäre dem so!

Constanze. Stelle dich, als seist du, wenn der Feldzug glücklich beendet, geneigt seine Wünsche zu erfüllen; und um ihn glauben zu machen, daß auch ich einwillige, sage ihm, ich begehre, daß er, zum Pfande der Liebe, die uns vereinigen soll, seine Töchter Attica und Artemia während seiner Abwesenheit bei mir lasse. Er aber soll meine beiden obern Hofbeamten Johannes und Paulus als Begleiter mit sich nehmen.

Kaiser. Und was thu' ich, wenn er siegreich zurückkehrt?

Constanze. Wir müssen den Schöpfer aller Dinge anflehen, daß er unterdessen Gallicanus' Sinn anders lenkt.

Kaiser. O Tochter, Tochter, wie hat die süße Milde deiner Worte den bittern Kummer deines Vaters gemildert. Schon fühl' ich mich nicht mehr von Unruhe über diese Sache gequält.

Constanze. Es bedarf ihrer nicht.

Kaiser. Ich gehe und besteche Gallican mit diesem erfreulichen Versprechen.

Constanze. Geh in Frieden, Herr.

Constanze bekehrt nun die Töchter während des Feldzugs, und der unter dieser Bedingung versprochene Sieg bestimmt Gallicanus nicht blos ein Christ zu werden, sondern auch ein Mönch und Einsiedler, was denn von selbst den Kaiser seines Versprechens entbindet.

Eine Scene aus „Callimachus" mag uns zeigen, wie Hrotswitha die Liebe schildert.

Dritte Scene.

Callimachus. An dich, o Drusiana, richte ich meine Rede, du meine herzlich Geliebte!

Drusiana. Aeußerst verwundert sinne ich, was du von mir willst, Callimachus, indem du deine Rede an mich richtest.

Callimachus. Du wunderst dich?

Drusiana. Sehr.

Callimachus. Zuerst von Liebe.

Drusiana. Was von Liebe?

Callimachus. Es meint, daß ich dich vor allen Dingen liebe.

Drusiana. Was sind die Bande der Blutsverwandtschaft,

welche gesetzliche Bedingung des Verhältnisses bewegt dich, mich so zu lieben?

Callimachus. Deine Schönheit!

Drusiana. Meine Schönheit?

Callimachus. Ja wohl!

Drusiana. Was ist sie dir?

Callimachus. Leider, leider bis heute noch nichts, aber ich hoffe bald soll sie mich näher angehen!

Drusiana. Steh ab, steh ab, schändlicher Verführer! Ich erröthe länger Worte mit dir zu wechseln. Ich fühle du bist voll teuflischen Betrugs!

Callimachus. Meine Drusiana! stoß nicht den Liebenden zurück, der mit ganzer Seele an dir hängt. Vielmehr erwidere meine Liebe.

Drusiana. Fort! deine Schmeichelworte schätze ich gering; deine Begierden ekeln mich an und dich selbst veracht' ich.

Callimachus. Bisjetzt hab' ich dem Zorn nicht Raum gegeben. Vielleicht erröthest du nur zu gestehen, daß meine Zärtlichkeit auch in dir etwas für mich weckt.

Drusiana. Nichts anderes als Zorn.

Callimachus. Noch hoffe ich deine Gefühle werden sich ändern.

Drusiana. Niemals, niemals werde ich mich ändern.

Callimachus. Vielleicht!

Drusiana. Unsinniger! Rasender! was täuschest du dich? Warum dich mit falscher Hoffnung verblenden? Aus welchem Grunde, aus welchem Wahnsinn sollte ich deinem Zudringen nachgeben, ich, die ich schon so lange selbst dem Bett des gesetzlichen Gatten mich entzogen?

Callimachus. Bei Göttern und Menschen sei es geschworen, gibst du mir nicht gutwillig nach, werde ich mich nicht beruhigen, werde nicht abstehen, bis ich dich so umstrickt habe, daß du mein werden mußt.

Drusiana (allein). Weh mir, Jesus Christ! was hilft mir mein Gelübde der Keuschheit, wenn mein Antlitz diesen Wahnsinnigen so verwirrt hat? O Herr! sieh meine Furcht, sieh meinen Schmerz. Was soll aus mir werden? Was soll ich thun? Ich weiß es nicht. Wenn ich ihn verrathe, so wird ein Bürgerkrieg entstehen! Wenn ich mich verberge, wie kann ich mich ohne deine Hülfe seinen teuflischen Fallstricken entziehen. O Christus,

heiß mich doch gleich in dir sterben, daß ich nicht das Verderben dieses jungen Wollüstlings werde!

Und wirklich ist auch der Heiland so gefällig, sie auf der Stelle hinsinken und sterben zu lassen. Die Scene ist übrigens nicht ohne Feinheit, denn das zärtliche Mitleid, das durch Drusiana's Abscheu durchleuchtet, läßt sich nicht verkennen. Magnin, der das Stück übertrieben bewundert, hat zuerst auf eine allerdings sehr auffallende Uebereinstimmung einiger Situationen desselben mit zwei ähnlichen in Shakspeare's „Romeo und Julia" aufmerksam gemacht. Die erste dieser Scenen ist die am Grabe, die aber ganz der Legende angehört; die zweite wo Callimachus sich seinen Freunden, Romeo sich dem Benvolio entdeckt. Aber es scheint mir, als würde diese seltsame Uebereinstimmung sich auf einige Worte reduciren lassen, nämlich: ich liebe — ich liebe ein Weib — und sie ist schön die ich liebe. — Der Geist der Unterhaltungen ist total verschieden. Callimachus sucht die Freunde auf, sich ihnen zu entdecken, um Trost bei ihnen zu finden. Romeo stößt den forschenden Freund zurück. Er mystificirt ihn mit seinen Concetti und Witzeleien, denn er möchte ihn gern los sein; Callimachus dagegen wird von den Freunden und ihren scholastischen Wortklaubereien mystificirt. Romeo ist ganz hoffnungslos, Callimachus spricht die verwegensten Hoffnungen aus. Die Aehnlichkeit möchte demnach wol nur zufällig sein.

Im ganzen geht ein reines, erhabenes Gefühl durch die Schriften dieser Nonne, eine aufrichtige, brünstige Frömmigkeit und ein sie tief durchdringendes Bewußtsein, daß sie ein bloßes Instrument sei in der Hand des Allmächtigen. Ja sie treibt einmal diese Bescheidenheit naiverweise so weit, daß sie sich mit Bileam's Eselin vergleicht, der die Gnade der Gottesmutter die Lippen geöffnet. Ihre

Lehrbegierde kannte keine Grenzen, und sie ist viel selbstzufriedener über das mühsam erlangte Wissen als wegen des ihr von Gott gegebenen Talents. Die meisten ihrer Stücke sind mit einiger Gelehrsamkeit verbrämt, und diese Würze ist manchmal, wie z. B. in der „Sapientia", ohne alles Maß eingemischt. Es scheint sie that dies aus einer Art von Pflichtgefühl; wenigstens schreibt sie an ihre Gönner, die Gelehrten, denen sie ihre Werke zuschickte:

„Daß ich nicht etwa die Gabe Gottes in mir aus Nachlässigkeit vernichten möchte, bin ich jedesmal, wenn es mir etwa gelungen, dem alten Mantel der Philosophie ein paar Fäden auszuziehen, darauf bedacht gewesen, sie in dem Gewebe des Buches, das mich gerade beschäftigt, einzuflechten." — Und so finden wir denn auch, daß sie in „Callimachus" einen Theil ihrer Scholastik niederlegt; in „Paphnutius" ihre gelehrten Kenntnisse von der Musik, in „Sapientia" ihr arithmetisches Wissen; und gewiß wurden diese Stellen zu einer Zeit, wo die Erlangung aller Buchkenntniß noch mit so großer Schwierigkeit verknüpft war, von Zuhörern und Lesern nicht am wenigsten bewundert.

Bei dem großen Ruhme, den Hrotswitha erlangte, muß es uns natürlich sehr wunder nehmen, daß sie, soweit es der Nachwelt bekannt geworden, durchaus keine Nachahmerinnen fand. Im Gegentheil erwies sich das 11. Jahrhundert in Deutschland ganz besonders geistig leer und stumpf, nicht allein in Bezug auf das geistige Leben der Frauen, sondern überhaupt in Bezug auf die deutsche Entwickelung. Seitdem unter den fränkischen Kaisern die Geistlichkeit unabhängiger und reicher geworden, verfielen die Schulen mehr und mehr. Die sächsischen Herrscher hatten für das Unterrichtswesen einen rühmlichen Eifer gezeigt. Kenntnisse ehrten den Mann und gaben ihm auch bei dem Unwissenden Ansehen. Bis zur Mitte der fränkischen Pe=

riode schämten sich auch die höchsten Geistlichen nicht, in den Schulen selbst zu lehren. Bischof Bernwald von Hildesheim, der als Presbyter einer der Hauptlehrer des unmündigen Otto III. gewesen, unterrichtete noch als Bischof talentvolle Schüler in Malen und Bildhauen. In den Stiftsschulen hatten früher die Domherren stets selbst gelehrt. Seitdem sie reicher und üppiger geworden waren, hielten sie schlecht besoldete Vicarien, die um leben zu können, noch manche andere, erniedrigende Arbeiten thun mußten. Die Klosterschulen fürchteten bei dem Verfall der Stiftsschulen die Rivalität derselben nicht mehr und sanken mit ihnen. Unter dem Adel und den Fürsten nahmen rohe Sitten, Trunk und Völlerei mehr und mehr überhand. Mit welcher Rücksichtslosigkeit und mit welchem Mangel an Anständigkeit Frauen, mitunter auch die höchsten, behandelt wurden, geht unter anderm aus einer Anekdote hervor, die Ditmar von Merseburg in seiner Chronik erzählt. Nach Otto's III. plötzlichem Tode kamen zu Werla in Westfalen zum Landtag gar viele der vornehmsten Fürsten und eine große Anzahl des hohen Adels zusammen, über die neue Kaiserwahl zu rathschlagen. Auch Otto's Schwestern waren dort und mehrere andere der vornehmsten Frauen. Für diese hatte der Rath der Stadt eine eigene Tafel decken lassen, für welche ohne Zweifel alles feiner eingerichtet war, und auf der sich die kostbarsten Gerichte erwarten ließen. In dies Gemach nun drangen der Markgraf Eckard von Meißen — der sich selbst um die Krone bewarb —, der Herzog Bernard von Sachsen und der Bischof Arnulf von Halberstadt, warfen sich gierig über Speise und Trank her und verschlangen alles, ohne daß die bestürzten Tafel- und Kellermeister es hindern konnten. Als die hohen Damen erschienen, fanden sie alles ausgeleert und nichts als die ekelhaften Spuren einer viehischen Völlerei. Den drei Für-

sten aber nebst ihrem Gefolge erschien ohne Zweifel der Spaß köstlich.

Aber nicht allein Roheit und Unsitte, eine grobe Sinnlichkeit und eine kaum von der Religion gezügelte Immoralität und Lasterhaftigkeit herrschte in allen Ständen. Räubereien und brutale Gewaltthaten fanden täglich statt. Der Bischof Burkhard von Worms, der im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts sein Amt versah, zählte in einem Jahre 35 in seinem Sprengel verübte Mordthaten, nach denen die Mörder keine Buße gethan. Diejenigen, welche durch Kirchenbuße absolvirt waren, mochten unzählig sein.

Was die Frauen anbelangt, so sind die wenigen ausgezeichnetern Namen, die in dieser Periode in der deutschen Geschichte vorkommen, sämmtlich die von Ausländerinnen. Die berühmte Markgräfin Mathilde, wenn auch noch so tief mit der deutschen Geschichte verwickelt, war eine Italienerin. Die Kaiserin Agnes, die Gemahlin Heinrich's III., und späterhin Vormünderin des unglücklichen Heinrich IV., war eine Prinzessin von Poitou. Als sie im Jahre 1044 ihre schöne, bald darauf von tausend Liedern widerhallende Heimat verließ, war es auch dort noch Nacht, aber der Morgen, der erst hundert Jahre später in Deutschland anbrach, dämmerte dort schon. Sie war verständig und ohne Zweifel viel gebildeter als irgendeine deutsche Prinzessin jener Zeit.

Der Schluß des 11. Jahrhunderts eröffnete bekanntlich für ganz Europa die Pforte zu einem neuen Culturzustande. Mit den Kreuzzügen kamen zwar mit einer Menge von neuen Bedürfnissen auch neue Laster aus dem Orient herüber, allein auch ein aufblühender Handel, ein erweiterter Gesichtskreis, eine verfeinerte Gesinnung, ein erhöhter Gedankenschwung. Zu einem tiefern Eingehen in diesen Gegenstand ist hier nicht der Ort. Für unsern Zweck ist nur die eine Frage von Bedeutung: hatten alle die phantasti-

schen ritterlichen Huldigungen der Troubadours und Minnesänger, die Verherrlichung, bei jenen hauptsächlich der Einen, bei den Deutschen mehr noch die des ganzen Frauengeschlechts auch einen wahrhaften Einfluß auf die bürgerliche Stellung der Frauen im allgemeinen? Wurden sie dadurch freier? Konnte sich ihr Geist besser entwickeln? Finden sich irgend Spuren sittlicher Veredlung während dieser Periode auch im Frauenkreise?

Auf die gesellschaftliche Stellung der Fürstinnen und adelichen Frauen hatten die Huldigungen der Männer allerdings keinen unbedeutenden Einfluß, auf ihr häusliches Leben wol weniger, eben weil der ganze Minnegesang nur ein künstliches Product war, weil das Herz daran so ungleich weniger Antheil hatte als die Phantasie. Mit geringer Ausnahme deutet alles in den Minneliedern entweder auf ein Verhältniß der Galanterie oder der Sinnlichkeit hin, wodurch das Weib im allgemeinen nicht in der Achtung der Männer steigen konnte. Geistig mußte nothwendig das Anhören so lieblicher Töne, in denen wenn auch nicht viel Gedanken, doch eine große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und kunstvolle Formen ihr Ohr umstrickten und ihre Phantasie bezauberten, gewiß auch auf die adelichen Frauen keinen unbedeutenden Einfluß haben. Bisjetzt hatte es in der deutschen Sprache nur Bänkelgesang gegeben, der schwerlich seit den Zeiten der ehrwürdigen Judith, Ottfried's Freundin, viel reiner und züchtiger geworden war. Die lieblichen Lieder der Minnesänger und die complicirten poetischen Erzählungen der hohen Meister, die sie bei den Hof- und sonstigen Festen nun anzuhören bekamen, müssen ungefähr dieselbe Wirkung auf ihren Geist gehabt haben, die das Lesen von Romanen und gemischten Gedichtsammlungen jetzt auf den vornehmern Theil des weiblichen Geschlechts hat, wenn der Geist nicht vorher durch eine tüchtige Schul-

bildung gegen die giftig-süßen Einflüsse phantastischer Fiction gestählt ist. Wie anziehend diese Gedichte für die Frauen waren und welchen Herzensantheil sie daran nahmen, davon gibt Hugo von Trymberg Zeugniß, wenn er im „Renner" singt:

Wie Herr Dietrich focht mit Ecken,
Und wie hievor die alten Recken
Durch Frauen sind verhauen,
Das höret man noch manche Frauen
Mehr klagen und weinen zu manchen Stunden,
Als um unsres Herren heilige Wunden.

In welcher gräßlichen Wildniß des sittlichen Gefühls die Blumen der schönen Lieder und erfindungsreichen Erzählungen der mittelalterlichen Poesie keimten und aufsproßten, darauf deutet so mancher Zug ihrer Geschichte. So z. B. wenn wir die Beschreibung des Sängerkriegs auf der Wartburg lesen, wo der Tod des Besiegten auf seiner Niederlage stand und er sein Leben nur retten konnte, indem er sich unter dem Mantel der Landgräfin Sophie verbarg. Oder wenn Ulrich von Lichtenstein seiner Angebeteten seinen abgehackten Finger schickt und sie verspricht, ihn in ihrer Lade zum Angedenken seiner Ergebenheit aufzuheben. Des letztgenannten „Frauendienst" überhaupt ist ein schlagendes Zeugniß der großen Unnatur und kaum halbverschleierten Immoralität jener Verhältnisse. Aus eben dieser abenteuerlichen Erzählung sehen wir übrigens auch, daß viele fürstliche und adeliche Frauen des 13. Jahrhunderts lesen und schreiben konnten. Während Ulrich für seine Lieder immer einen Schreiber nöthig hatte, und einmal sogar neun Tage warten mußte, ehe er den Inhalt eines empfangenen Briefes seiner Geliebten erfahren konnte, da er sich nicht auf das Lesen verstand und sein Schreiber

und Vertrauter eben verreist war, konnte nicht allein die Fürstin, sondern auch die „Niftel“ Briefe lesen und schreiben, und Ulrich erwähnt es nicht einmal als etwas Besonderes.

Auffallend bleibt es immer, daß, während unter dem Heere der süßen Sänger der Provence doch wenigstens einige Sängerinnen genannt werden, sich unter der Schar der Minnesänger keine einzige Minnesängerin findet. Daß die Frauen manchmal ihre Brieflein in gereimten Versen schrieben, sehen wir aus denen, die Ulrich als „Frau Venus“ empfing. Man könnte einwenden, daß die deutschen Frauen die Oeffentlichkeit scheuten, und darum ihre Gaben zurückhielten, indessen wäre es z. B. einer Fürstin leicht gewesen, ihre Erzeugnisse von einem der Meister vortragen zu lassen, wie ja auch viele der männlichen Sänger thaten. Man könnte auch sagen, daß Minnelieder zu dichten gegen die Begriffe der Zeit von weiblicher Zucht und weiblichem Anstand gewesen wären, um so mehr, als eheliche Liebe ganz außer dem damaligen Bereich der Poesie lag. Dies gebe ich gern zu, denn obwol die Ideen von Zucht und Bescheidenheit, die im Mittelalter galten, mit den unserigen durchaus nicht übereinstimmten — noch bis tief in das 17. Jahrhundert hinein sprachen die Frauen mit einer nach unserer Ansicht groben und schamlosen Offenheit von Dingen, an die der bloße Gedanke unsere heutigen Frauen erröthen macht —, so gab es doch offenbar und gibt in jedem Zeitalter eine gewisse conventionelle Schicklichkeit, die von großer Macht ist. Indessen war ja der Minnegesang keineswegs auf die Liebe beschränkt. Seine sonstigen Gegenstände aber, die Lust an Wald und Wiese, die Wonne des Frühlings, der Preis der Jungfrau Maria u. s. w., waren gerade recht von der Art, Frauengemüther anzuregen. Allein in Deutschland sehen

wir durch das ganze Mittelalter Frauen und Fräulein nur immer als Hörerinnen, Empfängerinnen, in einigen Fällen wol auch Beurtheilerinnen. Von weiblichen Productionen hören wir nirgends.

Zwar ist allerdings ein Gedicht, der „Winsbeckin, ein mütterlicher Rath an die Tochter", vorhanden, ein Gegenstück zu dem „väterlichen Rath" des Ritter Winsbeck an den Sohn. Die Dame, Marie von Winsbeck, soweit ihre Existenz ausgemacht ist, war die Gattin des Kanzlers Fried-rich's des Rothbarts und stand an der Spitze der Damen, die bei Turnieren und Liedeswettkämpfen den Siegern die Preise und Kränze ertheilten. Sie scheint das Amt einer Oberhofmeisterin versehen zu haben, und mochte in hohem Ansehen stehen und recht gut im Stande sein, ein Lied zu schätzen. Allein die Verfasserin jenes Gedichts war sie wahrscheinlich so wenig, als ihr Gatte der Dichter des „väterlichen Raths" war. Beide Gedichte werden vielmehr dem Wolfram von Eschilbach zugeschrieben.

Ueber zwei Jahrhunderte lang müssen wir in Deutschland noch die schwachen Spuren weiblicher geistiger Productionen ausschließlich in den Klöstern suchen. Um die Mitte des 12. war **Hildegardis**, mit dem Zunamen de Pingva von Spanheim, ihrer Prophezeiungen wie ihrer Gelehrsamkeit wegen berühmt. Sie war schon 1098 geboren und lange Zeit Aebtissin des Klosters St.-Ruprecht's zu Bingen am Rhein. Ihr Geist war so umfassend, daß es wenige Zweige der Gelehrsamkeit gibt, in denen sie sich nicht versucht hätte, nicht allein Theologie, Philosopie und Poesie, sondern sie schrieb auch ein Buch „De medicina simplici et composita", das von Spätern abwechselnd gepriesen und herabgesetzt wird. Die Heilkunst war damals gebührend großentheils in Frauenhänden. Auf Veranlassung der Bischöfe beschrieb sie das Leben mehrerer Heiligen; beson-

ders wichtig aber war ihr die moralische Frage, denn sie war unermüdlich, gegen das lasterhafte Leben der Geistlichkeit, die Hoffart des Papstes und die Vernachlässigung der heiligen Aemter in lateinischen Schriften und deutschen Predigten zu eifern. Viele ihrer Werke wurden im 16. und 17. Jahrhundert des Druckes werth befunden. Sie starb 82 Jahre alt im Jahre 1180, und ihr Leben und Wirken ward umständlich beschrieben.

Gleicher Ehren genoß auch ungefähr zur nämlichen Zeit **Richlindis**, Aebtissin zu Hohenburg im Bisthum Eichstädt. Ihre große Tüchtigkeit gab dem Kaiser Friedrich I. besonderes Vertrauen zu ihr, sodaß, als das Ottilienkloster im Elsaß in Verfall kam, sie eigen von ihm dahin geschickt ward, alles dort wieder in Ordnung zu bringen, was ihr auch gelang. Sie hinterließ den Ottiliennonnen ein Andenken in einem Carmen, in welchem sie in Christi Namen zu ihnen spricht. Um ein Beispiel zu geben, von welcher Art die Verse dieser Nonnendichterinnen im 12. Jahrhundert waren, theile ich jenes Gedicht mit, nur schade, daß es, da sein Hauptschmuck in seinen Reimen besteht, ganz unübersetzbar ist. Christus spricht:

O pie grex, cui coelica lex est nulla doli fex!
Ipse sim mons, ad patriam pons atque boni fons,
Qui via, qui lux, hic tibi sit dux, alma tegat crux,
Qui placidus ros, qui stabiles dos, virgineos flos,
Ille regat te, commiserans te, semper ubique!

Den nachfolgenden Spruch läßt sie Christus an die hohenburger Klosterjungfrauen thun:

Vos quos includit, frangit, gravat, attrahit, urit
Hic carcer moestus, labor, exilium, dolor, aestus;
Me lucem, requiem, patriam, medicamen et umbram:
Quaerite, sperate, scitate, tenete, vocate!

Ihre Nachfolgerin war Frau **Herrard von Landsberg**, auch eine gelehrte Lateinerin und Dichterin. Sie verfaßte mit einer für ihre Zeit ungewöhnlich gewandten Feder nicht allein mehrere Legenden, sondern auch ein vielgelesenes und bewundertes Buch, in dem sie eine Menge von merkwürdigen Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament zusammentrug, auch sonst darauf bezügliche Gegenstände erklärte, und es „Hortus deliciarium", d. h. Garten der Ergötzlichkeiten, nannte. Dieses werthvolle Buch widmete sie der hohenburgischen Schwesternschaft, für die es hauptsächlich bestimmt war, in einer gereimten Vorrede. Man denke sich welche Wirkung die Verarbeitung eines so reichen Stoffes unter den nur mit Heiligenlegenden und Märtyrergeschichten bekannten Nonnen haben mußte![5])

Sonst wird auch noch **Elisabeth**, eine Aebtissin des Klosters der Benedictinerinnen zu Schönaug unweit Trier, als besonders gelehrt genannt. Sie widmete hauptsächlich ihre geistige Thätigkeit der Verherrlichung der heiligen Ursula und der Elftausend Jungfrauen. Sie starb schon im Jahre 1162 und die gesunde Wirksamkeit der Herrard, die erst in der letzten Hälfte des Säculums schrieb, erscheint daher als ein wahrhafter Fortschritt.

Daß übrigens den heiligen Frauen jener Zeit das Lernen zuweilen ziemlich schwer gemacht wurde, müssen wir aus der Geschichte der **Hildegundis** schließen, die ohne Zweifel, weil sie keinen Zutritt zu einem der gelehrtern Benedictinerinnenhäuser erlangen konnte, Mannskleider anlegte und sich in einem Cistercienserkloster bei Heidelberg als Mönch einkleiden ließ. Es findet sich jedoch nicht, daß ihre Lernbegierde große Resultate gehabt hätte. Sie scheint, als sie 1188 mit Tode abging, es zu keinem andern Geistesproduct gebracht zu haben als zu einem Leben Johannes des Täufers nach der Legende.

Das 13. und das 14. Jahrhundert gewähren keine größere Ausbeute. Ich fürchte die Leser durch bloße Namen zu ermüden, und doch gehören Namen einmal zu den wichtigsten Anhaltpunkten der Geschichte. Beispiele aber aus den geistig höchst beschränkten Schriften der frommen Nonnen zu geben, scheint kaum der Mühe werth. Als ausgezeichnet an Gelehrsamkeit werden im 13. Jahrhundert **Agnes Assisinas**, Nonne des St.-Clarenordens, und **Gertrud**, Gräfin von **Hackeborn**, genannt, die im Jahre 1251 Aebtissin zu Helpede in der Grafschaft Mansfeld ward und 1290 starb. Die Schriften der letztern wurden noch im 17. Jahrhundert abgedruckt und in der katholischen Kirche sehr hoch gehalten. Auch sonst gab es noch gelehrte Nonnen in diesem Kloster: die Herzogin Sidonie von Sachsen ließ im Jahre 1505 ein von einer Ungenannten verfaßtes Manuscript: „Ein Buch der Botschaft der göttlichen Gnade", drucken.

Daß Nonnen in den Klosterkirchen zu predigen pflegten, kommt wiederholt vor. Hrotswitha spricht von ihren Predigten. Die obengenannte Hildegard von Bingen hat 58 Predigten hinterlassen. Wahrscheinlich bedienten sich die frommen Frauen dabei mitunter auch der deutschen Sprache, da unter den Nonnen wie unter den Mönchen die lateinische doch wol nur ausnahmsweise verstanden ward. Die schöne Homilie aber über das Evangelium vom Sohne der Witwe von Nain, die **Floriana von Selsen**, Priorin eines Cistercienserklosters zu Gottesthal, dem Abte von Korvei im Jahre 1290 zuschickte, muß wol lateinisch geschrieben gewesen sein, denn die Antwort, in welcher er jene Predigt so überschwenglich preist, ist lateinisch.

Im 14. Jahrhundert finde ich, ohne Zweifel mehr zufällig als bedeutungsvoll — denn die Klosterstudien dauerten fort —, keinen einzigen weiblichen Namen in der deutschen Literatur. Der zunftmäßige Charakter, den die Liebes-

kunst nach und nach annahm, konnte sie den Frauen nicht näher bringen, und die Gründung der ersten deutschen Universitäten auch auf ihre Bildung keinen unmittelbaren Einfluß haben. Doch fehlt es sonst nicht ganz an Zeugnissen eines einigermaßen verfeinerten Frauenlebens. Besonders hatte das Hauswesen durch den zunehmenden Wohlstand auch der Bürgerklassen und durch Aufblühen der Städte sehr an Behaglichkeit und äußerer Gemächlichkeit gewonnen, was doch immer mehr oder weniger der geistigen Entwickelung zugute kommt.

Vielleicht würde z. B. ein Speisezettel aus dem 14. Jahrhundert ein ebenso charakteristisches Zeugniß des Bildungszustandes dieser Periode sein als ein ganzes Verzeichniß von Klosterschriften. Das auffallende Misverhältniß von Fleisch- und Fischgerichten zu der kleinen Quantität von Mehlspeisen und besonders von Gemüsen darf gewiß als charakteristisch bezeichnet werden.

Ein ebenso wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte würde eine genaue Beschreibung der weiblichen Kleidung jener Zeiten sein. Es gibt auch dergleichen, aber die Namen der Stoffe und einzelner Theile der Kleidung sind uns kaum noch verständlich. Einen klarern Begriff von der Tracht einer nur um wenig spätern Zeit geben alte Bilder und die Hautreliefs und Figuren der Leichensteine: beide bezeugen die damalige gänzliche Abwesenheit des guten Geschmacks und den zum Erschrecken großen Mangel an Schönheitssinn, der jahrhundertelang über ganz Deutschland herrschte, und die totale Vernachlässigung des weiblichen Geistes zum Theil erklärlich macht.

In Italien freilich war der geistige Keim nie gänzlich erstickt worden und durch die dunkelste Nacht des Mittelalters strahlen einzelne Sterne. Aber auch Frankreich, das während der Karolinger- und spätern Merovingerzeit fast

so sehr im Argen lag als Deutschland, war ihm im 12. Jahrhundert schon weit vorangeschritten. Hunderte von Schülern saßen dem geistreichen Abälard zu Füßen, und mit Heloisens seelenvollen, gemüthsinnigen Briefen das steife, holperige Latein der guten Aebtissinnen von Hohenburg und Bingen nur vergleichen zu wollen, hieße erstere entweihen. Wenn auch Heloise unter andern französischen Frauen des 12. Jahrhunderts hoch hervorragte — ja so übernatürlich hoch, daß sie in der Sage und in dem Volksliede, das unter den bretagnischen Bauern sich erhalten, nur noch als Zauberin und Schwarzkünstlerin fortlebt —, wenn auch sie eine blühende Oasis in dieser Geisteswüste ist, wen haben wir im 13. Jahrhundert der naiven normannischen Reimerin Marien von Frankreich und den provenzalischen Sängerinnen zu vergleichen, und wen im 14. Christinen Pisani mit ihren hübschen „dits"? — nebenbei gesagt, ein allerliebstes kleines charakteristisches Wörtchen für jene unbedeutenden Liedchen, das heutzutage blos noch im englischen „ditty" lebt.

Von da an fängt der Blumengarten weiblicher Vers- und Reimkunst in Frankreich an recht üppig aufzublühen. Name reiht sich an Namen durch das ganze 15. und 16. Jahrhundert durch. Clotilde de Surville und ihre Schülerinnen Sophie de Lionna und Juliette de Vivarez, Zeitgenossinnen der Jungfrau von Orleans; Anna de Graville, Hoffräulein der „guten Königin Claude", Gemahlin Franz' I.; Margarethe von Valois, Schwester dieses Königs, Marie Stuart, Magdalene und Katharine des Roches, Mutter und Tochter, letztere so berühmt geworden durch den in fünf Sprachen besungenen Floh — welcher reich besternte Himmel, verglichen mit der finstern Nacht, die damals noch in der weiblichen Literaturzone unsers Vaterlandes herrschte; und daß Poesie nicht ausschließlich an den

Höfen und in den adelichen Kreisen geschätzt ward, sehen wir daraus, daß auch zwei lyonner Bürgersfrauen als Dichterinnen berühmt wurden: Luise Labé, la belle Cordelière genannt, weil ihr Mann ein Seiler war, und Pernette de Guillet, bekannter unter dem Namen: la cousine; denn ihres Mannes Name war Cousin. Nun denke man sich einmal dagegen eine Frau Meisterin aus der Schuster- oder Gerberzunft!

Nicht etwa als ob wir diesen Mangel um der Poesie willen beklagen sollten. Man weiß was die Dichtkunst der deutschen Männer damals werth war, die Versuche der Frauen wären nur ein noch schwächerer Nachhall gewesen. Und von wie geringem Gehalt war auch die Poesie jener französischen Frauen! Und ist doch noch obenein die Echtheit der einzigen, die vielleicht eine Ausnahme machte, der Clotilde de Surville, kürzlich in Zweifel gezogen! Selbst in den berühmten Liedern der schönen Witwe Franz' II. findet sich kaum ein poetischer Gedanke, und sie können höchstens als hübsche, gefühlvolle Reime gelten. Aber insofern als wir diese sämmtlichen Ergüsse als sichere Zeichen eines erwachenden geistigen Lebens unter dem weiblichen Geschlecht anzusehen haben, als die Evidenz eines aufkeimenden intellectuellen Bedürfnisses sind sie uns von entschiedener Bedeutung.

Ueberhaupt möchte ich es gern genau verstanden wissen, daß ich keineswegs den Werth weiblicher Schriftstellerei überschätze, weder der heutigen noch der damaligen. Sicherlich würde ich ihren Spuren nicht mühselig nachgehen, wenn es andere Abzeichen gäbe, die derzeitige intellectuelle Entwickelung des Geschlechts zu beurtheilen. Wenn unsere Antiquarien sorglich alte Bildwerke vom Staube reinigen und halb wurmzerfressene, dunkle Gemälde dem Auge erkennbar zu machen suchen, so ist es keineswegs, um diese der

Welt als Kunstschätze zu überliefern, sondern nur um die neuere Kunst bis zu ihrer Geburt und Kindheit zu verfolgen und die Schaffungskraft früherer Generationen daraus zu erkennen. Aus dem was einzelne weibliche Wesen damals geleistet, können wir wenigstens schließen, was mehrere andere damals zu leisten fähig waren, und inwieweit der weibliche Geist im allgemeinen zur Reife gekommen war. Trotz des Titels dieses Aufsatzes stehe ich daher nicht an, auch solche Namen zu nennen, die in Verbindung mit einer höhern Bildung oder entwickelten Denkkraft irgend erwähnt worden; denn nicht daß Frauen geistig producirten macht sie für meinen Zweck interessant, sondern daß sie geistig zu produciren befähigt waren.

Zweiter Abschnitt.

Unsere deutschen Literaturhistoriker pflegen gewöhnlich eine neue Periode mit der Reformation zu beginnen, und freilich ist mit Recht die Bildung unserer jetzigen Schriftsprache als der Anfang der neuern deutschen Literatur zu bezeichnen, und für wen wäre der Aufschluß nicht wohl von höherer Bedeutung gewesen als eben für die Frauen? Dennoch scheint mir in der Geschichte der deutschen Frauenbildung schon im 15. Jahrhundert eine neue Periode einzutreten.

Von Italien und Frankreich blieb der Einfluß auch auf sie nicht ganz ohne Wirkung. Ueberdies war es das Jahrhundert des Wiedererwachens der classischen Studien, das Jahrhundert des Humanismus. Es scheint als wenn um

die Mitte desselben in den Männern, besonders den deutschen und niederländischen Gelehrten, plötzlich ein Zweifel aufgestiegen sei, ob wol das Weib nicht noch zu etwas anderm gut sein möchte als zum Kochen, Spinnen und Kinderkriegen? Erasmus zieht in einem Brief an Budäus die Sache ernstlich in Erwägung. Konrad Celtes kündigt seinen Fund von Hrotswitha's Schriften mit lautem Triumph an. Cornelius Agrippa gesteht in seiner Schmeichelschrift „De nobilitate et praeexcellentia foeminei sexus ejusdem que supra virilem eminentia“ sogar mehr zu, als die stolzesten der Frauen je beansprucht hatten, denn den Männern an Geist und Verstand überlegen hielt wol keine ihr Geschlecht. Erst beinahe zweihundert Jahre später trat eine englische Dame, die sich „Sophia, a person of quality“ nannte, mit dieser Prätension hervor, in einem flachen, schnippischen Schriftchen, betitelt „Woman, superiour to man“, und es scheint ihr guter Ernst zu sein, obwol sie mit echt weiblichen Waffen ficht und sich nicht scheut, wenn ihr Arm vom Schwertführen ermüdet ist, mit Haar- und Stecknadeln zu stechen.

Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts stoßen wir auf einzelne Spuren schriftstellender Thätigkeit unter den deutschen Frauen, hauptsächlich unter den Fürstinnen, die mit dem Französischen und Italienischen vertraut waren. Die Schätze der mittelalterlichen deutschen Poesie lagen todt und begraben. Die Handwerksänger zimmerten und hämmerten fort, unbeachtet, wenn nicht verachtet von den Gelehrten wie von den höhern Ständen. Die melodischen Töne des alten süddeutschen epischen Liedes hatten sich in die breitern, flachen Wasserbetten prosaischer Erzählungen verloren. Alte Volkssagen und abenteuerliche Rittergeschichten dehnten sich aus dem beschränkenden Metrum zu desto länger unterhaltenden, weitschweifigen Romanen aus. Besonders muß-

ten die in feinerm Ton gehaltenen französischen Beifall unter den Frauen finden und ihnen durch Uebersetzungen zugänglich gemacht werden. An dieser Art Thätigkeit scheinen sich schon früh einige Frauen selbst betheiligt zu haben.

Margarethe, Gemahlin Herzog Friedrich's von Lothringen, hatte die Geschichte von Lothar und Maller in italienischer Sprache geschrieben, bei welcher Arbeit sie ein lateinisches Original vor sich hatte. Ihre Tochter **Elisabeth** war an einen Grafen von **Nassau-Saarbrück** verheirathet und muß sich wol gründlich der deutschen Sprache bemächtigt haben, denn sie übersetzte ihrer Mutter Buch. Friedrich Schlegel's Erzählung von Lothar und Maller ist nur eine Bearbeitung ihres schon 1437 vollendeten Manuscripts. Auch die Geschichte Hugh Schapeler's übersetzte sie aus einer von ihrem Sohn in Paris copirten Handschrift. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts folgte eine schottische Prinzessin, **Eleonore,** Gemahlin Erzherzog Siegmund's von Oesterreich, ihrem Beispiel und übertrug einen französischen Roman, „Pontus und Sidonia", ins Deutsche. Diese Uebersetzung erschien schon 1464 (nach andern 1498) im Druck und erlebte mehrere Auflagen.

Auch eine **Anna Pfefferinger,** Aebtissin des Klosters Neuburg, schrieb im Jahre 1444 ein deutsches Buch: „Das Leben des heiligen Hilarius", das sie dem Pfalzgrafen Ludwig widmete. Dieser war ein Gönner der aufstrebenden deutschen Literatur, sowie auch seine Tochter **Elisabeth Mathilde,** Erzherzogin **von Oesterreich,** sehr gebildet und eine große Freundin vom Lesen war. Ueberhaupt zeigte sich der österreichische Hof und Adel der deutschen Literatur sehr förderlich. **Margarethe,** Erzherzogin **von Oesterreich** und ebenfalls eine Pfalzgräfin von Geburt, obwol sie selbst das Lateinische mit Fertigkeit las, veranlaßte Niklas von

Wyle, den Seneca ins Deutsche zu übersetzen, und half nach, wo er um den Ausdruck verlegen war. Unter den adelichen Damen werden **Margaretha von Parsberg** und **Ursula von Asberg**, geborene von Seckendorf, als hoch gebildet genannt.

Auch finden sich Beispiele genug, daß die erwachende Lust an Wissenschaft unter den Frauen nicht ausschließlich auf Hof und Adel beschränkt war. Und hier thaten sich besonders die Reichsstädte im Schose Deutschlands hervor. Des berühmten Historikers **Peutinger** in Augsburg Gattin, **Margarethe Welser**, beschäftigte sich mit Alterthümern und Geschichte. Das edle Paar ließ seine Töchter mit der größten Aufmerksamkeit unterrichten. Diese waren überdies durch große Schönheit ausgezeichnet. Sie lernten die lateinische Sprache, wie Peutinger in Bezug auf Juliana an Reuchlin schreibt, schon als ganz kleine Kinder, indem sie zuerst sprechen lernten. **Konstanze**, die für das schönste Mädchen in Deutschland galt, ward auserwählt Ulrich von Hutten öffentlich zu bekränzen, als Kaiser Max ihn zu seinem Poeten ernannte, und **Juliana**, noch nicht vier Jahre alt, den Kaiser Max selber beim Einzug in die Stadt mit einer „herrlichen“ lateinischen Rede zu bewillkommnen.

Man denke sich zu einer Zeit, wo es, wie alle Bilder uns lehren, noch keine Kindertracht gab, und die kleinen Knaben und Mädchen, gerade wie es noch jetzt unter unsern Bauern der Fall ist, nur Miniaturbilder ihrer Väter und Mütter waren, man denke sich, sage ich, zu dieser Zeit ein vierjähriges Engelsköpfchen aus einem hohen, steifen Kragen herausschauen, wie ein Blumenstrauß aus einer Papierdüte, und dies Köpfchen auf einem drei Fuß hohen Figürchen im dicken, faltenreichen Röckchen mit einer dicht unter der Brust befestigten weißen Schürze, von gleicher Länge mit dem Rock, die Händchen aus enganschließenden Aer-

meln und gestärkten Spitzenmanschetten sich hervordrängend! Wer kann ohne Mitleiden die armen Kindlein auf Cranach's und noch auf van Dyck's Bildern in ihren schweren, ungefügen Trachten ansehen?

Bei aller Mühe, die man anfing sich mit der deutschen Sprache zu geben, ward doch gerade um diese Zeit, die das Griechische wieder aufschloß, die classische Literatur am höchsten geschätzt. Eine sehr kenntnißreiche Dame, die **Margarethe Blauver** hieß, wird von Erasmus und Bullinger höchlich gerühmt. Die Schwestern **Pirkhaimer's**, des gelehrten Rathsherrn zu Nürnberg, wechselten beide mit mehreren berühmten Männern lateinische Briefe. **Charitas** war Aebtissin des St.-Clarenklosters bis zu ihrem Tode im Jahre 1532. Sie blieb der alten Lehre treu, und ward gegen ihren Willen durch die Angriffe der Neuerer in die Oeffentlichkeit gezogen. Ihre Schwester **Clara** folgte ihr in ihrer geistlichen Würde, starb aber hohen Alters schon nach wenigen Monaten. Auch noch eine andere nürnbergische Patricierin, **Barbara Creß**, Aebtissin des Klosters Bildenreut im Bisthum Eichstädt, hatte wegen ihrer großen Gelehrsamkeit einen Namen erworben. Unter den Prinzessinnen hatte **Barbara**, eine Markgräfin **von Brandenburg** und mit dem Markgrafen von Mantua vermählt, eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache erlangt; das Lateinische sprach sie mit Fertigkeit. Mehrere andere gelehrte Fürstinnen sind schon oben genannt worden.

Mit dem Erwachen des Sinnes für classische Bildung ging auch die Entwickelung des höhern Kunstverständnisses Hand in Hand. Die deutsche Malerkunst trat im 15. Jahrhundert nur eben gerade aus den Kinderschuhen, wir finden nicht, daß sich eine Frau daran betheiligt hätte. Die Musik greift tiefer ins Herz und es ist der Natur gemäß, daß wir auch darin früher weibliche Mitwirkung wahrnehmen.

Eine Nonne in Nürnberg, **Margarethe Carthäuser** mit Namen, setzte zwischen den Jahren 1458 und 1470 Choräle in regelrechten Compositionen. Acht Bände dieser merkwürdigen Erzeugnisse waren mindestens im Anfang des 18. Jahrhunderts noch auf der Stadtbibliothek vorhanden und sind es hoffentlich noch immer.

Wenn wir erwägen, mit welchen Mühseligkeiten die Aneignung von Kenntnissen durch Lesen zu jener Zeit noch verknüpft war, so können wir uns über den gewaltigen Fortschritt, den wir in deutscher Frauenbildung im 15. Jahrhundert wahrnehmen, nur verwundern. Die ersten Druckschriften waren zwar bereits um die Mitte desselben erschienen, aber obwol die Erfindung reißend schnellen Fortgang hatte, und gegen das Ende desselben Jahrhunderts sogar schon Romane gedruckt wurden, so blieben Bücher doch noch lange ein theuerer Artikel. Noch kostspieliger waren natürlich Manuscripte gewesen. Zwar ward das Schreiberhandwerk mehr und mehr verbreitet und der Schreiberlohn mußte darum fallen. Auch Frauenzimmer trieben es; eine der bedeutendsten Volksliedersammlungen ist von einer Clara Hätzlerin in Nürnberg geschrieben. Allein das Papier mußte aus Spanien und Venedig eingeführt werden und war daher sehr theuer, bis im Jahre 1470 die erste Papiermühle in Basel und dann im übrigen Deutschland mehrere andere errichtet worden.

Was den Unterricht der Mädchen anbetrifft, so gab es zwar in unserm Vaterlande bereits im 14. Jahrhundert Stadt- und Pfarrschulen für beide Geschlechter, aber theils blieb der höhere weibliche Unterricht, z. B. in Sprachen, noch immer den Benedictinerinnen überlassen, theils mochten wol auch Töchter guter Häuser nicht gern in die öffentlichen Schulen geschickt werden, solange die Lehrer an denselben aus dem wilden Gesindel fahrender Schüler und sogenann-

ter Bachanten quartalweise gemiethet wurden. Die Erwerbung von Kenntnissen setzte daher mehr als hundertfach soviel Lerneifer und Bildungstrieb voraus als in unsern Tagen, wo gleichsam die Luft, die wir einathmen, schon von einer gewissen Erkenntniß durchdrungen ist, und es oft schwerer sein würde dem Verstehen und Aneignen mancher Gegenstände des Wissens zu entgehen, als es uns zu erwerben. Wo sollten Frauen die Mittel finden, sich durch Bücher zu unterrichten?

Die öffentlichen Bibliotheken waren höchstens den Fürstinnen zugänglich. Was aber eine Bibliothek in Deutschland, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, d. h. vor Entdeckung der Buchdruckerkunst war, können wir aus Folgendem ersehen. Kurfürst Ludwig von Pfalz, einer der thätigsten Sammler und Literaturfreunde unter den deutschen Fürsten, vermachte (1421) seine Bibliothek seiner Universität Heidelberg. Erstere bestand aus 152 Bänden: 89 derselben waren der Theologie gewidmet, 7 dem Kanonischen Recht, 5 dem Civilrecht, 45 waren medicinischen Inhalts, die übrigen 6 behandelten Astronomie und Philosophie. Wie viele darunter möchten wol geeignet gewesen sein, den weiblichen Verstand aufzuhellen?

Der weibliche Geist aber war, wie in der That die ganze Nation, schon im Zustande einer gewissen Aufgeregtheit und gärenden Empfängnißbegierde, als die Reformation eintrat. Daß der Aufschluß der Heiligen Schrift, namentlich für das weibliche Gemüth, von der ungeheuersten Wirkung sein mußte, ist leicht zu verstehen. Auch Luther's Person mußte in ihrem Feuereifer, in ihrer männlichen Kraft und sittlichen Reinheit einen gewaltigen Einfluß gerade auf Frauen gewinnen, daher hatte er so viele persönliche Freundinnen unter den Fürstinnen, daher entschloß sich auch die junge Katharina von Bora, die den

Dr. Glatz nicht heirathen wollte, ohne sich zu besinnen, zu einem Gatten, der fast zweimal so alt war als sie.

Eine der frühesten feurigen Verehrerinnen des wackern Kämpfers für die Wahrheit war **Argula von Grumbach**, geborene von Staufen, eine gelehrte Edelfrau in Franken, die sich wol schon früher mit Theologie beschäftigt haben mag. Denn bereits im Jahre 1523 erließ sie eine Schrift an die theologische Facultät zu Ingolstadt, zu der Dr. Eck gehörte, in welcher sie die gelehrten Männer der Verleugnung des Lichts beschuldigte und sie keck zum Disputiren herausforderte. Auch an mehrere Fürsten und sonstige einflußreiche Große schrieb sie im Eifer für die neue Lehre, machte auch deutsche Verse und hatte dafür die Satisfaction, von den Papisten gehaßt und eine „von lutherischem und wiedertäuferischem Geiste strotzende Medea" genannt zu werden. Sie ward für ihren Eifer aus München verwiesen, und ihr Gatte, dort Hofbeamter, verlor seine Stelle. Luther und Spalatin aber schätzten sie hoch, obwol sie schwerlich ein so dreistes Auftreten eines Weibes billigten. Ja, Luther läßt merken, daß ihre Andringlichkeit ihm lästig ist, und wünscht mit ihren Besuchen verschont zu bleiben.

Uebrigens war sie nicht die einzige unter den Frauen, welche sich berufen fühlte, die streitende Kirche zu repräsentiren. Auch eine andere Zeitgenossin Dr. Luther's, **Katharine Peuker**, in Eger wohnhaft, lud durch öffentliche Theses die berühmtesten Theologen zum Disputiren ein, und war in allen theologischen Schriften so wohl bewandert, daß von ihr gesagt wurde, sie kenne diese Bücher besser als ihre eigenen Verfasser.

Indessen gehörten diese gelehrten Amazonen doch nur zu den Ausnahmen. Viele fromme Frauen glaubten zwar in der That ihr Christenthum durch ein gründliches Studium der Theologie und aller ihrer scholastischen Spitz=

findigkeiten zu verbessern, und legten sich förmlich darauf, für alle Angriffe der neuen Lehre eine schulgerechte Antwort bereit zu haben, wie z. B. eine Frau **Marie von Heringen** und ihre Schwester Jungfrau **Engel von Hagen,** von denen Spangenburg in seinem „Adelspiegel" und Frauenlob in seiner „Lobwürdigen Gesellschaft gelehrter Frauen" erzählt, wie sie mit den gelehrtesten Theologen für Luther's Lehre gestritten und dieselben in ihren eigenen Worten gefangen hätten.

Eine viel größere Anzahl denkender Frauen empfingen jedoch nur eine religiöse Wiedererweckung durch Luther's Lehre, die von theologischer Färbung nicht mehr hatte, als der Zeit im allgemeinen eigen war. So **Anna von Kitzlitz,** eine fromme, gelehrte Dame aus einer schlesischen Familie, die den größten Theil ihres stillen, beschaulichen Daseins in Gerngerode am Harz zubrachte, wo sie Stiftsdame war, und im hohen Alter als Aebtissin im Jahre 1558 starb.

Ob auch **Margarethe a Dela,** etwa um die nämliche Zeit Aebtissin des Klosters Himmelskron im Voigtlande, sich zu dem neuen Lichte bekannte, weiß ich nicht. Sie war als gelehrt berühmt und hielt eine Schule für die Fräulein der Nachbarschaft im Christenthume und dem weiblichen Geschlecht geziemenden Kenntnissen, woraus wir in der Gegend ihres Wirkens wol den Schluß machen können, daß sie eine Protestantin war.

Desto sicherer wissen wir dies von **Annen Sabinus,** ältesten Tochter Melanchthon's. Ein höchst begabtes, gründlich unterrichtetes Mädchen von kaum vierzehn Jahren, heirathete sie den als Dichter zu seiner Zeit berühmten Georg Sabinus, der von Haus aus Schüler hieß, aber jung diesen Namen schon mit jenem vertauscht hatte. Sie konnte lateinische Verse schreiben, was sie nach damaligen Begriffen

zur Dichterin machte. Sie ging mit ihrem Gatten nach Frankfurt a. d. O. und dann nach Königsberg, wo er nacheinander an beiden Universitäten Professor war. Sabinus, obwol Luther und Melanchthon's Schüler und ihnen innig ergeben, nahm an den theologischen Händeln der bewegten Zeit keinen Antheil, widmete sich ganz der Literatur, oder ließ sich gelegentlich von seinem Fürsten zu diplomatischen Zwecken brauchen. Anne hätte, jung und fähig, sich an seiner Seite reiner entwickeln können als mitten im Kampfe der scholastischen Wortklaubereien, welche die Atmosphäre von Wittenberg trübten. Allein sie starb jung, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, ein Jahr nach Luther.

Unter den Fürstinnen, die sich der gereinigten Lehre mit Herz und Seele hingaben, war **Elisabeth**, die Gemahlin Joachim's I., Kurfürst von Brandenburg, vielleicht die erste. Gegen Ansicht und Willen des letztern blieb sie fest bei ihrer Erkenntniß, zog eine Trennung dem Aufgeben ihrer Ueberzeugung vor, und beschloß in Sachsen ihr Leben, um in Luther's Nähe zu sein. Ihre Tochter, ebenfalls **Elisabeth** mit Namen, war ihr anfänglich sehr entgegen, ja sie glaubte die Mutter auf so falschem Wege, daß sie als nur eben erwachsene Prinzessin dem Vater es anzeigte, wenn sie eine Schrift des verhaßten Luther in derselben Händen sah. Allein im reifern Alter wandte sich ihr Sinn gänzlich und sie sollte hart für ihren unkindlichen Fanatismus bestraft werden. Sie vermählte sich mit Herzog Erich von Braunschweig, dem nämlichen, der Luther auf dem Reichstag zu Worms den erquickenden Trunk Bier zuschickte. Herzog Erich blieb trotz der charakteristischen Sympathie, die er hier dem Neuern zeigte, doch sein ganzes Leben lang der alten Kirche treu. Jedoch wehrte er nicht allein Elisabeth auf keine Weise ihrer eigenen Ansicht zu folgen, er überließ ihr auch manche kirchliche Einrichtung,

und antwortete denen, die in ihn drangen, sich ihren Neuerungen zu widersetzen, mit einer zu seiner Zeit einzigen Toleranz: „Elisabeth läßt uns ja nach unserm Willen thun, warum sollten wir ihr verwehren dem ihren zu folgen?“

Nach seinem Tode verwaltete Elisabeth als Vormünderin ihres Sohnes, des jüngern Erich, mehrere Jahre lang das braunschweigische Land und zeigte dabei eine seltene Klugheit und Tüchtigkeit. Die große Masse ihrer Unterthanen hatte sich unterdessen der evangelischen Lehre zugewendet, und die Kirchenordnung, die sie einführte, fand wenig Widerspruch. Ihren Sohn erzog sie in der strengsten protestantischen Abgeschlossenheit und schrieb ein Buch voll Weisheitslehren für ihn nieder, eine Art von Fürstenspiegel, nach dem er leben sollte. Aber sie sollte den Schmerz erleben, daß der junge Fürst sich sobald er mündig und unabhängig war, ohne Zweifel in der moralischen und dogmatisch frommen Uebersättigung, die so oft das Resultat einer gewissenhaften, aber urtheilslosen Erziehung ist, gänzlich von der protestantischen Kirche abwendete und alles, was die kluge und streng fromme Mutter gebaut, wieder umstürzte. Es war ihr ein tiefer Gram. Sie heirathete einen Grafen von Henneberg, mit dem sie in Zurückgezogenheit lebte. Einige fromme Lieder, die sie zu ihrer eigenen Erbauung gedichtet, sollen noch vorhanden sein.

Dieselbe religiöse Gesinnung finden wir jedoch in der dritten Generation, in ihrer Tochter **Anna Maria**, der zweiten Gemahlin des Herzogs Albrecht von Preußen, wieder. Sie war jung mit dem schon hochbejahrten Fürsten vermählt worden, und konnte in seiner Liebe so wenig Befriedigung finden, als in den zerstörten Hof- und Staatsverhältnissen Ruhe und Glück. Kirchliche Spaltungen zerrissen Stadt und Land. Die despotischen Maßregeln der Osiandristen auf der einen Seite, die Opposition der Ver-

ehrer Mörlin's auf der andern, ohne daß die Massen eigentlich wußten was sie wollten. Dabei hatte der altersschwache Fürst die Aristokratie sich so über den Kopf wachsen lassen, daß die junge Fürstin sich oft mit empörender Unverschämtheit von ihren eigenen Unterthanen behandelt sah, und daß einige der adelichen Damen sich höher stellten als die Herzogin.

Wahrscheinlich war es demzufolge, daß die junge Fürstin sich besonders freundlich und gnädig gegen die bürgerlichen Frauen bezeigte, was sie um so passender thun konnte, als eben, zum heftigsten Verdrusse des Adels, einige bürgerliche Beamte an der Spitze der Geschäfte standen. Die junge Herzogin empfing bürgerliche Frauen am Hofe, ging vertraulich mit ihnen um, und zeigte unter andern ihre Vorliebe für den Bürgerstand auf eine auffallende Weise, indem sie die bürgerliche Tracht annahm, wahrscheinlich von feinern und kostbarern Stoffen. So trug sie z. B. das Mützchen, das die Bürgerinnen charakterisirte, vielleicht weil es ihrem jungen Gesichtchen gut stand.

Der Adel sah diese Hinneigung mit grimmigem Neide, aber zugleich mit einer Verachtung, die der armen Anna gefährlich ward. Als einst der Prinz Magnus von Dänemark, ein Verwandter der ersten Gemahlin Albrecht's, nach Königsberg kam, ward er, obwol er den Hof mit augenscheinlicher Vernachlässigung behandelt hatte, zur Tafel geladen. Hier nahm er sich, roh und übermüthig in Geist und Sitten, die Freiheit, die Tracht der Herzogin zu tadeln. Als nach Tisch der Tanz begann, woran diese, jung wie sie war, lebhaften Theil nahm, und die Gespräche mit den Höflingen ihm genugsam gezeigt hatten, daß sie ihm beistimmten, ließ er vollends seinen brutalen Bemerkungen freien Lauf. Halb betrunken sagte er laut zum Hofmarschall: „Ehemals galt doch am Hofe noch Ordnung und

Unterschied, jetzt seh' ich, ist alles anders, aber ich will den Anstand wiederherstellen, ich will der Fürstin die Bürgermütze schon vom Kopfe bringen." Der Hofmarschall eilte die Herzogin zu warnen. Diese hielt die frechen Worte nur für einen groben Scherz; aber während sie unbefangen weiter tanzte, stand der rohe Gast plötzlich hinter ihr und riß ihr, ehe sie es sich versah, die Haube ab. Auf das höchste bestürzt, sah sie ihn blos mit einem Blick zorniger Verachtung an und entfernte sich, während er mit lallender Stimme die Sache in einen Spaß zu kehren suchte. Die Gesellschaft war freilich betroffen und der Tanz kam ins Stocken, allein unter dem Adel gab es manche schadenfrohe Gesichter, und wir hören nicht, daß der schwache Herzog seiner jungen Gemahlin Genugthuung zu schaffen wußte.

Diese Scene, die ich mittheile, um ein charakteristisches Beispiel der Sitten in der Mitte des 16. Jahrhunderts, selbst unter den höchsten Ständen, zu geben, war nur der Anfang einer Reihe von Kämpfen und Demüthigungen für das herzogliche Paar. Die Herzogin hatte sich nach jenem Vorfall an ihren Bruder, Erich den Jüngern von Braunschweig, gewendet, ihr Hülfe gegen den aufrührerischen Adel zu schaffen, dieser zog schon mit einem geworbenen Heerhaufen heran, als die polnische Krone, die Lehnsherrin Preußens, sich dazwischenlegte. Die mannichfachen Unfälle, die leidenschaftlichen Reibungen und hartnäckigen Kämpfe der theologischen Parteien und eifersüchtigen Stände, die jahrelang allen festen Grund unterwühlten, gehören nicht hierher. Genug, daß die bürgerliche Partei und Anna zuletzt ihre Opfer wurden. Mehrere der bürgerlichen Räthe wurden grausam hingerichtet, Anna ward gezwungen ihrem Hauptfeinde, dem Landhofmeister Truchseß von Wetzhausen, eine öffentliche Ehrenerklärung und Abbitte zu thun, ohne

daß der fast idiotisch gewordene Herzog sie schützen konnte. Hierdurch auf das tiefste verletzt, zog sie sich auf eins ihrer Schlösser zurück und beschloß dort, schon nach zwei Jahren, ihr Leben, ohne je wieder öffentlich zu erscheinen. Immer den Studien und literarischen Beschäftigungen geneigt, schrieb sie hier nach dem Beispiel ihrer Mutter einen „Fürstenspiegel" in hundert Vorschriften für ihren Sohn, aber nicht wie jene lateinisch, sondern in deutscher Sprache. Die Arme hoffte einen stärkern Mann aus ihm zu ziehen, als sein Vater war, aber auch von dieser Seite her hätte ihr nur Kummer werden können, wenn sie gelebt hätte. Der Knabe Albrecht Friedrich, im Jahre 1566, als sie sich zurückzog, dreizehn Jahre alt, hatte nur einen schwachen Geist, und starb, von barbarischen Vormündern gemishandelt, zuletzt im völligen Irrsinn.

Ungefähr gleichzeitig mit ihr war auch eine Herzogin **Anna von Kleve**, geborene Gräfin von Waldeck, wegen ihrer theologischen Studien berühmt. Sie schrieb ein „Fürstliches Würtzgärtlein zu Arolsen", ein Buch, das 1589 im Druck erschien.

Unter den sächsischen Fürstinnen, die mit Wärme und Eifer den Aufschluß des Wortes Gottes ergriffen, war besonders Herzog Johann Wilhelm's Gemahlin, **Dorothea Susanne**, geborene Pfalzgräfin am Rhein, gelehrt und in der Heiligen Schrift wohl belesen. Sie theilte den Enthusiasmus ihres Schwiegervaters, des Kurfürsten Johann Friedrich, für Luther's Schriften, aus denen er in seinem Unglück seinen hauptsächlichsten Seelentrost sog. Dorothea Susanne trug aus der Bibel und Luther's Werken ein Gebetbuch zusammen und suchte es durch den Druck zu verbreiten. Auch sonst war sie in der Ausarbeitung von Glaubensschriften thätig.

Die interessanteste Erscheinung unter den deutschen Für-

stinnen, die von der Reformation mächtig erweckt wurden, fällt in die Zeit des ersten Auftreten Luther's. Wir müssen sie mitten im Lager des Feindes aufsuchen. **Marie**, Tochter Philipp's des Schönen und jüngere Schwester Kaiser Karl's V., ward als funfzehnjähriges Mädchen mit Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen, verheirathet und schon nach fünf Jahren Witwe, als Ludwig bei Mohacz umkam. Ihre Ehe fällt in die Zeit von 1520—26, das Morgenroth der neuen Sonne, wo ihre Strahlen am reinsten und durchdringendsten leuchteten. Marie war mit großer Aufmerksamkeit erzogen, hatte lateinisch gelernt sowie die romanischen Sprachen; dennoch muß Kaiser Max', des Großvaters, echt deutsches Blut in ihr sie zum Deutschen hingezogen haben. Luther richtete bei ihres Gemahls Ende einen Trostbrief in deutscher Sprache an sie. Von ihrer innern Entwickelung wissen wir so gut als gar nichts. Ihr junges Herz scheint mit Begier die Wärme eingesogen zu haben, die ihr aus dem unverfälschten Evangelium entgegenkam; doch mußte die Schwester Karl's ihre Freude am neuen Licht in ein tiefes Geheimniß hüllen, wenn sie auch der Sympathie ihrer böhmischen und ungarischen Unterthanen gewiß war. Es war bekannt, daß sie die Bibel las, daß sie für sich selbst die Lehrsätze ihres Beichtvaters prüfte, und die Predigten der Evangelischen andächtig anhörte; allein weiter durfte sie nicht gehen. Der Kaiser ließ seine junge Schwester wiederholt warnen, „sie solle sich nicht von den Pfaffen verführen lassen", als aber dies keinen Eindruck machte, wurden auf sein Geheiß die evangelischen Prediger von ihr fern gehalten. Er nahm sie mit nach Spanien und machte sie späterhin zur Statthalterin der Niederlande. Ob sie sich je vollständig mit der alten Kirche verband, ist soviel ich weiß nie bekannt geworden. Für die Deutschen verschwand sie seitdem ganz. Aber

sie hat uns ein schönes, herzliches Andenken zurückgelassen, eins der frühesten Lieder, welche die Reformationszeit aufzuweisen hatte. Sie selbst dichtete das Lied wol nicht zum kirchlichen, sondern nur zu ihrem individuellen Gebrauch. Indessen scheint sie es gleichgesinnten Freunden mitgetheilt zu haben, denn nach J. E. Wetzel's „Liederhistorie“ (II, 149) wird es ihr bereits in einer auf der Universitätsbibliothek zu Altorf befindlichen Handschrift, die aus Luther's Zeiten stammt, zugeschrieben. Gedruckt, und als ihr Erzeugniß bezeichnet, befindet es sich im Leipziger Gesangbuch von 1598. Doch mag es schon früher im Druck erschienen sein. Die Königin starb um 1558. Ihr Name, Maria, findet sich im alliterirenden Geschmack ihrer Zeit in den Anfängen der Strophen verflochten. Mag steht für kann. S'ist all mein' Kunst, meint: s'ist alles was ich kann.

MAg ich dem Unglück nicht widerstahn,
Muß Ungnad' han,
Der Welt, für mein recht Glauben;
So weiß ich doch, s'ist all mein Kunst,
Gott's Huld und Gunst,
Die muß man mir erlauben!
Gott ist nicht weit;
Ein' kleine Zeit
Er sich verbirgt,
Bis er erwürgt,
Die mich seines Worts berauben.

RJcht wie ich will, jetzt meine Sach'
Weil ich bin schwach
Und Furcht mein' Zung' thut binden,
So weiß ich doch kein' Gewalt bleibt fest
Und wär's die best'!
Das Zeitliche muß verschwinden!
Das ew'ge Gut
Macht rechten Muth,

Dabei ich bleib'
Wag' Gut und Leib,
Gott helf mir überwinden!

All' Ding ein Weil' — das Sprichwort ist.
Herr Jesu Christ,
Du wirst mir stehn zur Seiten!
Und sehen auf das Unglück mein,
Als wär' es dein,
Wenn's wider mich will streiten!
Muß ich denn dran
Auf dieser Bahn?
Welt, wie du willt,
Gott ist mein Schild,
Den will ich vor mich breiten!

Unter den Kirchenliedern, die gleich von Anfang an so viel beitrugen, den Gottesdienst der gereinigten Lehre ihren Bekennern so theuer zu machen, war ohne Zweifel auch manches aus weiblichen Herzen geflossen; von mancher Fürstin jener Tage finden wir bemerkt, daß sie erbauliche Verse geschrieben. Allein die erste Frau, die selbständig mit gereimten Zeugnissen ihrer Gottseligkeit hervortrat, war **Magdalene Haymer** aus Regensburg, nach andern aus dem Oesterreichischen. Sie brachte nach und nach einen nicht unbedeutenden Theil der Bibel in Verse. Zuerst gab sie im Jahre 1568 gereimte Sonntagsepisteln für das ganze Jahr heraus, die hauptsächlich gegen den „gotteslästerlichen Unzuchtsteufel, der sich allein mit Buhlliedern schleppt", gerichtet waren. Denn die Volkslieder, unter denen so viele Liebeslieder, blieben der Masse des Volks vor wie nach theuer, wenn auch die Frommen an ihnen ein Aergerniß nahmen. Dann kamen nach und nach von ihrer Feder Jesus Sirach und die Geschichte des Tobias heraus. Es scheint sie hatte eine Vorliebe für die Apokryphischen Bücher. Zuletzt aber (1586) brachte sie die Apostelgeschichte in Reime. Wir

müssen demnach schließen, daß ihre Manier Beifall fand. Dazwischen dichtete sie auch Weihnachts-, Oster- und Pfingstlieder, allerlei andere fromme Gesänge und gereimte fromme Kindergespräche. Gervinus nennt Margarethe Haymer eine Nachahmerin Herrmann's.

Eine andere ungefähr gleichzeitige fruchtbare Verfasserin und Sammlerin geistlicher Lieder hieß **Helene Zeilner,** geborene Steckler. Sie gab „Der Seelen Lustgärtlein" in sieben Theilen heraus, meist fromme Lieder und Sprüche für andächtige Seelen aneinander gereiht. Sonst hören wir noch von einer **Anna Blumel,** die ein Buch drucken ließ, welches den Titel „Das güldne Halsband" führte; und von einer blindgeborenen Jungfrau in Braunschweig, **Justitia Sengers,** welche im Jahre 1593 schrieb.

Wie sehr die weibliche Schriftstellerei im Ansehen gestiegen war, bezeugt, daß 1609 das gelehrte Werk eines andächtigen thüringischen Fräulein, **Regina von Grünrad,** „Der geistliche Wagen", durch eine Vorrede der gesammten theologischen Facultät zu Jena in die literarische Welt hineingefahren ward. Doch sollte eine Bethätigung des weiblichen Geschlechts nicht allein an der religiösen und theologischen, sondern an der Literatur überhaupt, im 17. Jahrhundert, an dessen Schwelle ich den Leser nun geführt, um vieles häufiger werden.

Dritter Abschnitt.

Wenn wir nun auf das weit ausgedehnte Feld zurückblicken, das wir durchwandert — ein fast öder Raum von

einem Jahrtausend —, so müssen wir über die ungeheuere Wüste erstaunen und wenden uns gar gern dem neuen Erdreich zu, das bei seinem um so viel sorgfältigern Anbau auch für unsern Zweck eine reichere Aehrenlese verspricht. Aber auch hier sollen wir uns in vieler Hinsicht getäuscht sehen.

Mit dem 17. Jahrhundert eröffnet sich uns überhaupt eine der trübseligsten Perioden der deutschen Geschichte. In dem ersten Drittel zwar kämpft noch der echte deutsche Geist wacker gegen alle die giftigen, entnationalisirenden Einflüsse der sittlichen und geistigen Fremdherrschaft, aber gegen die Mitte des Jahrhunderts schon sehen wir ihn schmachvoll gänzlich darunter erlegen und ein volles Säculum in der unwürdigsten Knechtschaft verharren. Was nun die Literatur anbetrifft, mit der wir es ja allein hier zu thun haben, so war der Geist jenes ersten Drittels — die Periode der sogenannten ersten schlesischen Schule — sicherlich ein echt deutscher Geist. Opitz, sowie er von den Zeitgenossen und der frühern Nachkommenschaft überschätzt, ist von unsern neuern Kritikern viel zu sehr in seinem Verdienst geschmälert worden; und wenn er wirklich nichts gethan hätte, als dem gestaltlosen, zerfahrenen Wesen der jungen deutschen Poesie eine Form zu geben, und ihrem wie auf holperigem Knüppeldamm einherspringenden Pegasus zum harmonisch-taktvollen Tritt zu dressiren, so wäre sein Verdienst schon bedeutend. Denn wie höchstens das Ideal der classischen Schönheit der Bekleidung entbehren kann, wie der Anblick eines symmetrisch aufgerichteten Gebäudes erfreulicher ist als ein Haufen der wenn auch noch so schönen Marmorsteine, aus denen es erbaut ist; wie uns die Aufführung des herrlichsten Musikstückes oft mehr verletzen, als wohlthun kann, wenn der Takt dabei fehlt, gerade so kann die Poesie ohne die Harmonie der Form nur eine halbe Poesie sein.

Was in diesem Anfangsdrittel des 17. Jahrhunderts äußerst auffallend scheint, ist, daß wir in seiner Literatur fast gar keine Frauen thätig sehen. Sicherlich war die keusche, züchtige, streng religiöse, wenn auch ziemlich nüchterne und hausbackene Muse, die Opitz, Flemming, Gryphius und ihre Zeitgenossen begeisterte, von der Art, wie sie ehrbaren Frauen gefallen konnte! Aber die Blumen, von Frauenhänden auf deutschen Beeten gepflanzt, wachsen nur äußerst sparsam, und erst als letztere anfangen sich mit wucherndem Unkraut dick zu bedecken, schießen zwischen der Fülle von Pflanzen aller Art auch eine Menge von weiblichen Producten hervor, gemeine Klatschrosen und Gänseblümchen, prunkvolle Tulpen und Gartenlilien, Wiesen- und Treibhauspflanzen, alles bunt untereinander und so dick gesäet, daß fast ein Gewächs das andere erdrückt. Wie wir uns dies Phänomen wol zu erklären haben?

Zum Theil wol durch den Umstand, daß eben mit dem Anbruch des 17. Jahrhunderts die französische Sprache anfing ihren Einfluß zu gewinnen, namentlich unter den hohen Herrschaften. Unter den Gelehrten Deutschlands aber, unter deren Töchtern wir doch, außer unter den Fürstinnen, die Unterrichteten und gebildeten Frauenzimmer besonders suchen müssen, war das Ansehen der lateinischen Sprache wieder zu seiner alten Höhe gestiegen. Denn nachdem der mächtige Zauber, den Luther's gewaltige Natur geübt, sich im Laufe der Zeit nach und nach gelöst, sank auch die deutsche Sprache wieder an Geltung. Wie das Weib während der letzten hundert Jahre gleichsam im Preise gestiegen, seitdem Erasmus und Bullinger und andere berühmte Gelehrte das Geschlecht für bildungsfähig erklärt, ist oben erzählt worden. Seitdem war es gewissermaßen unter den angesehenen Literaten Mode geworden, sich mindestens eine ihrer Töchter zu einer griechischen, hebräischen

und chaldäischen Linguistin zu erziehen, und je jünger an Jahren sie ein solches Wunderkind der Welt präsentiren konnten, je größer war ihr Triumph.

So hatte der zu seiner Zeit berühmte magdeburger Theolog **M. A. Cramer** sein schönes und von Natur geistvolles Töchterlein **Anne Marie** schon in zarter Kindheit so voll von Geschichte, Mathematik, Theologie, Philologie und lateinische Metrik, was man damals Poesie nannte, gepfropft, daß die junge Knospe schon vor dem Aufblühen, im vierzehnten Jahre, brach und sich zu Tode entblätterte. Der Vater schrieb ihr, sich zum Troste, ein pomphaftes lateinisches Epitaphium. So hatte auch der ältere **Vossius** — wenn auch in den Niederlanden Professor, doch ein Deutscher von Geburt — sich **Cornelien,** eine seiner Töchter, die außerdem noch sich auf alle schönen Künste verstand, zu einer gelehrten Gefährtin erzogen. Dies ausgezeichnete Mädchen kam achtzehn Jahre alt auf einer Schlittenfahrt um. In den Niederlanden gab es besonders viel gelehrte Frauen und sie bedienten sich stets in ihren Schriften der lateinischen Sprache, was sicherlich nicht ohne Einfluß auf deutsche Frauen von literarischen Neigungen war; denn die Niederlande waren an geistiger Cultur allen andern nördlichen Landen weit voraus.

Unter den deutschen Fürstinnen werden zu dieser Zeit besonders **Luise Amöne von Anhalt,** deren Tod Opitz besang, und **Katharina Ursula,** Markgräfin von **Baden,** als gelehrt und der alten Sprachen kundig gerühmt. Von Italien her tönte noch aus dem vorigen Jahrhundert der Name der berühmten Olympia Morata herüber. Sie hatte eine Zeit lang in Deutschland gelebt, ja auf deutschen Universitäten Vorträge gehalten, und vielfältige Verbindungen mit deutschen Gelehrten angeknüpft. England aber war in **Elisabeth Johanne Weston** glänzend repräsentirt. Sie war

mit einem Deutschen verheirathet und unter Kaiser Rudolf II. in Prag wohnhaft. In ihr haben wir wieder einen wahren Ausbund von Gelehrsamkeit. Sie stand mit dem königlichen Pedanten, Jakob I., in Briefwechsel und sah sich von huldigenden Literaten aller Nationen verehrt und besungen. Obwol sie sich des italienischen, deutschen und böhmischen Idioms bemächtigt und ihre eigene Sprache schon eine Literatur hatte, dichtete und schrieb sie doch immer lateinisch. Ein deutscher Gelehrter, M. von Baldhoven, gab ihre Werke zu Prag in drei Theilen heraus. Ihr Name war, wie es scheint, mehr bekannt in Deutschland als in England. Noch in den Gedichten deutscher Poeten, am Schlusse des Jahrhunderts, wird der „Westonia" rühmend gedacht.

Darf Deutschland dennoch keinen Anspruch auf diese Britin machen, so soll es doch den auf die halbe Niederländerin **Anna Maria von Schurmann** gewiß nicht aufgeben. Spräche ich von „deutschen Schriftstellerinnen", nicht von „Deutschlands Schriftstellerinnen", so dürfte ich sie nicht nennen, denn sie schrieb nur lateinisch. Allein ebenso wenig hätten dann Hrotswitha und Herrard von Landsberg hierher gehört.

Anna Maria von Schurmann, die ein großer Theil unserer Leser wol kaum mehr dem Namen nach kennt, war vielleicht die berühmteste Frau ihrer Zeit, und etwa mit Ausnahme gekrönter Literatinnen, wie Elisabeth von England und Katharina von Rußland, hat es wol nie ein weibliches Wesen gegeben, das von den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit solche unbedingte Huldigung empfangen.

Sie war im Jahre 1607 in Köln geboren, das Kind eines angesehenen Vaters von gutem alten Adel und mit Glücksgütern gesegnet. Um den Verfolgungen der herr=

schenden Kirche zu entgehen, zog sich ihre Familie, die protestantisch war, nach Holland zurück und nahm vorzüglich zu Utrecht ihren Sitz. Anna Maria war bei diesem Umzug erst sechs Jahre alt, sie verdankte demnach ihre Erziehung, wenn auch eine Deutsche von Geburt und das Kind deutscher Aeltern, doch ausschließlich den Niederlanden. Doch konnte sie bereits, als sie drei Jahre alt war, fertig deutsch lesen. Ueberhaupt entwickelten sich ihre Fähigkeiten mit wunderbarer Schnelligkeit, und zwar diesmal nicht künstlich als Treibhauspflanzen, sondern ganz von selbst. Erst im elften Jahre, als ihr Vater zur Ueberzeugung von ihren außerordentlichen Gaben gekommen, fing er an ihr Lehrer zu halten, und zwar die berühmtesten und besten. Außer ihrem Begriffe entfalteten sich auch besonders ihre Geschicklichkeiten in ungewöhnlichem Maße. Schon als kleines Kind schnitt sie ohne alle Anweisung aus Papier künstlich Figuren aus, malte Blumen mit Wasserfarben und stickte Tapisseriearbeit. Besonders übte sie sich mit dem Federmesser aus Buchsbaumholz auszuschneiden und pflegte auch aus Wachs zu bilden, und zwar brachte sie es darin sowie im Porträtzeichnen zu einer solchen Kunstfertigkeit, daß sie aus den verschiedensten Materialien wohlgetroffene Bildnisse ihrer Verwandten, und vermittelst des Spiegels von sich selbst machte. Als einst im spätern Leben die Königin Christine sie besuchte, entwarf sie während der Unterhaltung mit dieser excentrischen Fürstin ein wohlgetroffenes Bild von ihr. Viel wunderbarer noch war jedoch die Entwickelung ihres Innern.

Obwol in einer streng religiösen und echt sittlichen Familie zu allem Guten erzogen und angehalten, bekümmerte sich doch niemand, wie dies den besten Aeltern zahlreicher Kinder so oft zu gehen pflegt, um das Innerste ihres Herzens, das schon in frühester Jugend, wie sie uns selbst

erzählt, in sich eine unendlich tiefe Sehnsucht nach dem Höhern nährte. Sie erinnerte sich noch im Alter eines Moments fast überirdischer Seligkeit, als sie einst, kaum vier Jahre alt, mit ihrer Wärterin spazieren ging und Wiesenblumen pflückte, wie sie sich an einem Bächlein niedersetzte und die Wärterin sie den Heidelberger Katechismus auffsagen ließ. (Wie charakteristisch für die Zeit!) Gleich bei der Antwort auf die erste Frage: „Ich bin nicht mein, sondern ich bin meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen", durchbebte sie, die Vierjährige, eine so innige Freude, ein so herzerquickendes Bewußtsein der Liebe zu Christus, „daß", wie sie bemerkt, „alle folgenden Jahre ihres Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht verlöschen konnten".

Ebenso erhielt sich in ihr auch der mächtige Eindruck lebendig, den eine Sammlung von Märtyrergeschichten auf sie gemacht, die ihr in ihrem elften Jahre in die Hände fiel. Ein so brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum ergriff sie, daß es Stunden gab, in denen sie um einen solchen glorreichen Tod freudig alle Segnungen des Lebens geopfert haben würde. Aber niemand bemerkte diese innere Seelenglut in ihr, oder betrachtete dieselbe als etwas Besonderes; ihrem streng frommen Vater genügten ihre orthodoxen Grundsätze und ihre christliche Aufführung; auch von ihren spätern Freunden scheint niemand diese höhern, zehrenden Bedürfnisse geahnt zu haben, obwol sie ihre Gesinnung nie verbarg, und z. B. Erasmus nie recht leiden konnte, weil er einst so spöttisch geäußert, „die Ehre Märtyrer zu werden übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes" u. s. w. Als sie in ihrem Alter frei mit ihren religiösen Ansichten heraustrat, ihr ganzes Leben nach denselben modelte, und angeekelt von der immermehr erstarrenden todten Orthodoxie der Kirche, den geächteten Namen

einer Separatistin nicht scheute, waren alle ihre Verehrer und Freunde überrascht und verlegen. Man wandte sich von ihr, fiel von ihr ab und verdammte sie, weil sie eine unfruchtbare Schul- und Buchgelehrsamkeit mit der „Erwählung des besten Theils“ vertauscht hatte.

Die Lehrer, welche der Schurmann seit ihrem elften Jahre gehalten wurden, erlebten Wunder an ihr. Ich will den Leser mit einem Verzeichniß der vierzehn Sprachen verschonen, die sie sprechen und schreiben konnte. Bald war sie weit und breit berühmt, und zwar wegen der ungeheuern polyhistorischen Gelehrsamkeit, die in ihren Tagen so überschätzt ward. Eberti zählt sechsunddreißig ziemlich gleichzeitige Schriftsteller her, die sie erwähnen und preisen. Alle Reisenden, darunter Fürsten und Fürstinnen, besuchten sie. In den Universitätsauditorien Utrechts ward ein kleiner Abschlag für Jungfer Schurmann errichtet, in dem sie ungesehen des Professors Vortrag mit anhören konnte. Ihre Correspondenz war über ganz Europa verbreitet. Mit einer gelehrten Mitschwester, Maria Molinäus, wechselte sie hebräische Briefe.

Was ihren Namen eigentlich so weit verbreitet, ist schwer zu verstehen, zeitungsarm, wie jene Zeit war; denn sie ließ nur wenig drucken, ja sie war bereits neunundzwanzig Jahre alt, als ihr erstes Product, ein lateinisches Gedicht auf die Stiftung der Akademie zu Utrecht, gedruckt ward. Dann gab sie noch einige kleine theologische und philosophische Schriften heraus, unter denen eine Dissertation: „Nunc foeminae christianae conveniat studium literarum“, viel Aufsehen machte. Etwas später publicirte der gelehrte Spanheim mit ihrer Bewilligung ihre „Opuscula“ in Prosa und Reimen, hebräisch, griechisch, lateinisch und französisch; letztere Sprache gebrauchte sie besonders in ihren Briefen. Zuletzt aber, am Abend ihres Lebens, trat

Es ist wahr, daß die Geschichte der Schurmann wenig mit der deutschen Literatur zu thun hat, jedoch waren eben ihre Verbindungen mit deutschen gelehrten Fürstinnen von Wichtigkeit. Schon in der Jugend lernte sie Elisabeth, die älteste Tochter der vertriebenen Böhmenkönigin und genaue Freundin des Descartes kennen. Elisabeth ward später durch ihres Oheims, des Großen Kurfürsten, Einfluß Aebtissin von Herford in Westfalen. In dieser ausgezeichneten Fürstin hatten philosophische Studien keineswegs den Sinn für die religiösen Bedürfnisse des Herzens ertödtet. Als sie von der Noth der stillen Gemeinde hörte, schrieb sie an ihre Freundin und bot ihr und den Ihrigen eine Zuflucht auf ihrem Gebiete an, ein Vorschlag, der dankbar angenommen ward. Aber ihre guten Gesinnungen konnten dem Häufchen frommer Mystiker keine Ruhe schaffen. Die Gemeinde verließ Herford freiwillig, ihrer großmüthigen Beschützerin nicht zu großen Schaden zu bringen. [6])

Der höchste Glanzpunkt der Schurmann fällt noch vor die Mitte des 17. Jahrhunderts, d. h. in eine Zeit, wo Deutschland noch gar wenig berühmte weibliche Namen auf dem Parnaß nachweisen konnte. Von einer Dichterin Namens **Katharina Agricola**, wissen wir weiter nichts, als daß sie um das Jahr 1628 deutsche Verse schrieb und daß sie die Tochter eines Gelehrten war, der in Meißen wohnte.

Mit einer andern wenig spätern Dichterin, der jungen **Sibylle Schwarz**, hat uns Franz Horn gründlich bekannt gemacht. In ihr muß man sich freuen, endlich einmal eine Dichterin zu finden, die nicht gelehrt war, sondern bei der das Dichten in der That eine Herzenssache war. Konnte sie doch nicht einmal ihre eigene Muttersprache richtig schreiben, sodaß Magister Gerlach ihr Lehrer und Freund, der nach ihrem Tode ihre Gedichte herausgab, Mühe genug hatte, die Manuscripte des guten Kindes zu entziffern.

Sibyllens Vater war der Landrath Schwarz, ein angesehener Mann, der zur Zeit der grimmigsten Kriegsscenen das Amt eines Bürgermeisters der Stadt Greifswald bekleidete. Die Familie lebte in bürgerlichem Wohlstande, und die sorgfältige Erziehung, die Sibylle erhielt, kann uns für die Töchter der höhern Bürgerfamilie einen Maßstab geben. Schon in ihrem dreizehnten Jahre fing sie an Verse zu schreiben: Episteln an Freunde, fromme Ergießungen und besonders Reime zum Preis eines Dorfes Fretow, wo die Familie ein Gut besessen zu haben scheint und wo die junge Dichterin alle bescheidenen Freuden des Landlebens genoß. Sie starb 1638, ehe sie das siebzehnte Jahr erreicht hatte. Zwölf Jahre nachher gab der Magister Gerlach ihre Lieder, sämmtlich zwischen ihrem dreizehnten und siebzehnten Jahre geschrieben, in zwei Quartbänden heraus. Wahrscheinlich wurden nicht viele Exemplare abgedruckt, denn schon Morhof, der seinen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ wenig mehr als ein Vierteljahrhundert nachher schrieb, nennt das Werk selten. Die junge Dichterin ward von ihren Zeitgenossen für einen Genius erklärt, aber bald gänzlich vergessen, sodaß Lessing nichts über sie erfahren konnte. Franz Horn endlich war so glücklich, eines Exemplars ihrer Gedichte habhaft zu werden. Er nannte die junge Dichterin scherzhaft sein „Findelkind“ und führte sie zuerst im „Frauentaschenbuch“, dann in seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“, von neuem in die Literatur ein.

Wie sich unter diesen Umständen erwarten läßt, ist der Adoptivvater sehr geneigt, das liebe Findelkind im schönsten Lichte zu zeigen; die von ihm und früher von Morhof mitgetheilten Beispiele scheinen mir aber den Preis nicht ganz zu rechtfertigen. Die religiösen Lieder sind auch hier die besten, wie denn die Erhebung zu Gott der Seele von

selbst einen gewissen Schwung gibt; auch ist hier die reiche orientalische Phraseologie der Bibel stets bei der Hand. Sonst erscheint mir das gute Kind aber ziemlich nüchtern, und eigentlich mehr kindisch als jugendlich; denn gerade von den Verirrungen einer überfließenden, ausschlagenden, formlosen Jugend, ist die arme, sehr weichherzige, aber ganz nüchterne Sibylle frei, und sie erscheint wundersam altklug und zahm, wenn man sie mit den sechzehnjährigen Poetinnen unserer Zeit vergleicht, z. B. mit den amerikanischen Dichterknospen Lucretia und Margaret Davidson. Freilich gelingt ein Vers leichter „in einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt", als eine Melodie auf dem hölzernen Instrument der deutschen Sprache, das Sibylle noch zu handhaben hatte. Ihres berühmten Namens wegen gebe ich zwei Proben. In einem „sinnreichen und stattlichen Schimpflied" auf „den unadelichen Adel" erscheint die höchstens Funfzehn- oder Sechzehnjährige etwas altklug:

Wer den Weg der Demuth kennet,
Der ist edel nur allein.
Wer sich selbst nicht edel nennet,
Der mag zweimal edel sein.
Der ist edel von Gemüth,
Und nicht schlecht nur von Geblüt.

Marius will nicht viel preisen
Seine Ahnen, Ruhm und Schild,
Sondern will viel lieber weisen,
An ihm selbst der Aeltern Bild,
Denn es sind nur bleiche Wangen,
Die mit fremder Röthe prangen.

In einem Liede an einen Freund, der seine Frau verloren, tritt schon mehr die zärtliche Mädchennatur hervor:

Ich hör' es sei groß Leiden,
Sich lieben und sich scheiden,
Drum geht mir Eure Pein,
Herr Jäger, sehr zu Herzen,
Es kränkt mich Euer Schmerzen,
Gerad als wär' es mein.

Mich däucht' ich seh' Euch klagen,
Mich däucht' ich hör' Euch sagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie sehr mögt ihr Euch kränken,
Wie oft mögt Ihr gedenken
Und sprechen diese Wort':

Da pflag mein Licht zu stehen,
Dort pflag sie bei mir gehen,
Hier stund sie bei der Thür,
Bald saß sie bei mir nieder,
Dann ging sie hin und wieder,
Nun kommt sie nicht herfür!

Das Haus ist mir zu kleine,
Thu' nichts, als daß ich weine,
Geh' nicht mehr bei den Tisch.
Bei mir ist Trank und Essen
Und alle Lust vergessen,
Mir schmeckt nicht Fleisch noch Fisch!

Dann folgen Trostreime, poetisch von gleichem Werth oder Unwerth, aber ebenso gutmüthig einfach. Anspruchsvoller ist schon ein Drama, das sie auf die Einäscherung ihres geliebten Dörfchens Fretow durch die Feinde verfaßte. Hier haben wir den hölzernen Apparatus von Allegorien, den ihre Zeit liebte, und nichts, gar nichts von Sibyllens Individualität.

Eine andere ungefähr gleichzeitige, wenn auch persönlich viel ältere Dichterin, hieß **Anna Owena Owenus**. Sie war 1584 im Holsteinischen geboren und heirathete,

als sie kaum funfzehn Jahre alt war, den Landvogt **Hoyer**, der sie 1622 als Witwe zurückließ. Eine derbe, kräftige Natur, aber von einem Bedürfnisse nach einem Höhern beseelt, das die längst steif und starr gewordene lutherische Kirche nicht in ihr befriedigen konnte, schloß sie sich mit Leib und Seele der Partei des Weigelianisch-Paracelsischen Schwärmers Nikolaus Tettinger an. Und so kühn war ihr Eifer und so keck und herausfordernd waren die satirischen Reime gegen die orthodoxe Geistlichkeit, die sie furchtlos in die Welt schickte, daß sie nach Schweden fliehen mußte, sich ihrer rachsüchtigen Verfolgung zu entziehen. Ihre Gedichte, geistlich und weltlich, sämmtlich in plattdeutschem Dialekt, wurden 1650, also im nämlichen Jahre wie die der Sibylle Schwarz, zu Amsterdam gedruckt.

Schon vorher (1641) erschienen „Poetische Gedanken, ein Divertissement“, von **Dorothea Eleonore von Rosenthal**, ein Gemisch von Prosa und Reimen, meist geistlichen Charakters. Aber damit möchte der Katalog weiblicher Erzeugnisse der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so ziemlich geschlossen sein. Die Dichterin starb im Jahre 1649.

Während des zerrissenen Zustandes, in welchen der furchtbare Dreißigjährige Krieg Deutschland versetzte, richteten die Gemüther, deren höhere Bedürfnisse die grimme Tagesnoth nicht gänzlich zerstörte, sich selbstverständlich mit brünstigerm Verlangen zu Gott auf, der allein Trost geben konnte. Wer aber, namentlich unter dem höhern Mittelstand, auch hier noch einige bescheidene Freuden genießen wollte, wandte sich, bevor die gewaltsam eindringenden Einflüsse von Frankreich her den deutschen Geist noch ganz unterjocht hatten, gern der aufkeimenden deutschen Literatur zu. Eine Art von ungeduldiger Sehnsucht, mitten im schmählichen Verfall alles Deutschthums doch noch etwas Eigenes, Deutsches zu besitzen, bewegte die Gemüther der

Bessern. Indem man voll patriotischem Eifer die Knospe gewaltsam zur Reife bringen wollte, ahmte man die Fremden künstlich nach, und ward so, wie politisch, auch geistig den Einflüssen derselben unterthan. Erst die Niederländer, die wenig Schaden und ebenso wenig Nutzen bringen konnten; dann die Franzosen, die ihre Blüte noch nicht erreicht hatten, sonach die Italiener, die sie schon überlebt hatten. Dieser letzte Einfluß war der mächtigste, aber leider war der Genius Italiens schon im schnellen Sinken begriffen. Nicht Dante, Ariosto und Tasso waren die Vorbilder der Deutschen. Guarini mit seiner entnervenden Weichlichkeit, Marino mit seiner schwülstigen Lüsternheit, Achillini, Casoni, Loredano mit ihrem Wortpomp und ihren herzlosen Concetti, dies waren die Ideale der Dichter der zweiten schlesischen Schule.

Gegen diese Unnatur strömte nun dank einem Ueberrest von richtigem Gefühl von einer andern Seite die breite Flut des Natürlichen, oder wie Chr. Weise es nannte, des Naturellen kämpfend an, und bald, da hier jeder sein Krüglein drin leeren zu können glaubte, schwoll die Hippokrene des deutschen Parnasses zu einem so ungeheuern, seichten, trüben Wasserbehälter an, daß die Musen endlich ihren Wohnsitz ganz aufgeben mußten, um sich vor der Ueberschwemmung zu retten. Es ist unglaublich, wie die Zahl weiblicher Namen in der deutschen Literatur im Laufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts anwächst. Während Joh. Frauenlob, der seine „Lobwürdige Gesellschaft gelehrter Weiber" im Jahre 1634 herausgab, kaum zehn deutsche Namen nennt, ist die Zahl derer, die Paullini, Junker, Morhof, Thomasius, Eberti und andere spätere Literaten als „Weiber von stupender Erudition" anführen, oder als „nicht unebene Poetinnen" und „einen netten Vers" schreibend preisen, wahrhaft Legion.

Diese Einwirkung auf die Frauenwelt hatten sie sicherlich zum Theil der Stiftung der gelehrten Gesellschaften zu danken, durch welche die Deutschen die Italiener nachahmten. Sie gaben dem literarischen Treiben der Männer mehr Oeffentlichkeit, ihre Verhandlungen wurden auch in den Familien besprochen und wären, auch wenn die Frauen nicht selbst als Mitglieder aufgenommen worden wären, diesen letztern mehr zugänglich geworden.

Die älteste, schon im Jahre 1617 zu Weimar ausdrücklich zur Ausbildung der deutschen Sprache gegründet, die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Gekrönte Palmenorden genannt, nahm in der That gar keine weiblichen Mitglieder auf, außer ausnahmsweise einige Fürstinnen, wie z. B. **Sophie Elisabeth**, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg und dritte Gemahlin Herzog August's von **Braunschweig-Wolfenbüttel**, Birken's Freund und Gönner und selbst ein Schriftsteller. Die Herzogin übersetzte französische Bücher ins Deutsche; sie starb im Jahre 1676. Als Ordensmitglied hieß sie „die Befreiende" oder „die Befreite", aus welchem Grunde ist unbekannt. Die gewöhnlichen Ordensnamen, die meist von ganz zufälligen Umständen herrührten, waren eben nicht von der Art, daß ein Eindringen der Frauen zu fürchten gewesen wäre, das sie in die Genossenschaft des „Gemästeten", des „Klebrichten", des „Beregneten", des „Unansehnlichen", des „Fetten" u. s. w. gebracht hätte.

Diese „fruchtbringende" Gesellschaft trug leider gar keine Früchte. Unter den achthundert Mitgliedern, die sie während ihres etwa sechzigjährigen Bestehens hatte, war nur eine kleine Anzahl eigentlicher Literaten. Diese vereinigten sich mit andern Freunden der Literatur und Schriftstellern von Gewerbe um die Mitte dieses Zeitraums zu zwei neuen Gesellschaften, von denen die eine, die Deutsch-

gesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, 1643 zu Hamberg, und der Gekrönte Blumenorden der Pegnitzschäfer 1644 zu Nürnberg gestiftet ward. Beide sind uns hier von Wichtigkeit, denn was von Frauenköpfen Talent hatte oder zu haben glaubte, ward durch sie ermuntert und gestützt.

Die erste dieser Gesellschaften, die in der Reinigung und Aufrechthaltung der vielfach gemishandelten deutschen Sprache mindestens einen edeln Zweck verfolgte, hatte auf die Frauen besonders Einwirkung durch die Persönlichkeit ihres Stifters, Philipp von Zesen, der bis zum Abenteuerlichen ritterlich, enthusiastisch, zart und von rastloser Thätigkeit, emphatisch ein Frauenheld war. Mütter und Töchter schwärmten für ihn. Er schrieb ein „Frauengebetbuch", das eine Freundin, **Helene von Velde**, ins Holländische übersetzte. Dorothea Eleonore von Rosenthal, die obengenannte Verfasserin der „Poetischen Gedanken", war die Freundin seiner Jugend. Er widmete ihr sein Buch „Dichterischer Rosengebüsche Vorschmack, oder Götter- und Nymphenlust" u. s. w., eines seiner frühesten Werke (1642). Kein Wunder, daß mitten im wildesten Kriegsgetöse, mitten in den halb rohen, halb diplomatisch kalten Scenen des Haus- und Hoflebens, mitten unter den aus deutschen, französischen und lateinischen Lappen geflickten steifen Gesprächen der Alltagswelt, es zarten Frauen wie Poesie anfäuselte, wenn Zesen die Vorrede zum „Rosenmond" also anfängt: „Lieber Leser! meine Liebe zu dir hat endlich deinen Haß zu mir überwunden. Denn siehe, ich schreibe aus Liebe, mit Liebe rede ich dich an, und darum mußt du auch ja mit Liebe antworten. Ich schreibe aus Liebe zu dir, aus Liebe zur Sprache, aus Liebe zu meinem Vaterlande. Durch Liebe werde ich getrieben, von Liebe rede ich, mit Liebe vermische ich meine

Reden, damit sie solchergestalt verlieblicht, dir, der du Liebe liebst, zu lesen belieben möchten" u. s. w.

Die Zahl der weiblichen Mitglieder dieser Deutschgesinnten Genossenschaft war jedoch nie sehr bedeutend, wahrscheinlich weil ihr Zweck, trotz ihrer Eintheilung in Rosen-, Lilien-, Rauten- und Nägelein-(Nelken-)Zunft, doch mehr die Sprache als die Poesie war. Unter ihnen waren zwei vornehme alte Jungfern besonders berühmt. **Ursula Hedwig von Veltheim**, ein sächsisches Fräulein, mit dem Ordensnamen die „Kluge", war Obervorsitzerin der Nägeleinzunft. Sie wird als sehr gelehrt, mehrerer Sprachen kundig und als „eine stattliche Poetin" gerühmt, auch „der Preis und Zierath ihrer Zeit" genannt. Sonst ist wenig über sie bekannt geworden. Sie starb im Jahre 1680.

Einen viel verbreitetern Namen aber hatte die Obervorsitzerin der Lilienzunft, **Katharine Regine von Greifenberg, Freiin von Seyssenegg**, die meist in Nürnberg selbst wohnte. Sie war Obervorsitzerin der Lilienzunft und hieß die „Tapfere". Ihr Name ward in einem ziemlich gleichzeitigen Gedicht denen der Weston und Schurmann gleichgesetzt. Sie trat schon jung, im Jahre 1653, mit „Passionsbetrachtungen in zwölf Sinnbildern" in die literarische Welt. Dann gab einer ihrer Vettern, ein angesehener nürnbergischer Patricier, ihre „Sonette, Lieder und Gedichte zum geistlichen Zeitvertreib" heraus (1662). Schon diese Bücher erlebten mehrere Auflagen und machten die Verfasserin berühmt. Dann erschien „Die Siegessäule der Buße und des Glaubens" u. s. w. Als ihr Hauptwerk wird indessen die „Deutsche Urania" betrachtet, dessen zweiter Titel den Inhalt angibt: „Geistliche Betrachtung von der Geburt und Jugend des Herrn Christi in zwölf Meditationibus" (Nürnberg 1678). Die Gelehr-

ten priesen sie hoch und ihre Bücher werden von einem berühmten Namen unter denselben, J. W. von Stubenberg, als „Heldenwerke, Engelwerke“ u. s. w. bezeichnet. Die wiederholten Auflagen beweisen, daß sie auch gelesen ward. Gervinus spricht ihr ein tiefes Gemüth und eine beschauliche Natur zu. Der streng religiöse Charakter ihrer Schriften, verbunden mit Gelehrsamkeit und hoher Geburt — die drei „Worte des Glaubens“ der Zeit — warfen über ihre Person eine Art Glorienschein, der noch lange nach ihrem Tode fortglänzte.

War die Zahl der „deutschgesinnten Genossinnen“ nur klein, die der „Pegnitzschäferinnen“ war desto größer. In der That liegt in diesem Orden sowie das ganze verfehlte, unbeschreiblich platte, triviale und läppische Treiben der damaligen literarischen Männer Deutschlands, auch das vollständige Misère der Frauenbestrebungen der gesunkenen, verflachten Zeit uns vor Augen. Der ungeheuere Beifall, den das absurde Institut fand, in dem jedes Mitglied einen Schäfernamen und eine gewisse Blume als Wahrzeichen anzunehmen hatte, gehört zu den schlagendsten Zeugnissen des erdrückten und verwelkten Geistes der Zeit, und die Bemerkung ist um so schmerzlicher, als es gerade die höhern Mittelklassen sind, die dadurch charakterisirt wurden, d. h. derjenige Theil einer Nation, der im allgemeinen als ihre höchste Blüte betrachtet werden muß. Der größte Theil der Pegnitzschäfer bestand aus Predigern, Advocaten, Rathsherren u. s. w. nebst ihren Frauen und Töchtern. Der Adel hatte sich im Kriege aufgerieben, oder er schlaraffte an den Höfen und fing schon an sich der groben deutschen Sprache zu schämen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß nicht eine Menge einzelner adelicher Junker und Fräulein zu jenen Orden gehört hätte, zumal von letztern, wie z. B. die Schlesierin **Elisabeth von Semnitz**, die als

Schäferin „Celinde" hieß und der S. von Birken den zweiten Theil der „Pegnesis" widmete.

Nürnberg war zwar der Hauptsitz des Ordens, und der Magistrat hatte ihm sogar zu seinen Festlichkeiten ein nahe liegendes Wäldchen geschenkt, allein die Mitglieder waren über ganz Mitteldeutschland verbreitet, und kaum gab es einen Theil des Vaterlandes, wo nicht einzelne Hirten oder Hirtinnen ihre poetischen Lämmerchen weideten. Die deutschen Ehemänner waren auf einmal wie umgewandelt, statt wie früher ihre Gattinnen auf Küche und Kinderstuben anzuweisen, ließen sie dieselben in Masse, wenn sie nur irgendeinmal ein Gelegenheitsgedicht zusammengezimmert hatten, zu „Schäferinnen" aufnehmen. **Marie Katharina Stockfleth**, geborene Frisch, die förmlich zur Poetin gekrönt ward, als Schäferin „Dorilis", **Regine Magdalene Limburger**, als Hirtin „Magdalis", **Barbara Juliane Prutzel**, geborene Müller, mit dem Beinamen „Daphne", waren sämmtlich Predigerfrauen. **Katharine Margarethe Dobenecker**, im Blumenorden „Sylvia", und **Anna Maria Nützel**, als Schäferin „Amaryllis", waren, jene eines Kammerraths, diese eines Rathsherrn Frau. Professor Omeis als „Damon" einer der Hauptschäfer, machte sogar seine spanische Gattin zur deutschen Schäferin, und sie scheint als solche ihren Namen **Diana** beibehalten zu haben. **Barbara Helene Lange**, die Malerin und Dichterin zugleich war, florirte als „Erone". Die meisten der Hirtinnen waren übrigens keineswegs Schriftstellerinnen von Profession, sondern hatten nur gelegentlich „ein fliegend Blatt den Winden gegeben"; Reime geschmiedet zu haben scheint jedoch eine unerlaßliche Bedingung zur Aufnahme gewesen zu sein.

Entschieden die berühmteste der Hirtinnen war Mornilla, die fern am Baltischen Meere wohnte. Ihr wahrer Name war **Gertrude Möller** (oder **Moller**, unsere Vor-

fahren nahmen es mit den Namen nicht eben genau), geborene Eysler, eine Professorstochter und Professorsfrau. Sie ward in den literarischen Kreisen Deutschlands einstimmig für die größte lebende Dichterin anerkannt, und wie man jetzt wol eine geistreiche Frau „eine Staël" nennt, oder eine ausgezeichnete Sängerin „eine Jenny Lind", sagte man damals von einer Dichterin, die man ehren wollte, sie sei „eine Möllerin". Wie viel Vorurtheil damals aber noch bei aller Begünstigung andererseits gegen weibliche Theilnahme an der Literatur herrschte, sehen wir unter anderm aus einem Verse Gottsched's:

Zwar hab' ich auch gehört, daß kurz vor unsern Zeiten,
Der Preußen **Möllerin** den Lästerzahn empfand;
Allein was hatte doch das Unglück zu bedeuten,
Da ihre Großmuth es mit Lachen überwand?
Ihr Name blüht gleichwol, man ehret ihre Schriften,
Doch ihrer Spötter Zahl deckt die Vergessenheit u. s. w.

Sie gab eine Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder heraus, die mit Melodien versehen 1675 in Hamburg erschienen. Eins der berühmtesten derselben beginnt: „O Herzensangst, o Bangigkeit und Zagen!" Wir hören nicht viel von ihrer Gelehrsamkeit, aber ihre Lieder und Gelegenheitsgedichte erwarben ihr die (freilich sehr zweideutige) Ehre der Krönung unter den Pegnitzschäfern. Daniel Bürholz, der kaiserliche gekrönte Poet, besang sie mit folgenden hochtrabenden Versen:

Wer spielt so trefflich hier? wer ist es der hier schreibt?
Und alle Cedern sich auf einmal einverleibt?
Läßt Opitz oder Dach sich etwann wieder hören?
Will durch ein reines Lied Titz seinen Ruhm vermehren?
Ach nein! ein Frauenbild die goldnen Saiten treibt!
So wird's Westonia sein, die unvergessen bleibt.

Und die von Seyssenegg die würdig höchster Ehren,
Vielleicht ist's Schurmannin mit ihren klugen Lehren?
Nein, die hier spielet ist die edle Mollerin,
Der Zeiten Zier und Ruhm, die zehnte Kunstgöttin,
Die durch des Himmels Geist und ihren schönen Sinn,
Sich nach den Sternen schwingt und bringt gleich Adlern hin,
Die, liebes Preußen, dich schmückt, adelt und erhebet,
Und preisbar in die Wett' auch mit der Dichtkunst lebet.

Ob ihre Gedichte aber auch so viel gekauft als gelesen und gepriesen wurden? Wir müssen es bezweifeln, wenigstens starb sie arm. Sie lebte als Witwe bis gegen Ende des Jahrhunderts von einem Gnadengehalt, den ihr Friedrich I. zur Anerkennung ihrer Verdienste zahlen ließ. Zuletzt mußte sie noch auf königliche Kosten begraben werden, was denn mit allerlei Pomp und Ehrenbezeigungen geschah.

Es versteht sich, daß es nicht die Pegnitzschäferinnen allein waren, denen es vergönnt war, den Helikon abzuweiden, und daß zugleich noch viele andere Frauen und Mädchen sich ein Beetchen auf den grünen Höhen anlegten, auf dem die Blumenzucht zwar mitunter einigen Verdruß machte, aber dafür auch Namen eintrug, wie Sappho, Cornelia, Zehnte Muse, Minerva u. s. w. Sachsen wollte hinter Franken nicht zurückbleiben. Eine Pfarrerstochter aus dem Mansfeldischen, Namens **Susanne Elisabeth Zeidler**, begrüßte den Großen Kurfürsten bei seiner Huldigung zu Halle mit einem „netten" Carmen, und ließ einige Jahre später eine Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel „Jungferlicher Zeitvertreib" drucken (Leipzig 1686). **Anne Maria Pflaum**, Gattin des Stadtrichters zu Leipzig, ward als „deutsche Sappho" gepriesen. Sie ergoß sich in einer „Thränen= und Trostquelle, bestehend in geistlichen Liedern und andächtigen Seufzern" (Leipzig 1689). Eine andere

Leipzigerin **Anne Marie**, Tochter des Bürgermeisters **Schwendendorf**, die, nur eben glücklich vermählt, der Tod jung hinraffte, hatte schon im Jahre 1673 „Andächtige Gemüthsseufzer" hinterlassen. Um die nämliche Zeit hatte auch **Barbara Pracht**, eine Witwe zu Weißenfels, ein „Neues Creutz- und Trost-Gebeth- und Gesangbüchlein vor betrübte Herzen" drucken lassen. Welch ein schwarzes, melancholisches Trauerkleid trug das deutsche Christenthum im 17. Jahrhundert!

Waren in dieser noch ganz kritiklosen Zeit Dichterinnen eines gewissen Weihrauchs sicher, so konnten sie desto gewisser auf Anerkennung rechnen, wenn sie von vornehmem Stande, etwa Baronessinnen, Gräfinnen oder gar Fürstinnen waren. Je verächtlicher die Masse der hohen Herrschaften sich von der deutschen Literatur abwendete, je dankbarer nahmen die deutschen Gelehrten die Herablassung der einzelnen unter ihnen auf. Diese Beispiele wurden freilich immer seltener, indessen ist gewiß, daß die deutsche Sprache, noch lange nachdem sie als Umgangs- und Geschäftssprache, ja in den feinern Cirkeln als Familiensprache von der französischen verdrängt war, das Idiom blieb, in welchem sich die Seele deutscher Männer und Frauen mit Gott unterhielt, und so ist es denn gekommen, daß wir den vornehmen Frauen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts viele schöne fromme Lieder verdanken, darunter nicht wenige einigen trefflichen Fürstinnen.

An der Spitze derselben muß **Luise Henriette von Oranien** stehen, die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Sie hat uns vier Lieder hinterlassen, die zu den Juwelen im deutschen Liederschatz dieser Art gehören. Zwei davon: „Ich will vor meiner Missethat" und „Jesus meine Zuversicht", sind, obwol oft ziemlich verstümmelt und rationalisirt, noch immer in jedem Gesangbuch zu finden. Die

beiden andern sind zu subjectiv zu diesem Gebrauche, aber an poetischem Werth jenen beiden eher überlegen. Die Kurfürstin war eine kluge Dame, die oft bedeutenden Einfluß auf ihren Gemahl übte, wenn er auch, nach Art der Ehemänner, ihren bescheidenen Rath häufig im ersten Augenblick ärgerlich verwarf. Sie war jedoch mehr, sie war eine innig gute, von der reinsten christlichen Frömmigkeit beseelte Frau, die ihre kurze Bahn, das Auge fest auf Gott gerichtet, wandelte.

Es hat Verwunderung erregt, daß sie, die Holländerin und Tochter des Erbstatthalters, in deutscher Sprache gedichtet haben sollte. Warum dürfen wir aber nicht annehmen, daß sie schon als Kind deutsch von ihrer Mutter gelernt habe, die eine deutsche Prinzessin (von Solms-Braunfels) war und an der sie auf das zärtlichste hing? Auch war Luise Henriette ganz die Frau, sich der Sprache ihres Gatten und ihrer Unterthanen mit festem Vorsatz zu bemächtigen. Daß sie sonst nur selten deutsch und ihre Briefe immer französisch schrieb, beweist nichts dagegen. Zum Briefschreiben wie zur Conversation war die französische Sprache um vieles besser geeignet. Mit ihrem Beichtvater und geistlichen Rath Stosch scheint sie immer deutsch gesprochen zu haben.

Die Autorschaft ihrer schönen Lieder ist kürzlich für Otto von Schwerin, einem ihrer Diener und Freunde, in Anspruch genommen worden [7]), jedoch mit so wenig gewichtigen Gründen, daß die Wagschale gegen die, welche für die Kurfürstin sprechen, hoch auffliegt. Otto von Schwerin gab „Gebete und geistliche Lieder" für die Kurfürstin und ihre Kinder heraus, allein theils ist keins der vier darunter, theils soll der Werth derselben — ich kenne sie nicht — tief unter jenen sein. In ihrer Leichenpredigt wird Luise Henriette ausdrücklich als Verfasserin des köstlichen Liedes

„Gott, der Reichthum deiner Güte“ bezeichnet, sowie auch schon früher in einem ihr gewidmeten Gesangbuche die vier Lieder ihre eigenen Lieder genannt werden. Wäre dem aber auch nicht so, der zweite Vers des Liedes „Gott, der Reichthum deiner Güte“ zeugt deutlich für die fürstliche Verfasserin:

Wo sich hin mein' Augen wenden,
Da erkenn' ich aller Enden,
Was du Herr! an mir gethan!
Leut' und Länder ehren mich,
Berg' und Thäler neigen sich,
Wild und Wald sampt Seen und Flüssen,
Liegen mir zu meinen Füßen.

Ebenso bestimmt spricht in dem Liede „Ein andrer stelle sein Vertrauen“ für die Authenticität der Verfasserin, wenn sie auf den Umstand anspielt, daß sie in Königsberg, als sie vor den Schweden floh, vom Feinde dort in der Festung eingeschlossen und belagert ward.

V. 9: Gott sei gelobt und hoch gepriesen,
Der wachsam auf mein Elend sieht,
Und mir so wunderliche Güt',
In einer festen Stadt erwiesen,
Hat sich in meiner Noth gewandt,
Und meines Flehens Stimm' erkannt.

Die edle Fürstin starb im Jahre 1667, noch nicht vierzig Jahre alt. Ihre würdige Zeitgenossin war **Anna Sophie**, Landgraf Georg's von Hessen Tochter, Aebtissin des Stiftes Quedlinburg. Sie war um vieles gelehrter als jene, verstand die classischen und sogar die orientalischen Sprachen, und stand mit theologischen Professoren in Briefwechsel. Ihren Ruhm aber verdankt sie einem Erbauungsbuch: „Der getreue Seelenfreund“ (gedruckt in Jena

1658 und Leipzig 1675), in welchem sich in Prosa und Versen ihr reiches, poetisches Gemüth auf so fromme Weise ergoß, daß es tausend und aber tausend gottesfürchtige Seelen ansprach. Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt, als sie das Buch schrieb.

Noch ein paar andere Fürstinnen will ich erwähnen. **Emilie Juliane,** Gräfin von **Schwarzburg-Rudolstadt,** ein Jahr vor der letztgenannten (im Jahre 1637) geboren und besonders ergiebig als Dichterin geistlicher Lieder, denn sie hinterließ deren nicht weniger als 587. Sie war als Fürstin und als Frau so hoch geachtet und verehrt, daß man auch ihre Lieder darum liebte, die in poetischer Hinsicht keinen Werth haben, dafür aber nie ohne starke doctrinelle oder dogmatische Färbung sind. Ihr „Wer weiß wie nahe mir mein Ende", das noch jetzt in jedem Gesangbuche zu finden ist, ward in mehrere neuere Sprachen übersetzt und nicht weniger als sechsmal ins Lateinische. Nach ihrem Tode (1706) erklärte ein geistlicher Liederdichter, Namens Pfefferkorn, seinen Anspruch auf dieses so beliebte Lied, woraus ein langjähriger weitverbreiteter Streit entstand, bei dem Zeugen verhört, Eide abgenommen und unendlich viel Zeit und Papier verschwendet ward. Er endete ohne entschiedenes Resultat, doch blieb die Wahrscheinlichkeit auf seiten der guten seligen Gräfin.

Viel interessanter als diese letztere ist ihre um drei Jahre jüngere Schwester oder Base, **Ludmilla Eleonore,** die noch nicht zweiunddreißig Jahre alt und auf dem Punkt sich zu vermählen, dahinschied. Hier sehen wir einmal wieder das schöne Beispiel einer freudigen, fast jauchzenden Frömmigkeit, in der trüben Atmosphäre des 17. Jahrhunderts eine wahre Abnormität. Gott offenbarte sich diesem echt religiösen und echt dichterischen Gemüthe außer in der Heiligen Schrift auch in der heiligen Natur, und

sprach zu ihr aus jedem „Gräselein“, aus jeder Gestaltung der sinnlichen Welt wie der geistigen. Darum sang sie:

Ich will fröhlich sein in Gott,
Fröhlich, fröhlich, immer fröhlich,
Denn ich weiß in aller Noth,
Daß ich schon in Gott bin selig,
Weil der Freudengott ist mein,
So kann ich wol selig sein u. s. w.

Und noch viel schöner:

Ich bin vergnügt und halte stille,
Ob mich schon manche Trübsal drückt,
Und denke, daß es Gottes Wille,
Der dieses Kreuz mir zugeschickt.
Und hat er mir es zugefügt,
So trägt er's mit, ich bin vergnügt!

Das Lied ist ein wahrhaft christliches Triumphlied und endet mit dem Jubelruf: „Und hab' ich dann die Welt besiegt, bleib' ich dabei: ich bin vergnügt!“ Daß übrigens unter den 207 Liederm, die dieses liebenswürdige Wesen hinterlassen, gar manche schwache Reimerei ist, versteht sich in dieser ganz kritiklosen Periode der Literatur von selbst. Eine Sammlung derselben erschien 1687, funfzehn Jahre nach dem Tode der Dichterin, in Rudolstadt.

Sonst finden wir unter den geistlichen Dichterinnen jener Zeit noch so manchen fürstlichen und adelichen Namen, wie z. B. den der Gräfin **Anna von Stolberg**, Gräfin B. **von Reuß**, Fräulein **Rosamunde von Asseburg** u. a. m. Besonders ausgezeichnet war der der **Henriette Katharina von Gersdorf**, Tochter des sächsischen Ministers von Friesen, deren Ruhm freilich mehr ihrer ungeheuern Gelehrsamkeit galt, die aber auch gern ein frommes Kirchenlied dichtete. Sie war Graf Zinzendorf's Großmutter. Ihr

„Treuer Hirte deiner Heerde“ hat sich noch immer frisch und populär erhalten.

Bei aller dieser Vielschreiberei wurden im Grunde nur zwei Zweige der Verskunst von den deutschen Frauen gepflegt: das Gelegenheitsgedicht — Hochzeits- und Leichencarmen ohne Ende! — und das geistliche Lied. Desto mannichfaltiger war während dieser Periode der weibliche Anbau der verschiedenen Felder der Gelehrsamkeit. Die Zahl gelehrter Schreiberinnen, d. h. solcher, die sich der alten Sprachen bemächtigt hatten, und von den Gelehrten als ebenbürtig anerkannt wurden, ist zum Erstaunen groß. Wenn wir auch annehmen dürfen, daß es in der Hälfte des 19. Jahrhunderts, die wir jetzt hinter uns haben, mindestens gegen fünfhundert gebildete Frauenzimmer in Deutschland gegeben haben mag, gegen ein solches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, so könnten wir dafür auch nachrechnen, daß es während jener Periode daselbst wenigstens zwanzig gelehrte Weiber gab, gegen eine Zeitgenossin, die unsere gegenwärtigen Gelehrten für ebenbürtig anerkennen möchten. Wenn auch im ganzen ein Vorurtheil herrschte gegen die wissenschaftliche Ausbildung der Frauen, wie nicht allein die Möllerin, sondern sogar die gute Sibylle Schwarz erfahren hatte: dennoch gab es gerade unter den ausgezeichneten Männern bis gegen Ende des Säculums viele, welche die Bestrebungen der Frauen begünstigten, wie unter andern Dingen auch die Masse von biographischen Werken zu beweisen scheint, die ihnen gewidmet wurden, wie Paullini's „Zeitkürzende, erbauliche Lust“, des Nämlichen „Gelehrtes deutsches Frauenzimmer“, Junker's „Centuria foeminarum doctaram“, Pasch's „Gynaeceum doctum“ u. s. w.

Aber auch praktisch bewährte sich diese erhöhte Achtung. Die Töchter des Predigers **Bose** in Dresden, **Margarethe**

und **Eleonore**, wurden in allen Wissenschaften und Künsten unterrichtet. Magister **Kurz** in Zittau erzog seine Tochter **Marie Elisabeth** zu einer gründlichen Kennerin der alten Sprachen. Die Tochter des sächsischen Geheimraths **Ludolf, Susanna Magdalene**, verstand außer dem Lateinischen auch das Hebräische und war um ihrer Gelehrsamkeit willen berühmt. **Maria Barbara Lehmann**, eine leipziger Professorstochter, hatte mit dem ungeheuern Wissen und den glänzenden Talenten, die sie mit ihrer Schönheit vereinigte, sogar einen vornehmen Edelmann, einen merseburger Kanonikus von Römer, erobert, was bei der damaligen Inferiorität des Bürgerthums gegen den Adel keine Kleinigkeit war. Indessen scheint es doch, als hätten die Musen und Gott Apollo schon damals manchmal eine Brücke zwischen dem Adel und dem höhern Bürgerstande erbaut.

Auch die gelehrte Tochter eines berühmten Arztes in Schlesien, Dr. Heinrich Kunitz, war mit einem Edelmann verheirathet, Elias von Löben, der ebenfalls Arzt war. **Marie Kunitz** hatte alle Zweige des Wissens studirt, mit besonderm Eifer und Glück jedoch betrieb sie die Astronomie. Sie gab bereits 1650 in lateinischer und deutscher Sprache eine „Urania Propitia“ mit astronomischen Tafeln heraus, die ihr in der gelehrten Welt einen großen Ruf verschafften. Freilich ging es, da sie des Nachts die Sterne zu bewachen hatte und darum am Tage schlafen mußte, mit ihrem Hauswesen schlecht; manche lächerliche Geschichte kam davon in Umlauf, sodaß die Arme, fürchte ich, dazu beigetragen hat, die weibliche Gelehrsamkeit bei den deutschen Männern in schlimmen Geruch zu bringen.

Einen glänzenden Namen hatte besonders **Helene Sibylle Wagenseil**, die Tochter eines angesehenen Juristen in Altorf und Gattin des Historikers Daniel Mollers. Sie las den Homer im Original ohne Schwierigkeit, so auch he-

bräisch, außerdem Latein und alle möglichen neuern Sprachen. Wir hören nicht, daß sie irgendetwas publicirt habe, doch muß ihr Ruhm wol nach Italien gedrungen sein, denn sie ward dort zum Mitglied der Akademie der Ricuperati ernannt, zu der auch Mademoiselle de Scudéry gehörte, was ihr natürlich in Deutschland doppelten Glanz gab.

Kaum gab es ein Fach, in dem die Frauen sich nicht versuchten. Ja, in Gegenden, wo man die Gelehrsamkeit am wenigsten gesucht hätte, wie z. B. in Mecklenburg, übersetzte **Ursula Katharina Schwarz** den Hesiod ins Deutsche, in Pommern, **Agnes Schwinzer**, ein neunzehnjähriges Mädchen, den Florus in ihre Muttersprache und die Klagelieder des Jeremias in lateinische Verse. Sie war eines armen Dorfpfarrers Tochter.

Marie Sibylle Graff, deren Vater ein berühmter Arzt war, widmete sich der Naturkunde und gab ein werthvolles Buch mit Kupfern über „Die Raupen und deren wunderbare Verwandlung" heraus (Frankfurt 1678), das vom Polyhister Conring sehr gerühmt und von Eberti als ein „überaus nettes, curieuses und artiges Werk" bezeichnet wird. Frau **Dietrich**, Hofwehmutter zu Berlin, schrieb ein Buch über „die Hebammenkunst", das von der frankfurter medicinischen Facultät höchlich empfohlen ward. Gegen die Kritik eines leipziger Recensenten vertheidigte sie sich mit scharfen Worten. Ja selbst ein Fach, in welchem die Männern wol zu jeder Zeit nur selten in den Frauen Mitarbeiterinnen finden werden, fand in jenen Tagen eine tüchtige Auffassung in einem Frauenkopf. **Moritzia Schüller**, die Frau eines angesehenen breslauer Kaufmanns, Namens **Lochmann**, die sich gründlich auf die Rechenkunst verstand und auch sonst allerlei Studien trieb, gab eine „Tabelle der Wechselordnung" heraus und ward dafür gepriesen.

Auch unter dem Adel blieben noch einige literarische

Frauen der freilich um diese Zeit unerträglich gesunkenen Muttersprache getreu. **Anna Elisabeth von Schlebusch,** geborene von Eyk, in Schlesien wohnhaft, verfaßte Erbauungsbücher, eine „Geistliche Ehrenpforte zu fleißiger Uebung eines wahren Christenthums“ (Frankfurt 1677) und eine „Geistliche Seelen-Apothek“ (Frankfurt u. Leipzig 1689), die in aller Händen waren. In Sachsen war der Name der Baronin von Gersdorf, geborene von Friesen, derer wir schon oben als Dichterin erwähnt, auch als der einer äußerst gelehrten Dame berühmt. Ihre Tochter, **Charlotte Justine,** überstrahlte sie noch in dieser Hinsicht und ward schon als sechzehnjähriges Mädchen als ein halbes Wunder von Gelehrsamkeit betrachtet. Der Hauptstolz Sachsens jedoch war **Margarethe Sibylle von Löser,** geborene von Einsiedeln, die in allen vier Facultäten zu Hause war und als Cornelia Saxonica, Minerva Misnica u. s. w. gefeiert ward. Diese letztere schrieb jedoch oder publicirte mindestens nur in lateinischer Sprache.

Dies führt uns zu den gelehrten Fürstinnen der Zeit zurück, unter denen die deutsche Sprache für Umgang und Lectüre mehr und mehr ausstarb. Unter ihnen ist **Elisabeth von der Pfalz,** des vertriebenen Böhmenkönigs und Elisabeth Stuart's Tochter, besonders zu nennen. Es war die Aebtissin von Herford, deren ich oben als der Freundin des Fräulein von Schurmann rühmend erwähnt. Sie war auch die angebetete Freundin des Philosophen Descartes und im spätern Leben die Correspondentin von Malebranche und Leibniz; ob sie aber die verschiedenen philosophischen Systeme ihrer gelehrten Freunde recht verstand, ist eine andere Frage, denn für eine Fürstin und Gelehrtenpatronin ist der Ruhm der Gelehrsamkeit gar leicht zu erlangen. Wie ihre Schwester **Sophie von Braunschweig,** wie deren ausgezeichnete Tochter, **Sophie Charlotte,** die philosophische

Königin von Preußen und Freundin Leibniz', schrieb und dachte sie nur französisch. Was sich etwa von deutschen Briefen von diesen Prinzessinnen vorfindet, ist in einer Sprache geschrieben, die man noch kaum für deutsch erkennen kann, so ganz durchwirkt ist sie mit französischen Wörtern und Ausdrücken. In Briefen erscheint überhaupt, theils wegen der größern Gewandtheit und Leichtigkeit, welche der Briefwechsel erfordert, theils wegen des Nebels von Titulaturen und Ceremonien, in denen die einfachsten Gedanken gehüllt sind, die deutsche Sprache jener Zeit besonders ungefüge und viel widerlicher und plumper als z. B. in gleichzeitigen Romanen oder Liedern, wovon die Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, ein schlagendes Beispiel geben.

Ehe ich von den Fürstinnen jener Zeit scheide, muß ich noch einer rühmlichen Ausnahme gedenken, d. h. der schönen **Erdmuthe Sophie,** Tochter des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, die uns in der That in einer Schrift ein deutsches literarisches Andenken hinterlassen hat, das für ihren denkenden Geist zeugt. Sie wird als eine der reizendsten und liebenswürdigsten Prinzessinnen ihrer Zeit geschildert. Im Jahre 1658, als sie nur eben vierzehn Jahre alt war, führte man sie zur Kaiserwahl nach Frankfurt a. M., aber des jungen Leopold Brust war mit geweihtem Stahl gepanzert. Nach einigen Jahren heirathete sie den Markgrafen von Baireuth, starb aber schon nach neunjähriger Ehe, ehe sie das sechsundzwanzigste Jahr erreicht hatte. Sie hatte sich vorzugsweise mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt und hinterließ ein Büchlein, das nachher unter dem Titel „Handlung von der Welt Alter" (Nürnberg 1676) und in einer spätern Ausgabe als „Kirchen-, Staat- und Weltsachen" veröffentlicht ward. Gewiß war in einer so jungen Prinzessin eine Autorschaft dieser Art

etwas sehr Ungewöhnliches und würde es auch noch heutzutage sein.

Bemerkt zu werden verdient, daß trotzdem daß seit der Mitte des Jahrhunderts die Romanenliteratur Frankreichs Deutschland zu überschwemmen anfing, trotzdem daß die zehnbändigen bewunderten Liebesgeschichten der Scudéry in allen Händen waren und Bucholz, der Herzog von Braunschweig, Ziegler und andere dieselben an Breite und Geschmacklosigkeit noch deutsch zu überbieten suchten, keine einzige deutsche Frau sich daran betheiligte. Nur als Uebersetzerinnen finden wir sie gegen das Ende des Jahrhunderts. Als auf eine ganz vereinzelte Production stoßen wir auf eine Art von moralischen Roman in Versen, von einer Predigersfrau im Würtembergischen, Namens **Sibylla Schuster.** Sie starb 1695. Der Titel dieses Werkes: „Der verkehrte, bekehrte und wieder bethörte Ophiteles", erinnert einigermaßen an „den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier". Romanschreiberei scheint gegen die Begriffe des 17. Jahrhunderts von deutscher Frauenzucht und Sitte angestoßen zu haben, und in der That blieb diese Ansicht geltend, bis diese Art von Fiction durch Richardson den Charakter einer Familiengeschichte annahm und so recht eigentlich in das Seelengebiet des Weibes hinübergespielt wurde.

Vierter Abschnitt.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist in dieser Vielschreiberei der Frauen ein bedeutender Abfall wahrzunehmen. Man hörte nach und nach auf, gelehrte Frauen zu erziehen,

und die ältern deutschen Minerven und Zehnten Musen, die noch in das 18. Jahrhundert hineinlebten, wie die edeln Frauen von Gersdorf, von Römer und einige andere, wurden mehr angestaunt und bewundert, als daß man sie zum Beispiel genommen hätte. Was war eine Gelehrsamkeit auch werth, die das Innere uncultivirt ließ, und so wenig Einfluß auf die Sitten und Gebräuche des Lebenskreises hatte? Denn die Roheit der geselligen und häuslichen Zustände Deutschlands war in allen Ständen noch ungeheuer und weder durch die verschiedenen philosophischen Systeme einzelner großer Geister, noch durch die immer unwiderstehlicher werdenden Einflüsse Frankreichs gemildert worden. Die deutsche Sprache war bis zum Widerlichen entartet, mit französischen und lateinischen Lappen durchflickt, und durch Misbrauch und Vernachlässigung auch grammatisch wie aus ihren Fugen gelöst; denn auch die ausgezeichnetsten Gelehrten machten oft, wenn sie sich einmal herabließen, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, die gröbsten Fehler gegen Grammatik und Rechtschreibung. Besonders aber erscheint sie hölzern und häufig pöbelhaft grob in Briefen oder als Umgangssprache, oder in den Lustspielen der Zeit, kurz überall wo sie frei und ungezwungen sein soll.

Die Höfe der damaligen Zeit gingen dem Adel und dem höhern Bürgerstande nicht allein mit der Verleugnung der Muttersprache, sondern auch mit Roheiten aller Art voran und zeigten so, daß mit der französischen Sprache, oder auch mit Erwerbung einiger wissenschaftlichen Kenntnisse allein die höhere Bildung noch nicht zu erlangen war.

Um sich eine Vorstellung von den Sitten der Zeit, selbst in der höchsten Gesellschaft zu machen, braucht man nur sich den pfälzischen Hof zu vergegenwärtigen, der den meisten andern weit überlegen war. Karl Ludwig galt für

einen der gebildetsten Fürsten seiner Zeit; von seinen Schwestern war Elisabeth eine Gelehrte und Philosophin, Sophie das Ideal einer klugen und eleganten Weltdame. Er selbst hatte, außer daß er durch Unglück und Noth erzogen worden war, seine Jugend in England und den Niederlanden zugebracht, und zwar in Leyden die regelmäßigen Universitätsstudien durchgemacht. Er zeigte auch, als er endlich zur Regierung kam, wie hoch er die Wissenschaften schätze. Seine kalte, verdrießliche, gering erzogene Gemahlin, Charlotte von Hessen, stieß ihn mehr ab, als daß sie ihn anzog, während ihre Hofdame Luise von Degenfeld ihn noch mehr durch ihre anmuthige Geistesbildung als durch ihre Schönheit fesselte. Alles dies aber hielt ihn nicht von der Brutalität zurück, seiner unglücklichen Gattin, in Gegenwart ihrer fürstlichen Verwandten, bei öffentlicher Tafel einen rohen Schlag ins Gesicht zu versetzen. Von ihrem Schwager, dem Markgrafen von Baden, gefragt: „Was ist meine Frau Schwester denn immer so traurig?“ und durch des Kurfürsten spöttische Bemerkung: „Das ist nichts Neues, daß meine Gemahlin ohne Ursache zürnt“, gereizt, antwortete sie mit Bitterkeit: „Ich zürne auf Leute, denen die Mägde lieber sind als die Frauen.“ Da ward der Kurfürst ganz blaß vor Zorn und gab der beleidigten Frau mit der ritterlichen Rechte eine Ohrfeige.

Die unglückliche Frau hat in ihrer Klagschrift an den Kaiser die Sache selbst erzählt. Nach ihrem eigenen Bericht entfernte sie sich sogleich von der Tafel. Aber warum? Weil sie ihren beleidigteu Stolz als Frau und Fürstin zeigen wollte? — nein, sondern weil bei ihrem Schluchzen doch das beständige Schnauben und Wischen der Nase den hohen Gästen den Appetit verdorben haben würde! Man fragt sich hier wol: Wer war roher? der Fürst oder die Fürstin?

Diese öffentliche Ausübung ehemännischer Rechte war freilich nicht ganz an der Tagesordnung, und der Kurfürst suchte sie nachher wieder gut zu machen; allein sie ist charakteristisch genug für die grenzenlos rohen Sitten der Zeit. Was aber deutsche Prinzessinnenerziehung im allgemeinen damals war, davon bietet uns Karl Ludwig's Tochter, die als Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans und Mutter des berüchtigten Regenten von Frankreich, nachher so berühmt geworden, ein charakteristisches Beispiel. Sie war klug, voll herzlichen Gefühls für die Ihren, sie erkannte den Werth der Bildung und Sitte in andern, sie war auf ihre Weise tugendhaft und entschieden redlich; aber kann ein roheres, cynischeres, gröberes Wesen gedacht werden, als sie an sich selbst in ihren Briefen an fürstliche Freundinnen enthüllt?

Steigen wir zu dem Adel herab, so können wir von dem Theil desselben, der seinen Lebensodem aus den Höfen sog, nichts Besseres als die Nachahmung der Fürsten erwarten. Dem Landadel aber drohte in der Verbauerung auch keine geringe Gefahr. Die edelste sittliche Bildung herrschte noch unter den sogenannten „Erweckten", oder wie man sie später nannte, Pietisten, von denen sich seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bis durch das erste Drittel des 18. eine unsichtbare, aber feste Kette durch den Adel von ganz West-, Nord- und Mitteldeutschland schlang. Vom dogmatischen, erstarrten Formelwesen, vom engherzigsten Pharisäerthum aus den Staatskirchen gedrängt, von frecher Unsittlichkeit und roher Lasterhaftigkeit aus der höfischen Gesellschaft, wurden sie mächtig und einflußreich in ihrer Vereinigung. Selbst in ihren Verirrungen, in ihren Excentricitäten und Einseitigkeiten können wir zuweilen noch ihre Tugenden erkennen.

Es ist nicht unnatürlich, daß sich einer „Kirche in der

Kirche", die soviel mehr Befriedigung für ein sehnendes Herz bot als die todte Orthodoxie der dogmatischen Eiferer, welche sie bekämpfte, vorzugsweise vornehme Frauen angeschlossen. Und es kann uns nicht überraschen, daß Verehrung und brünstige Liebe für das Gotteswort sich nicht selten auf die Person des Gottesmannes übertrug, aus dessen Munde es sie anwehte. Heirathen von Töchtern edler Häuser mit pietistischen Predigern waren demnach häufig, besonders unter alternden, Liebe bedürftigen Fräulein. Unter ihnen war **Johanne Eleonore von Merlau**, ein geistreiches, ascetisch gesinntes Wesen, die sich mit Dr. Petersen, einem Hauptapostel der Pietisten, vermählte. **Johanne Petersen** war ihrem Gatten an Geist und Tiefe überlegen. Sie veröffentlichte ein „Herzensgespräch mit Gott" (1689), in welchem sie ihr Leben erzählt. Während alle Welt über Mysticismus, Heterodoxie und Ketzerei schrie, empfahl Thomasius das Buch dringend den theologischen Studenten als orthodox. Sonst schrieb sie noch einen „Commentar über die Offenbarung Johannis" (1696) und einen „Geistlichen Kampf der berufenen und auserwählten Ueberwinder" (1698), nebst mehreren andern Werken. Franz Horn hat im „Frauentaschenbuch" für 1820 diesem reichen, tiefen, wenn auch vom Mysticismus befangenen Gemüth einen eigenen Aufsatz gewidmet.

Eine andere Prophetin des Chiliasmus und Anhängerin Petersen's war **Adelheid Sibylle Schwartz**, eine Bürgersfrau zu Lübeck. Sie gab im Jahre 1692 „Gottes ernstliche Offenbarung" zur Vertheidigung der heftig angegriffenen mystischen Schule heraus.

Auch in den bürgerlichen Kreisen erstarb das lange fast künstlich aufrecht erhaltene Interesse für die deutsche Literatur mehr und mehr. Unter den letzten Gelehrtentöchtern, die sich durch eine höhere Bildung auszeichneten, finde

ich die des berühmten Polyhistor **Hermann Conring.** Aber schon hören wir nicht mehr von classischen Studien, geschweige von Hebräisch oder Chaldäisch. Der Zuschnitt der Bildung wird mehr und mehr frauenzimmerlich. **Marie Sophie,** die älteste Jungfer **Conring,** verstand französisch, hatte Geschichte und Geographie studirt, schrieb deutsche Verse und sogar ein Trauerspiel: „Der große Alexander.“ Berühmt aber machte sie sich durch ein Kochbuch, soviel ich weiß das erste von einer deutschen Frau geschrieben. Ihre „Wohlunterwiesene Köchin“ (1697) machte viel Aufsehen und erlebte schon nach zwei Jahren eine neue Auflage, die mit einem „Zufälligen Confecttisch“ vermehrt war. Was aber würden jetzt unsere Hausfrauen zu einem Kochbuch in Quartform sagen?

Marie Sophie war mit Professor **Schellhammer** in Kiel vermählt. Ihre Tochter **Henrika Marie,** geboren 1685, trat ebenfalls als Schriftstellerin auf, indem sie den Roman „Almanzaide“ aus dem Französischen übersetzte. So wenig ward damals noch Betheiligung an der Romanliteratur von deutschen Frauen und Mädchen erwartet, daß Henrika Marie Schellhammer gezwungen war, sich in einer „Höchstnöthigen Erinnerung“ gegen Angriffe zu vertheidigen.

Nicht weniger begabt als Marie Sophie, Conring's älteste Tochter, war die jüngere, **Elise Sophie.** Wir dürfen sie uns als von besonders anziehender Person vorstellen, denn sie war zweimal vornehm verheirathet, erst mit dem Adelshauptmann **von Schröter,** dann mit einem Herrn **von Reichenbach** im Holsteinischen. Sie war vorzugsweise Dichterin und von einem lebhaften Naturgefühl beseelt, das an den nur wenig jüngern Brockes mahnt. Ihre „Poetischen Gedanken von den vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln und Gewürmen“ sind zum Theil aus dem

Holländischen des Dichters Jakob Cats übersetzt, zum Theil eigene Erfindung. Auch die blühenden Bäume besang sie, brachte die Weisheit Salomon's in deutsche Reime und hinterließ manches Manuscript in Versen, als sie im Jahre 1718 dahinschied.

Aber wir dürfen nicht mehr erwarten viele solcher Blumen in bürgerlichen Kreisen aufwachsen zu sehen. Während die französische Sprache die so schmählich entartete deutsche aus der adelichen Gesellschaft gänzlich verdrängte, wendeten sich diejenigen bürgerlichen Frauenzimmer, deren Verhältnisse ihnen nicht die Nachäffung des Adels verstattete, gänzlich von der Literatur ab. Das Hauswesen ist deutschen Frauen immer von hoher Wichtigkeit gewesen und mit Recht; es ist ihr eigentlichster Wirkungskreis; aber wie sehr zu dessen weiser Beherrschung die wahre Bildung förderlich ist, ist nur von wenigen klar erkannt worden. Zu der Zeit, die wir nun zu durchwandeln haben, konnte eine Frau nicht hoffen als eine gute Haushälterin anerkannt zu werden, wenn sie nicht über ein mit Rothwein beflecktes Tischtuch ihren Verdruß aussprach, und das häusliche Regiment über Kinder und Mägde ohne einige gelegentliche Maulschellen und Schimpfworte zu führen, wäre eine unerhörte Neuerung gewesen. Während die groben Sitten der höhern Stände sich mit einer widerlichen Nachahmung französischer Galanterie verbrämten und ihr Stolz sich in den albernsten Rangstreitigkeiten darthat, die freche Liederlichkeit der Höfe aber sich kaum mehr mit dem Schleier des Anstandes verhüllte, durchwuchsen die noch gröbern Sitten der Mittelstände mit den allerkleinlichsten Ceremonien und einem so abgeschmackten Titulaturwesen, daß besonders bei den Frauen aller gesunder Verstand daran scheiterte.

Die Namen deutscher Schriftstellerinnen werden mit dem 18. Jahrhundert immer sparsamer. Aus dem theologischen

und wissenschaftlichen Bezirk verlieren sie sich gänzlich, und wir müssen sie von nun an ausschließlich im Fach der Moral, Pädagogik und Belletristik suchen. Um einen Platz in Paullini's „Gelehrtem deutschen Frauenzimmer", Eberti's „Eröffnetem Cabinet des gelehrten Frauenzimmers" und Meuscher's „Schauplatz der gelehrten Damen" zu finden, die sämmtlich 1705 und 1706 herauskamen, war es genug einen Hochzeitscarmen an irgendeine bekannte Person verfertigt und durch den Druck bekannt gemacht zu haben.

War der Enthusiasmus erstorben, mit dem die ersten nürnberger und sächsischen Poetinnen gleichsam als irdische Musen vom literarischen Publikum empfangen waren, so gab es doch immer noch unter den Literaten eine Klasse, die mit aller Gewalt einen deutschen Musentempel aufbauen wollten, blos weil Frankreich, Italien und England einen solchen hatten und jeden, der ein Steinchen dazu herschleppte, mit lautem Jubelgeschrei begrüßten. Statt abzuwarten bis der rechte Marmorbruch zu diesem Bau sich fand, wurden die erbärmlichsten Feld- und Kieselsteine übertüncht und für Marmorsteine ausgegeben. Wir hören von mehreren großen Poetinnen — von einer „**Donnopin**", einer „**Breßlerin**" [8]), einer „**Volkmannin**" u. a. m. — deren Ruf meist kaum über ihr städtisches Bereich hinausging. Denn meist erschienen ihre Productionen nur in Wochenschriften und Zeitungsblättern. Hauptsächlich aber auf einzelnen Blättern mit beblümten oder schwarzen Rändern; denn von zwanzig dieser Gedichte waren neunzehn sicherlich Gelegenheitsgedichte und entweder für Hochzeiten, Taufen oder Todesfälle bestimmt, sodaß die Zäunemannin (von der bald mehr) entrüstet fragt:

Soll Trauung, Wiege, Leichenstein,
Nur blos des Liedes würdig sein?

Im Jahre 1719 erschienen „Heilige Gedanken einer auf Gott bauenden Christin“ deutsch und polnisch, von **Barbara Elise Bohr**, geborene **Sass**. Schon aus dem Namen sieht man, daß sie von deutscher Abkunft war. Der gelehrten und frommen Frau **von Gersdorf** „Geistliche Lieder und poetische Betrachtungen“ wurden drei Jahre nach dem Tode der edeln Matrone, 1729, in Halle der Welt übergeben. So könnte ich noch einige andere Namen nennen, die längst verklungen, uns aber vergleichungsweise noch nahe stehen und leicht aufzufinden sind. Ich begnüge mich daher mit den vier ausgezeichnetsten, den vieren, die das halbe Jahrhundert, welches die Schlußperiode des dem Leser hier vorgeführten Zeitraums ausmacht, am günstigsten charakterisiren, d. h. den Namen der **Zieglerin**, die **Zäunemannin**, der **Godschedin** und **Unzerin**.

Die erste dieser vier Frauen, die mit Geisteserzeugnissen hervortrat, welche kein ganz gemeines Talent und einen männlichen Geist verriethen, war **Chr. Marianne von Ziegler**, geborene Romanus, in Leipzig wohnhaft. Die außerordentliche Bewunderung, die ihre erst zerstreuten Aufsätze, dann im Jahre 1729 als „Versuche in ungebundener Schreibart“ fanden, kann nur durch die entsetzliche Dürre erklärt werden, die damals auf dem gänzlich brach liegenden Felde weiblicher Schriftstellerei eingetreten war. Zehn Jahre später erschienen in Göttingen ihre „Vermischten Schriften“, nach der Weise der Zeit voller Cantaten, poetischen Episteln und besonders Schäferliedern. Nichts darunter, was nur im mindesten ein hervorragendes Talent oder nur eine eigenthümliche Richtung verrieth. Aber der patriotische Theil des deutschen Lesepublikums wollte und konnte nicht warten. Durch die Nichtachtung der Franzosen auf das empfindlichste gereizt, wollte man nun einmal durchaus auch eine große Dichterin haben. Die Zieg=

und wissenschaftlichen Bezirk verlieren sie sich gänzlich, und wir müssen sie von nun an ausschließlich im Fach der Moral, Pädagogik und Belletristik suchen. Um einen Platz in Paullini's „Gelehrtem deutschen Frauenzimmer", Eberti's „Eröffnetem Cabinet des gelehrten Frauenzimmers" und Meuscher's „Schauplatz der gelehrten Damen" zu finden, die sämmtlich 1705 und 1706 herauskamen, war es genug einen Hochzeitscarmen an irgendeine bekannte Person verfertigt und durch den Druck bekannt gemacht zu haben.

War der Enthusiasmus erstorben, mit dem die ersten nürnberger und sächsischen Poetinnen gleichsam als irdische Musen vom literarischen Publikum empfangen waren, so gab es doch immer noch unter den Literaten eine Klasse, die mit aller Gewalt einen deutschen Musentempel aufbauen wollten, blos weil Frankreich, Italien und England einen solchen hatten und jeden, der ein Steinchen dazu herschleppte, mit lautem Jubelgeschrei begrüßten. Statt abzuwarten bis der rechte Marmorbruch zu diesem Bau sich fand, wurden die erbärmlichsten Feld- und Kieselsteine übertüncht und für Marmorsteine ausgegeben. Wir hören von mehreren großen Poetinnen — von einer „**Donnopin**", einer „**Breßlerin**" [8]), einer „**Volkmannin**" u. a. m. — deren Ruf meist kaum über ihr städtisches Bereich hinausging. Denn meist erschienen ihre Productionen nur in Wochenschriften und Zeitungsblättern. Hauptsächlich aber auf einzelnen Blättern mit beblümten oder schwarzen Rändern; denn von zwanzig dieser Gedichte waren neunzehn sicherlich Gelegenheitsgedichte und entweder für Hochzeiten, Taufen oder Todesfälle bestimmt, sodaß die Zäunemannin (von der bald mehr) entrüstet fragt:

Soll Trauung, Wiege, Leichenstein,
Nur blos des Liedes würdig sein?

Im Jahre 1719 erschienen „Heilige Gedanken einer auf Gott bauenden Christin“ deutsch und polnisch, von **Barbara Elise Bohr,** geborene Sass. Schon aus dem Namen sieht man, daß sie von deutscher Abkunft war. Der gelehrten und frommen Frau **von Gersdorf** „Geistliche Lieder und poetische Betrachtungen“ wurden drei Jahre nach dem Tode der edeln Matrone, 1729, in Halle der Welt übergeben. So könnte ich noch einige andere Namen nennen, die längst verklungen, uns aber vergleichungsweise noch nahe stehen und leicht aufzufinden sind. Ich begnüge mich daher mit den vier ausgezeichnetsten, den vieren, die das halbe Jahrhundert, welches die Schlußperiode des dem Leser hier vorgeführten Zeitraums ausmacht, am günstigsten charakterisiren, d. h. den Namen der **Zieglerin,** die **Zäunemannin,** der **Godschedin** und **Unzerin.**

Die erste dieser vier Frauen, die mit Geisteserzeugnissen hervortrat, welche kein ganz gemeines Talent und einen männlichen Geist verriethen, war **Chr. Marianne von Ziegler,** geborene Romanus, in Leipzig wohnhaft. Die außerordentliche Bewunderung, die ihre erst zerstreuten Aufsätze, dann im Jahre 1729 als „Versuche in ungebundener Schreibart“ fanden, kann nur durch die entsetzliche Dürre erklärt werden, die damals auf dem gänzlich brach liegenden Felde weiblicher Schriftstellerei eingetreten war. Zehn Jahre später erschienen in Göttingen ihre „Vermischten Schriften“, nach der Weise der Zeit voller Cantaten, poetischen Episteln und besonders Schäferliedern. Nichts darunter, was nur im mindesten ein hervorragendes Talent oder nur eine eigenthümliche Richtung verrieth. Aber der patriotische Theil des deutschen Lesepublikums wollte und konnte nicht warten. Durch die Nichtachtung der Franzosen auf das empfindlichste gereizt, wollte man nun einmal durchaus auch eine große Dichterin haben. Die Zieg=

lerin ward als Mitglied der leipziger Deutschen Gesellschaft genügend gefeiert. Als aber die wittenberger Universität sie im Jahre 1733 vermöge ihrer Pfalzgrafenwürde zur kaiserlichen Dichterin krönte, brach das ganze literarische Deutschland über sie in Oden und Preisliedern los, Gotisched an der Spitze:

Was prahlt ihr Welschen doch so viel,
Mit euern stolzen Dichterinnen?
Kann der von Ziegler Saitenspiel,
Nicht auch in Deutschland Lob gewinnen?

Und seine Braut, „die Jungfer Kulmus", redet sie mit einer Art Anbetung an: Du Wunder unsrer Zeit! und bittet sie:

...... zeig' unsern Deutschen wieder,
Auf deinem Saitenspiel ein Muster reiner Lieder,
Es sieht ja dein Geschlecht nunmehro nur auf dich,
Du bist sein Oberhaupt ......

Alle Lieder der Zeit sind voll von Anspielungen auf „die weltberühmte Zieglerin" und auf „der von Ziegler Kranz und Schriften". „Sachsens Zieglerin" war gleichsam die personificirte Poesie für die literarischen Kreise Deutschlands zwischen den Jahren 1730 und 1740. Aber was ist ein literarischer Ruhm, der in einem Jahrzehnd entstehen und untergehen kann? Nach dem Jahre 1752, in dem sie starb, wird der kaiserlichen, gekrönten Dichterin kaum noch gedacht, ja unsere neuern Literarhistoriker haben fast alle sie gänzlich vergessen, und wir wissen von ihrer Person nichts mehr, als was sie uns in einer Schilderung derselben selbst hinterlassen. 9)

Ein bei weitem tüchtigeres Element erkenne ich in ihrer jüngern Zeitgenossin **Sidonie Hedwig Zäunemann**, deren Andenken Herr P. Cassel in Erfurt vor kurzem in einem

ebenso anmuthigen als unterrichtenden Schriftchen erneuert hat. Sie war 1714 zu Erfurt geboren, die Tochter eines Notars, und obwol unbemittelt, scheint sie doch die Vortheile einer guten bürgerlichen Erziehung genossen zu haben. Schon früh zeigte sich in ihr ein reger, strebender Geist und eine entschiedene Neigung zum Dichten und Produciren überhaupt, wobei die damals auch in Deutschland gefeierte Italienerin Laura Bassi und die Zieglerin ihre Vorbilder waren. Alles was sie vor dem sechzehnten Jahre geschrieben — Stücke aus der Bibel in Verse gebracht — vernichtete sie selbst. Weniger kritisch bewies sie sich später mit der Menge von Gelegenheitsgedichten, die sie theils in ihrem eigenen Namen, theils auf Bestellung schrieb. Aus letztern zog das arme Mädchen ohne Zweifel ihr Taschengeld, vielleicht ihren Lebensunterhalt. Auch darf das Geschäft nicht mit dem Maßstab unserer Zeit gemessen werden. Das Talent, im Namen anderer sich so schön ausdrücken zu können, ward sehr hoch geschätzt, und kaum gab es einen Versemacher jener Zeit, der sich dessen geschämt hätte.

Am liebsten aber ging Sidonie von den gewöhnlichen Gegenständen, d. h. Hochzeiten, Taufen und Todesfällen, ab und besang in fremdem oder eigenem Namen öffentliche Angelegenheiten, wie z. B. den Durchzug des Heeres gegen Frankreich, den Brand von Erfurt, die Stiftung der Universität von Göttingen u. s. w. Diese letztere Gelegenheit trug ihr denn auch eine bedeutende Ehre ein. Denn die Facultät der dortigen Hochschule erwies ihr dieselbe Auszeichnung — ihr, einer jungen Dichterin von vierundzwanzig Jahren! —, welche die von Wittenberg der Zieglerin gewährt. Sie ward von ihr zur kaiserlichen gekrönten Poetin ernannt und durch den Grafen Heinrich XI. von Reuß ihr ein Lorberkranz überreicht. Münzen wurden auf diese Krönung geprägt, auf denen das Bildniß der jugendlichen

Dichterin prangte, und ihr Ruhm ward in Prosa und Versen anerkannt.

Sidonie hatte kein bedeutendes dichterisches Talent, sie hatte wenig Phantasie und nichts von dem Feuer und innern Schwung des echten Genius; allein es war eine kräftige, gesunde Natur, voll warmen Gefühls für die Natur, sowol in ihrer sinnlichen Schönheit als in ihrer Beziehung auf Gott. Dabei zeugen ihre Gedichte, für die Zeit, von großer Sprachgewandtheit. Wenn auch oft nicht ohne prosaische Plattheit, sind sie doch viel gedrängter im Ausdruck als die ihrer Zeitgenossen; wo es ihr gelungen, ist sie energisch, klar und warmherzig, wo es ihr mislungen, eher hölzern als wässerig, eher herbe als süßlich. Den Erguß ihres gesunden, frommen und erhebenden Gefühls am Pfingstsonntag, als ein Gewitter sie auf freiem Felde überraschte, wird noch heute jeder Unbefangene mit Vergnügen lesen und wird die Mannichfaltigkeit der Situationen bewundern, von denen sie Gelegenheit nimmt, ihre Empfindungen auszusprechen, die wie sie sich auch wenden, immer von Gott durchdrungen sind. Ihr Hauptwerk war ein „Bergwerkslied", eine Beschreibung des Bergwerks zu Ilmenau, das großen Beifall fand und auf das sie stolz war. Unter ihren kleinern Sinngedichten oder „Madrigalen", damals eine besonders beliebte Form, und in der That eine für eine Zeit, die sich überall ins Breite und Seichte verlief, besonders wohlthätige Form, die sie zur Kürze zwang, sind viele nicht ohne Werth. Mögen die folgenden eine Idee von ihrem dichterischen Vermögen und ihrem christlich frommen Sinn geben:

Wenn das Wasser in den Nächten stille, klar und ruhig fleußt,
Sich der helle Glanz der Sterne in denselben lieblich weist.
Also ist ein frommer Christ in der Kreuzesnoth gelassen;
Hält er Gott geruhig still, weiß er sich getrost zu fassen,

O so funkelt Gottes Gnade, ei so wirkt die Kraft des Herrn
Hell und stark in seiner Seele, wie der schöne Abendstern.

Der süße Perlenthau wird erstlich nach der Nacht,
Der Saat und Wiesenschmuck und Kräutern dargebracht,
So kann ein Christ nicht eh'r als nach der Angst und Schrecken,
Den süßen Trost des Herrn und Gottes Liebe schmecken.

Wer ruhig schlafen will, der muß die Sorgen meiden,
Wer fröhlich sterben will, der gibt den eiteln Freuden
Und Sorgen dieser Welt beizeiten gute Nacht;
So schläft er sanfte ein und einstens froh erwacht.

Je mehr der Wind durch einen Garten weht,
Je stärker der Geruch
Von denen schönen Blumen geht.
So wird auch durch den Unglückswind,
Der Tugend Licht noch schärfer angezünd't.

Es war ein kühnes, herzhaftes Wesen, das sich in dem gewöhnlichen Beruf nicht zu Hause fand, um so mehr da sie in einer kleinen Stadt und in bürgerlichen Kreisen lebend, gewöhnlich viel von dem Kaffeegeklatsch ihrer Mitschwestern zu leiden hatte. Sie theilte gegen diese Prosa des gemeinen Lebens ziemlich scharfe Hiebe in Reimen aus. Natürlich konnte man ihr, dem jungen Mädchen, ihr keckes und freies Wesen nicht vergeben, obwol sie sich immer in den Schranken weiblicher Sittsamkeit hielt, und gegen Männer mehr spröde und abstoßend als zuvorkommend war. Aber so sehr stieß dieses in mancher Hinsicht emancipirte Wesen gegen Sitte und Gebrauch an, daß sie z. B., um unabhängiger reisen zu können, zu Pferde und in Mannskleidern reiste. Ihre Schwester war in Ilmenau verheirathet. Diese besuchte sie oft auf diese Weise, und

ihre abendlichen Ritte durch Wald und Feld wurden bald ihre liebsten Genüsse. Um dieser Unschicklichkeit willen mußte sie sich nun oft genug vertheidigen, und ich zweifle fast, ob man in diesen Tagen gegen sie toleranter sein würde.

Es ward ihr und ihren Talenten selbst auch lange nicht so viel geschmeichelt, als es sonst in dieser complimentenreichen Zeit Sitte war. Die Jungfer Kulmus, später als Frau Gottsched — eine große Autorität in dieser Periode —, beantwortete ihren Brief mit einer ziemlich strengen poetischen Epistel, in der sie ihr, obwol nur ein einziges Jahr älter als Sidonie, sehr herablassend viel weisen Rath gibt. Sie hatte ihr durch ein nach Danzig geschicktes Hochzeitsgedicht, ein sogenanntes „Quodlibet", sehr misfallen, und sie erklärt, ihr Gedicht nicht verstanden zu haben. Ueberhaupt gab die Zäunemannin viel Anstoß, und wenn auch ihre Talente anerkannt wurden, galt doch ihre Person bei weitem weniger, als die vornehmern und sich damenhafter haltenden der Zieglerin und Godschedin.

Im Jahre 1738 gab sie ihre bisher zerstreuten Gedichte heraus, unter dem Titel „Poetische Rosen in Knospen". Ich zweifle nicht, daß sie so ihren Ruhm förderte. Allein sie sollte diese Freude nicht lange genießen. Auf einer ihrer kühnen, einsamen Reisen zu ihrer Schwester ritt sie in stürmischem Regenwetter über einen Steg, der über einen hochangeschwollenen Bach gelegt war. Der Steg bricht unter ihr, sie stürzt ins Wasser, und so mächtig ist die reißende Flut, daß erst am nächsten Tage und weit von der Stelle ihr entseelter Leichnam ans Ufer gespült wird. Dies war am 11. December 1740, und die Dichterin hatte ihr siebenundzwanzigstes Jahr noch nicht erreicht. Was sie geworden wäre, hätten ihre dichterischen Gaben ihre volle Reife erlangt, oder was sie gewesen wäre, hätte ihr in einer spätern Zeit eine bildende Kritik

zur Seite gestanden und sie sich mit andern messen können, darüber würde sich schwer entscheidem lassen.

Ja, es war eine schwere, der Dichtkunst entschieden ungünstige Zeit im deutschen Vaterlande! Die ungeheuere Wasserflut, die das Feld der deutschen Literatur während des 17. Jahrhunderts überschwemmt, hatte sich allmählich verlaufen, und nur seichte Lachen, wie die Machwerke Neukirch's, Besser's und anderer, oder schmuzige Pfützen, wie die Hunold's, Picander's und ähnlicher waren stehen geblieben. Kein Wunder, daß die Bessern, nach Höherm Verlangenden, sich mit Ekel abwendeten von der so ganz verunglimpften deutschen Sprache, obgleich sie das Uebel dadurch nur noch ärger machten.

Es ist durchaus nöthig, sich geistig in jene Zeit des niedrigsten Standpunktes der deutschen Nation zurückzuversetzen, wenn man die wirklichen Verdienste des Ehepaares Gottsched um Sprache und Literatur erkennen will. **Luise Adelgunde Victoria Kulmus** war 1713 zu Danzig geboren. Ihr Vater, ein Schlesier von Geburt, war königlich polnischer Leibarzt und ein Mann von Verdienst, ihre Mutter, aus einem augsburger Patriciergeschlecht, aber in Danzig, mehr französisch als deutsch erzogen, eine Frau von höherer Bildung. Ihr Ruf war schon durch Reisende nach Leipzig gedrungen, ehe die Tochter herangeblüht war. Als diese letztere auf die Welt kam, entstand in der Familie eine ganz eigene Verlegenheit. Man hatte geglaubt Gründe zu haben einen Knaben zu erwarten und sich daher ausschließlich mit Knabenmützchen versehen. Als nun ein Mädchen mit einem so großen Kopfe ans Licht kam, daß kein Mädchenmützchen, das man auftreiben konnte, ihm paßte, mußte man, da ein unbehaarter Kinderkopf zu jenen Zeiten durchaus nicht unbedeckt bleiben durfte, ihm aus einer Binde

eine Art von orientalischem Turban machen und die Kleine gleichsam zur Sibylle einweihen. Die Familie behauptete, sie sei mit einem Poetenkasten geboren.

Beide Aeltern widmeten der Erziehung dieser Tochter die größte Aufmerksamkeit, besonders die Mutter, die sie französisch lehrte und sich häufig von ihr vorlesen ließ. Auch englisch lernte sie von einem mit dieser Sprache vertrauten Halbbruder schon als Kind. Beide Aeltern waren musikalisch, kleine Liebhaberconcerte wurden häufig im Hause veranstaltet, und dem musikalischen Talent der Tochter ward eine tüchtige und kunstgerechte Ausbildung zu Theil, die sie in spätern Jahren noch vervollkommnete. Die Mutter wollte sie auch in allen sogenannten weiblichen Arbeiten erfahren wissen, und sie hatte alles, was dahin schlug, gründlich zu erlernen. Nur als sie beim Spitzenklöppeln fast ihre jungen Augen opferte, entriß ihr der Vater eines Tages ungeduldig das Klöppelpult und warf es ins Feuer. Als sie heranwuchs überließen ihre Aeltern die Wahl ihrer Studien meist ihr selbst und sie zeigte früh ein so ernstes Streben, einen solchen wißbegierigen, frommen und vernünftigen Sinn, daß sie es unbedenklich konnten. Das ganze Haus gewährte ein gar angenehmes Familienbild und gibt uns das allergünstigste Beispiel eines bürgerlichen Hauswesens höherer Art in jener sittlich verderbten und geistig gesunkenen Zeit. In wohlhäbiger Behaglichkeit, gastfreundlich, gesellig, kirchlich fromm — in solchen Verhältnissen wuchs „die Jungfer Kulmus" auf, ward allgemein als ein sehr vorzügliches Mädchen anerkannt, und war vollkommen vorbereitet, in einem größern Kreise ihre Wirksamkeit zu üben.

„Die Jungfer Kulmus." An diesem Namen, unter dem sie weit und breit bekannt war — denn ihre ältere Stiefschwester Concordia war längst verheirathet —, müssen

wir uns hauptsächlich halten. Ihre drei Taufnamen Luise Victoria Adelgunde, die sie von ihren drei Pathen führte, scheinen alle gleich berechtigt gewesen zu sein. Sie werden nicht allein in Briefen und Gedichten (letzteres je nachdem sich der Reim paßt) immer wechselsweise und ohne Unterscheidung auf sie angewendet, sie unterschreibt sich auch selbst bald mit dem einen, bald mit dem andern. Bald nach ihrer Verheirathung kommen drei, während einer kurzen Abwesenheit ihres Mannes, geschriebene allerliebste Briefchen vor, die einer nach dem andern mit den drei schönen Namen, an denen Gottsched eine Art von kindischem Wohlgefallen gehabt zu haben scheint, unterschrieben sind. Später unterschreibt sie sich nur „Gottsched“, nicht nach dem Gebrauche der Zeit „Gottschedin“, wie sie sich früher immer „Kulmus“ unterzeichnete.

Im Jahre 1729 kam Gottsched, der von Leipzig aus seinen Vater in Königsberg besucht hatte, nach Danzig, zum Theil mit der Absicht, die Jungfer Kulmus persönlich kennen zu lernen. Schon seit längerer Zeit stand er bereits mit dem jungen Mädchen in einer gewissen Verbindung; denn schon 1727 hatte ihm die Vierzehnjährige durch einen gemeinschaftlichen Freund Proben ihrer deutschen Gedichte zukommen lassen, und die Kleine, obwol sie und alle ihre Biographien uns immer versichern, daß sie die Schmeichelei gehaßt habe, scheint sich genug an den complimentenreichen gereimten Schreiben gefreut zu haben, durch die der junge Magister, in dem schon der berühmte Mann dämmerte, ihr dankte. Als er sie selbst kennen lernte, sang er mit lautem Preis:

Des jungen Geistes Frühlingsfrüchte,
Die Werke deiner klugen Hand,
Sind durch das preisende Gerüchte,
Mir schon vor langer Zeit bekannt.

Dort wo in Meißens fetten Auen,
Die schlanke Pleiße rauschend fließt,
Dort wo der Musenhügel ist,
Darauf ganz Deutschland pflegt zu schauen;
Da hat es mir zuerst geglückt,
Daß ich ein Lied von dir erblickt.

Gottsched war damals noch nicht der anmaßende Dictator, der breite Stützpfeiler trivialster Mittelmäßigkeit, noch nicht der durch Widerstand gereizte, verbitterte Unterwühler des wahrhaften Genius, als welcher sein Name auf die Nachwelt gekommen. Sein erstes Auftreten in der Literatur und die rastlose Thätigkeit, mit der er die richtige Erkenntniß und Reinigung der deutschen Sprache förderte, mußten ihn allen Freunden des Vaterlandes auf das günstigste empfehlen. Neunundzwanzig Jahre alt, ein großer, schöner Mann, von fast übermächtigem Gliederbau und angenehmen, weichen Gesichtszügen: was wunder, daß er der kleinen Jungfer Kulmus gefiel, daß sie seine Huldigungen wohlgefällig annahm, und nach seiner Abreise die auf seine Bitte erhaltene Erlaubniß ihrer Aeltern, mit ihm zu correspondiren, freudig benutzte? Sie war hübsch, sechzehn Jahre alt, äußerst klug und gesittet, der Mittelpunkt eines bewundernden Kreises, dabei unermüdlich wißbegierig und voll Eifer von ihm belehrt zu werden. Der Poet aus der berühmten Musenstadt war bald bis über die Ohren verliebt, besonders hatte er auch an ihrem Klavier- und Lautenspiel große Freude, was ihm Ehre macht. Von da an bis zu ihrer Verheirathung — fünf und ein halbes Jahr lang — eröffnet sich uns nun durch ihren Briefwechsel ein kleiner anspruchsloser Roman, der uns gar manchen Blick in die Sitten der Zeit, ihre Denkungsart und ihre literarischen Bestrebungen thun läßt.

Solange der Liebhaber noch gegenwärtig war, hielt

die Jungfer Kulmus — die fast wie eine deutsche anticipirte Miß Harriet Byron erscheint — ihn bei aller Vorliebe etwas kurz, wie er uns selbst klagt:

Denn da ich's einst gewagt
Und dir auch ungefragt,
Mit großer List einmal,
Ein halbes Mäulchen stahl:
Hilf Himmel! wie erhitzt,
Hast du auf mich geblitzt!
Und mir so sehr gedroht,
Als ob der ärgste Tod
Noch lange nicht zu schwer,
Für meinen Fehler wär'.

Seitdem wandte er nur alle Küsse ihrer schönen Hand zu, und das ließ sich die Kleine, wie es scheint, auch recht gern gefallen.

In der langjährigen Correspondenz erscheint die Jungfer Kulmus nun im angenehmsten Lichte: liebevoll, warm, lehrbegierig, voll gesunden, oft scharfsinnigen Urtheils, und bei allen Anfeindungen von außen, bei allen Prüfungen durch seine Eifersüchteleien und sein Mistrauen unveränderlich langmüthig und liebreich. Sonst sind die Briefe ein Klimax von Gefühl und Vertraulichkeit und steigen von der Anrede von „Hochzuehrender Herr!" durch „sehr geschätzter Freund" zu „liebster und bester Freund" auf, obwol sie sich nie zu einem „Du" aufschwingen, das von ihrer Seite selbst in der Ehe noch nicht für anständig gehalten wird.

Die lange Verzögerung der Heirath hatte zuerst in der großen Jugend der Braut und der ungenügenden Versorgung des Bräutigams ihren Grund; dann in des Vaters, dann in der Mutter Tod — ein Freudenfest in der Trauerzeit widerstand ihrem Anstandsgefühl —, zuletzt ließ sich

die Verwaiste aber doch im Trauerkleid copuliren. Besonders auch war die lange Belagerung Danzigs durch die Russen ein Hemmniß. Wir können uns die lange Verlobung wol gefallen lassen, denn sie hat uns in den anmuthigen Briefen der Braut entschieden die beste Prosa geliefert, die während dieser Periode in Deutschland geschrieben ward. Der Stil in ihren spätern Correspondenzen ist in der That ebenso rein, aber er hat nicht mehr ganz die Frische und Lebendigkeit ihrer Jugend. Wenn wir jedoch ihre Briefe im allgemeinen mit denjenigen, die in ihrer Zeit als Musterbriefe galten (z. B. mit Neukirch's „Galantem Briefsteller"), oder ihren prosaischen Stil überhaupt mit dem ihrer literarischen Zeitgenossen, z. B. Schwabe's, Bodmer's, Triller's u. s. w. — von dem gewöhnlichen mit französischen Brocken verbrämten ganz zu schweigen — vergleichen, so erscheint ihre natürliche, correcte und anmuthige Schreibart wahrhaft wunderbar. Und zwar war dieselbe schon vollkommen ausgebildet, ehe sie die deutsche Sprache noch eigentlich studirt hatte, wozu sie erst durch Gottsched recht veranlaßt wurde. Sie machte in der That schon lange deutsche Verse, als sie ihn kennen lernte — es wird sogar eine Reimerei an ihre Mutter, als sie vierzehn Jahre alt war, mitgetheilt —, allein die Hauptsprache für Lectüre und Unterhaltung war ihr das Französische. Erst Gottsched flößte ihr den rechten Eifer für Aufrechthaltung der Muttersprache ein, zugleich aber leider auch seine Ansicht, daß es mit dem guten Willen dabei gethan sei, eine Ansicht, die zu einer planmäßigen Erhebung und Ueberschätzung des Mittelmäßigen und Trivalen führte. So suchte sie z. B. in einer Vorrede zu ihrer Uebersetzung einer Schrift der Marquise du Châtelet zu beweisen, daß (1741) die Deutschen hinsichtlich ihrer Literatur durchaus nicht hinter den Franzosen zurückständen. Opitz, Dach,

Canitz, Gryphius, Günther, das waren die großen Dichter, die sie den Corneille, Racine und Molière Frankreichs entgegenstellte.

Nimmt die gute Frau als Prosaistin eine der ersten Stellen im deutschen Musentempel ihrer Zeit ein, als Dichterin ist sie unbeschreiblich schwach und steht im Versemachen noch unter ihrem Manne, dessen Reime wenigstens wie ein reines Wasser in einer flachen Rinne klar und schnell dahinfließen, eine Flüssigkeit, welche die ihren nicht einmal immer erreichen. An einer Uebersetzung von Addison's „Cato", besonders aber an einem eigenen Trauerspiel, „Panthea", feilte sie ihr ganzes Leben lang, aber letzteres zeigt deutlich, daß dieser „Sappho", wie ihre Freunde sie gern nannten, die poetische Ader gänzlich mangelte. Ihre Gelegenheitsgedichte sind unbeschreiblich hölzern, sie gab sich aber auch nur selten und in spätern Jahren gar nicht mehr damit ab, denn mit ihrer Heirath ging eine Arbeitszeit für sie an, wie wol nur wenige literarische Frauen sie durchgemacht haben.

Leipzig war zu dieser Zeit das eigentliche Emporium der deutschen Literatur, ihr Gatte stand eben auf dem Gipfel seines Ruhms, die junge Frau, der der Name eines Gelehrten vorausging, ward mit Ehrenbezeigungen empfangen und mit Hochzeitsgedichten überschüttet, und alles, was man ihr darbrachte, gefiel ihr. Sie kann die Leipziger nicht genug rühmen; „alle", schreibt sie, „bis auf die geringste Art Menschen, besitzen ein, ich weiß nicht was, das man an andern Orten nicht findet, und das nur den Sachsen eigen sein soll". Und: „Man kann bei Leipzigs Linden ja die vereinte Zahl der reinsten Dichter finden." Mitten in dieser literarischen Welt auf Händen getragen und ihrem Herzen nach vermählt, war sie mehrere Jahre lang äußerst glücklich und zufrieden.

Die Jahre zwischen 1730 und 1740 waren die Blütezeit von Gottsched's Ruhm. Seine unzweifelhaften Verdienste als Grammatiker und deutscher Antiquar, seine rastlose Thätigkeit und unermüdliche Federfertigkeit hatten ihm eine Stelle gesichert, an der er nach und nach sich wie ein Dictator fühlte und die er mit der aufgeblasensten Unverschämtheit zu behaupten suchte. Im Jahre 1730 begann der Bodmer'sche Streit. Seine Autorität fing an zu wanken. Von allen Seiten brach es auf ihn ein, und bald sahen die Literaten nur in ihm noch den pedantischen Mäcen des Dürftigen und Seichten. Alle bessern Köpfe, alle aufkeimenden jungen Talente fielen nach und nach von ihm ab. Nur in der vornehmen Welt, an den Höfen und unter dem hohen Adel, dem er auf das niedrigste schmeichelte, blieb er bis an seinen Tod der Repräsentant der deutschen Literatur.

Die ersten zehn Jahre ihrer Ehe waren demnach, wie bemerkt, für Frau Gottsched eine Periode wahren Glücks. Es that ihr unbeschreiblich wohl, in der gebildetsten, tonangebenden Gesellschaft Deutschlands ihren Geist vollends entfalten zu können. Sie lernte lateinisch, hörte, hinter der Thür des Auditoriums sitzend, ihres Mannes philosophischen Vorlesungen zu und sammelte unermüdlich ein an Kenntnissen, wo immer sie konnte. Was sie aber besonders glücklich machte, war ihres Gatten Mitarbeiterin bei seinen literarischen Beschäftigungen zu sein. Es war eine Zeit, wo der Gedanke ihr süß war, nur und allein seine Gehilfin sein, ihre Individualität ganz in der seinen untergehen zu lassen, und sie konnte dann singen:

.... Mein Gottsched! du allein
Und daß du mich geliebt, das soll mein Lorber sein ....

. . . . So leb' ich denn durch dich, wie könnt' ich schöner leben?
Dein Ansehn wird mir schon Ruhm, Lob und Ehre geben.

Und in der That, bei aller Stärke ihres Charakters schien ihr Geist auch blos zu der Rolle einer Gehilfin geeignet zu sein. Es fehlte ihm alle Originalität, alle Schöpfungskraft, aber er war scharf und klar, ihr Fassungsvermögen bedeutend und die Gewandtheit ihres Ausdrucks und der eiserne Fleiß, mit dem sie einen Gegenstand vollständig zu verarbeiten wußte, ehe sie ihn losließ, machte ihre Mitwirkung besonders wünschenswerth. Indessen konnte die Herzensverblendung nicht ewig dauern und auch die Geistesverblendung nicht. Es war eine edle Natur, wahrhaft und redlich, von starken Leidenschaften, aber richtigem Takt und Maß. Des Gatten Kleinlichkeit, seine aufgeblasene, lächerliche Eitelkeit, seine grenzenlose Selbstsucht, seine schale, seichte Weltanschauung, endlich sein verbittertes, bis zur Bösartigkeit gereiztes Wesen konnten ihr nicht entgehen und mußten nach und nach ihr Herz ihm entfremden. Bei aller Willfährigkeit, ihm mit allen Geisteskräften zu helfen, mußte es sie verletzen, daß er sie förmlich aussog, ihr krank und schwach keine Ruhe ließ und sie zum Arbeiten drängte, und sie, sowie er in Gesellschaften durch ihre Unterhaltungen zu glänzen suchte, zu Hause durch ihre Feder zur Vermehrung seines Ruhms und seines Erwerbs brauchte. Ihre Gesundheit brach endlich gänzlich darunter zusammen. „Fragen Sie nach der Ursache meiner Krankheit?“ schreibt sie im Jahre 1762 an ihre vertraute Freundin, Frau von Runkel: „Hier ist sie. Achtundzwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen, und die mir durch meine eigene, und hauptsächlich durch die allgemeine Noth und

die erlittenen Kriegsdrangsale so vieler Unschuldigen ausgepreßt worden."

Der Siebenjährige Krieg, der Sachsen so hart traf, machte ihr unaussprechlichen Kummer. Sie liebte Sachsen und das königliche Haus, besonders aber die Kaiserin Maria Theresia mit wahrhaft weiblichem Enthusiasmus. Darum haßte sie mit gutem, ehrlichem Hasse Friedrich und alles was preußisch war. Daß ihr Gatte um den Sieger schmeichelnd herumschwenzelte und die Brocken von halb verächtlicher Theilnahme an der ihn unbekannten deutschen Literatur, die er während seines Aufenthalts in Leipzig dem deutschen berühmten Professor zuwarf, begierig aufhaschte, war ihr äußerst zuwider. Ja, selbst die Complimente, die der große König ihr durch ihren Gatten über ihre glücklichen Uebersetzungen machen ließ, rührten sie nicht aus dem Munde dessen, den sie als einen Feind betrachtete, trotzdem daß sie gerade für die Auszeichnung der Großen sonst bis zur Schwachheit empfänglich war. Ihr Ehrgeiz war groß, aber ihre Redlichkeit war größer.

Ich will den Leser gern mit einem Verzeichniß ihrer sehr zahlreichen Schriften verschonen. Außer einigen dramatischen Stücken, mehreren Einleitungen, vielen Recensionen und sprachlichen und moralischen Abhandlungen, sämmtlich für ihre Zeit ungewöhnlich gut stilisirt und kernig im Ausdruck, bestehen diese Schriften — 20 bis 30 Bände — aus Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Dabei war sie unermüdlich als Mitarbeiterin an ihres Mannes gelehrten Schriften, Sammlerin, Abschreiberin und Untersucherin für seine Zwecke. „Mein Freund", schreibt sie im Jahre 1748, „findet vor gut, mich keinen Augenblick unbeschäftigt zu lassen." An Gottsched's Ausgabe des „Verdeutschten Bayle'schen Wörterbuch" hatte sie sehr bedeutenden Antheil. Nur an seinen Streitigkeiten,

an seinem Kriege gegen den erwachenden, bessern Geist, nahm sie auf keine Weise theil. Ja, sie ging so wenig auf seine Ansichten ein, daß sie im Gegentheil den von ihm gehaßten Haller oft citirte und ihn für ihren Lieblingsdichter erklärte. Bei allen ihren gelehrten Beschäftigungen fand sie noch Zeit für manche Nähterei, denn ihre Umstände blieben bei aller Vielschreiberei und bei aller äußern Ehre ökonomisch beschränkt. Besonders wußte sie auch ihre Wirthschaft in Ordnung zu halten und sich dadurch die doppelte Bewunderung aller Männer zu erwerben. Aber ob sie diese Haushaltungssorgen anders ansah als die Frauen unserer Tage, die befähigt sind ihre Zeit anders anzuwenden, möge man aus folgenden Zeilen beurtheilen. Von einer Reise zurückgekommen schreibt sie: „Hier muß ich meinen Kopf täglich mit wahren Kleinigkeiten, mit Haus- und Wirthschaftssorgen füllen, die ich von Kindheit an für die elendesten Beschäftigungen eines denkenden Wesens gehalten habe, und deren ich gern erübrigt sein möchte.“ Aber alles, was Pflicht war, erfüllte sie mit gewissenhafter Treue.

Kinder hatte sie nie und scheint auch keine Sehnsucht danach gehabt zu haben, und ihr Mann fürchtete wol auch die fleißige Arbeiterin in der Mutter zu verlieren. Hatte sie zu ihrer Erholung ein paar Tage auf dem Lande zugebracht, oder sich durch eine Reise an seiner Seite erquickt, so wartete schon immer aufgehäufte Arbeit für sie; ja noch ein Jahr vor ihrem Tode, als ihre Hände nur noch zitternd die Feder führen konnten, drang Gottsched in sie, ihm bei der Uebersetzung von Bielefeld's „Staatskunst“ zu helfen, und sie befriedigte ihn, indem sie auf- und abgehend — das Sitzen war ihr zu beschwerlich — einem Schreiber dictirte. Aber sie that es mit Widerwillen und innerlich über seine Schonungslosigkeit empört. Dies

war die Stimmung gegen ihn während der beiden letzten Jahre ihres Lebens; während ihr Herz noch warm für ihre Freundinnen schlug, zog es sich von dem selbstischen, leeren, gegen die aufkeimende Geisteswelt erbitterten Mann krampfhaft in sich selbst zurück. In einer Lebensbeschreibung, die er nach ihrem Tode ihren gesammelten Gedichten voranschickte, und in der er seine ganze aufgeblasene, flache Natur darlegt, klagt er, daß sie ihm in den letzten Jahren ihre Liebe und ihr Vertrauen entzogen, schreibt dies aber ausschließlich ihrer Kränklichkeit zu. Ahnte er wirklich nicht, daß er durch den schonungslosen Gebrauch, den er von ihren geistigen Kräften gemacht, ihren Körper zerstört hatte? Schon 1758, als sie erst fünfundvierzig Jahre alt war, arbeitete sie nach seinem eigenen Ausdruck nur noch „mit einigem Widerstand" für ihn. Ganz erschöpft und zerarbeitet, von Gram über die Kriegsleiden verzehrt, sehnte sie sich innig nach dem Tode, der sie denn auch im Jahre 1762, nachdem sie vor kurzem ihr neunundvierzigstes Lebensjahr zurückgelegt, erlöste.

Bei großen Tugenden und bedeutenden und besonders eifrigst benutzten Geistesgaben hatte sie eine einzige, sehr vorherrschende Schwachheit. Dies war ihre blinde Verehrung, ja ihre förmliche Anbetung von allem, was vornehm war. Es war eine Schwachheit der Zeit, und sie theilte sie mit ihrem Gatten. Aber daß sie in einem so hellsehenden Wesen wahrhaft zur Götzendienerei ward, daß sie ihr Urtheil gänzlich bestach, dürfen wir ihr kaum verzeihen. Unsere Zeitgenossen, die am Herabziehen der Großen der Erde eine boshafte Freude haben, und die z. B. über den wahren Charakter der Mutter Katharina's II. vollständig durch die Memoiren dieser letztern aufgeklärt sind, müssen es nothwendig ganz absurd finden, von dieser Fürstin von Zerbst wie von der vortrefflichsten Frau und der zärtlich-

sten Mutter sprechen zu hören. Ihre fanatische Anbetung der Maria Theresia kannte keine Grenzen; Fürsten waren eine Art Halbgötter für sie, und der hohe Adel theilte in bedeutendem Maße diese Glorie. Mit einem Voltaire, den sie als den größten Geist der Zeit anerkannte, konnte sie aus weiblichem und literarischem Stolz um einen ersten Besuch rechten; aber um einer durchreisenden Gräfin ihre Aufwartung zu machen, raffte sie sich mühsam, ein halbes Jahr vor ihrem Tode, als sie längst nicht mehr ausging, vom Krankenlager auf. Fein und elegant erzogen, sagten ihr die polirtern und leichtern Sitten der adelichen Kreise besonders zu; ihr ganzer Umgang lag in diesen, wir finden nicht, daß sie in spätern Jahren mit irgendeiner bürgerlichen Dame Verkehr gehabt hätte. Und wer unter den Adelichen und hohen Herrschaften für gebildet zu gelten wünschte, machte es sich zur besondern Pflicht, zuvorkommend und artig gegen Gottsched und seine Frau zu sein und die von diesem berühmten Gelehrtenpaare empfangene Adulation mit der schmeichelhaftesten Höflichkeit zu bezahlen. Wohin sie immer auf Reisen kamen, wurden sie in diesen Regionen mit einer Auszeichnung behandelt, deren sich schwerlich die größten Genies unserer goldenen Zeit — wenn wir höchstens Goethe ausnehmen — je zu erfreuen hatten, zu fürstlichen Tafeln geladen, mit Einlaßkarten zu allen Sehenswürdigkeiten versehen und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind. Der Ehrgeiz beider, dem höchsten Adel gleichgestellt zu werden, ward so befriedigt.

Ich theile nun als Stil- und Geistesprobe ein paar Briefe aus der frischen Jugendzeit der „Jungfer Kulmus“ und der „Frau Professorin Gottsched“ mit. Um die Reinheit ihrer Schreibart ganz zu würdigen, sollte man vorher einen gleichzeitigen Brief von Schwabe oder einen Auszug aus Bodmer's „Discurse der Malern“ lesen.

Dem ersten der folgenden Briefe war ein kleines Misverständniß vorangegangen, wie es unter Liebenden wol vorkommt.

Hochzuehrender Herr,

Danzig, den 19. May 1732.

Nachdem wir uns einander überführt, daß wir beyde Unrecht haben, so wird die Versöhnung nicht weit entfernet seyn. Die meinige versichere ich Ihnen hierdurch. Ich soll schreiben Sie, nicht jedem rauschenden Blatt Gehör geben. Kein rauschendes Blatt hat mich zitternd gemacht, es war ein recht gewaltiger Sturm, der meine ganze Seele erschütterte. Man sagt von dieser Bewegung in der Natur, daß sie gewohnt sey, dasjenige am ersten nieder zu reißen, was sich ihr am heftigsten widersetzet. Ich war nicht hartnäckigt und beugte mich gedultig unter ihre Gewalt. Der Sturm legte sich und ich stehe noch feste. Nichts soll jemals meine Gesinnungen ändern, in allen Fällen sollen Sie mich stets finden als Ihre beständige Freundin

Kulmus.

Der zweite Brief ist fünf Jahre später geschrieben, als, zwei Jahre nach ihrer Verheirathung, ein Geschäft den Gatten auf einige Zeit nach Dresden geführt.

Mein allerbester Mann,

Leipzig 1737.

Nach Ihrem Willen soll ich heiter, vergnügt, zufrieden seyn. Sagen Sie mir, wie ich es anfangen soll, da ich von Ihnen getrennt bin. Sie trösten mich als Philosoph, dies sieht Ihnen und der Würde, die Sie bekleiden sehr ähnlich. Ich klage, seufze, weine, wünsche, und dieses ist wieder einer zärtlichen von ihrem Mann getrennten Frau sehr natürlich. Wir haben beyde Recht. Sie würden bey Ihren wichtigen Verrichtungen eine sehr lächerliche Rolle spielen, wenn Sie traurig und niedergeschlagen darüber seyn wollten, daß es Ihr Beruf erfordert, sich einige Wochen von Ihrer Gattin zu trennen. Bin ich nicht sehr reich an Erfindungen

mich über Ihre Abwesenheit zu trösten? Gleichwohl versichere ich Sie mein bester Mann, alle diese Eingebungen meiner Vernunft thun nicht den geringsten Eindruck auf mein Herz. Dieses leidet und leidet ganz allein.

Sie verlangen Neuigkeiten zu wissen und ich kann Ihnen keine sagen. Das üble Wetter hat uns bisher immer noch verhindert, die Gärten zu besuchen. Es scheint als wenn alles mit mir trauerte, um mich meines Verlustes immer mehr erinnerlich zu machen.

Der Verehrungswürdigen Frau Werner (eine geschätzte Malerin aus Danzig, die in Dresden lebte, eine genaue Freundin der Gottscheds) bin ich für alle Freundschaft die sie Ihnen und mir erzeiget hat, verpflichtet. Nehmen Sie alle Ihre Beredtsamkeit zu Hülfe, ihr in meinem Namen für den guten Einfall zu danken, der mir das einzige Mittel verschaffte, was den Gram über Ihre Abwesenheit einigermaßen lindern kann. Ich wünsche Ihnen, liebster Gottsched, alle die Gelassenheit, die mir fehlet, und die einem Mann, einem Philosophen so anständig ist. Lassen Sie mir meinen geheimen Kummer, der eine gar zu gute Quelle hat, als daß ich ganz gleichgültig zu seyn mir wünschen möchte. Ich werde bis zu Ihrer Zurückkunft eben so gewiß Ihre traurige, als bis zum letzten Augenblick meines Lebens Ihre zärtliche Frau seyn.

Adelgunde.

Der dritte Brief dürfte nicht sowol als Stilprobe hier stehen wie als Charakterprobe, und nicht allein der gelehrten Frau selbst, sondern auch der Zeit, in welcher Fürsten noch Halbgötter waren, aber auch berühmte Gelehrte der Glorie nicht entbehrten. Der Blick in Maria Theresiens Häuslichkeit ist sicherlich nicht ohne Interesse.

An Fräulein Thomasius

von Troschenreuth und Widersberg zu Nürnberg.

Wien, d. 28. Sept. 1749.

Fürs Erste umarme ich Sie mein Engel! von ganzer Seelen. Fürs Andere, da ich der Meinung bin, daß man eine Glückseligkeit nur halb genießt, die man mit seinen Freunden nicht theilet,

so melde ich Ihnen, daß, wofern ich je im Leben Ursache gehabt habe, stolz zu seyn, es an dem heutigen Tage ist. Sie merken leicht mein Leben! daß ich die Kaiserin gesehen haben muß: und Sie irren sich nicht. Ja, ich habe Sie gesehen, die größeste Frau von allen Frauen! die sich durch sich selbst weit über alle ihre Thronen erhebt! Ich habe Sie nicht nur gesehen, ich habe Sie auch gesprochen, nicht nur gesprochen, sondern dreyviertel Stunden lang gesprochen; ich habe Sie als Gattin und als Mutter gesprochen, d. h. in Gegenwart Ihres Gemahls, des durchl. Erzherzogs und dreyer Erzherzoginnen. Verzeihen Sie, mein Herz, wenn meine Erzählung unordentlich und meine Schrift unleserlich wird. Beydes geschieht aus Freude, die nicht anders als übermäßig seyn kann, da ich an Einem Tage zwo Glückseligkeiten fast zugleich genieße: nämlich die Kaiserin gesprochen zu haben und es Eurer Hochwohlgeb. sogleich erzählen zu können.

Des Morgens um 10 Uhr waren wir in Schönbrunn, wohin uns der Graf Esterhasi, (der uns diese Audienz veranlasset) bestellet hatte. Er glaubte indessen noch, daß wir nur in der großen Antichambre der Kaiserin mit 100 andern Personen die Hand küssen würden, wenn Sie nach der Kirche gienge. Wir hielten uns also daselbst mit ihm zugleich auf, und hatten in einer halben Stunde die Gnade, die drey durchlaucht. Erzherzoginnen vorbey gehen zu sehen, die aber auf des Herrn Grafen Bericht an die Fürstin Trautson (ihre Oberhofmeisterin) wer wir wären, wieder umkehrten und uns die Hand zum Küssen reicheten: wobey ich die Ehre genoß von der ältesten durchl. Prinzessin (Sie ist zehn Jahr alt) ein überaus gnädiges Compliment, wegen des vielen Guten das sie von mir gehöret hätte, zu vernehmen, und dabey Ihren Verstand und Ihre Leutseligkeit zu bewundern. Verzeihen Sie mir mein Engel, daß dieser Absatz ein wenig ruhmredig klinget. Es wird noch viel ärger kommen: allein ich kann Ihnen keinen Begriff von der fast unglaublichen Gnade dieser höchsten Personen machen, ohne viel Gutes von mir herzuschreiben, davon Sie am Besten wissen, daß es nicht halb wahr ist.

Gegen eilf Uhr kam ein kaiserl. Kammerfourier und sagte uns wir sollten ihm folgen. Er führte uns durch viele prächtige Gemächer in ein kleines Gemach, welches durch eine spanische Wand noch um die Hälfte kleiner gemacht war, die Kaiserin zu erwarten. In wenigen Secunden kam die Fürstin von Trautson, machte uns abermals ein sehr gnädig Compliment und versprach die baldige

Ankunft ihrer Majestät. Diese erfoblte in wenigen Minuten in Begleitungen obiger drey Erzherzoginnen. Wir setzten uns auf das linke Knie und küßten die allerhöchste und allerschönste Hand die jemals den Zepter geführet hat. Die Kaiserin hieß uns mit einem Gesichte, welches auch in der furchtsamsten Seele alle die Scheu vor einer so hohen Gegenwart und wunderschönen Gestalt hätte in Liebe und Zutrauen verwandeln können, aufstehen; wir thaten es, und Sie hub gegen meinen Mann an: Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden. Wir Oestreicher haben eine sehr schlechte Sprache. Auf meines Mannes Versicherung, daß er schon vor 14 Tagen, das reine und vollkommene Deutsch bewundert hätte, als Ihre Majestät bei Eröffnung des Landtages gleich der Göttin der Beredtsamkeit angeredet. Hier erwiederte Sie: So? haben Sie mich belauscht? und setzte mit hellem Lachen hinzu: Es ist gut, daß ich das nicht gewußt habe, sonst wäre ich stecken geblieben.

Sie wandte sich darauf zu mir und fragte: wie ich es gemacht hätte, daß ich so gelehrt geworden wäre? Ich erwiederte: ich wünschte es zu seyn, um des Glückes, welches mir heute begegnete, und wodurch ganz allein mein Leben merkwürdig werden würde, nicht so gar unwerth zu seyn. Es hieß: Sie sind zu bescheiden. Ich weiß es gar wohl, daß die gelehrteste Frau von Deutschland vor mir steht. Meine Antwort war: Meines Wissens ist die gelehrteste Frau nicht nur von Deutschland sondern von ganz Europa Beherrscherin von mehr als einem Königreich. Die Kaiserin erwiederte: Wofern ich Sie kenne, so irren Sie Sich.

Sie wandte sich wieder zu meinem Manne, und nach einigen Fragen die Leipziger Akademie betreffend, trat jemand in das Zimmer, den ich für den gnädigsten und wolgebildetsten Minister des kaiserl. Hofes würde gehalten haben; wenn nicht die Kaiserin gesagt hätte: das ist der Herr! Hier legten wir uns beyde in die vorige spanische Reverenz und Sr. Majestät der Kaiser, (denn der war es) gab meinem Manne die Hand zu küssen, vor mir aber zog er sie zurück und hieß uns beyde aufstehen. Er fieng an mit meinem Manne zu reden und die Kaiserin fragte mich: ob ich bereits viel in Wien gesehen hätte? Ich nannte Ihr die vornehmsten Sachen und auf Ihre Frage: was mir unter allen am Besten gefallen hätte? konnte ich meinem Herzen und Gewissen nach uns möglich anders antworten, als: Ich wünschte, daß außer Eurer kaiserlichen Majestät mich irgend jemand in der Welt das fragen

möchte. Das allergnädigste Lächeln so jemals von einer gekrönten Schönheit gesehen werden kann, gab zu verstehen, daß dieser großeu Frau auch ein so schlechter Beyfall nicht zuwider war.

Sie erzählte mir darauf wie die Bibliothek vor einigen Jahren ein Heumagazin hätte abgeben müssen, worauf das Gespräch allgemein ward; und nachdem die Kaiserin mir gesaget, daß sie wohl gehöret hätte, daß ich in Wien, sowohl auf der Kaiserl. Bibliothek als anderwärts, viel Kenntniß von der griechischen Sprache verrathen, fragte mich Se. Majestät der Kaiser: wie viel Sprachen ich denn verstünde? Konnte ich ihm wohl mit Wahrheit anders antworten, als: Allerdurchlauchtigster Herr! eigentlich keine recht. Beyde höchste Personen begehrten also mit Lächeln die Antwort von meinem Manne, der dann ein Register von meiner Sprachwissenschaft machte, das ich ihn verantworten lasse. (Gottsched macht bei der Herausgabe dieses Briefes hier die Anmerkung: noch eine Frage mit ihrer Beantwortung muß ich hier ergänzen, so die Selige ausgelassen hat. Haben Sie denn auch Familie? fragte die Gnädigste von allen Kaiserinnen. Nein! allergnädigste Frau, erwiederte die Selige, so glücklich bin ich nicht. Ach! Sie meynen das sey ein Glück, Kinder zu haben, versetzte die Kaiserin: allein sie bringen Einem auch viel Sorgen. Die Sel. Ew. Kais. Majestät werden die Last am wenigsten empfinden, da die geschicktesten Personen von dero Königreichen Ihnen dieselben erleichtern helfen. Der Kais. Majestät. Ey, man hat doch auch seinen Verdruß davon. Nun ich wünsche, daß die Wiener Luft Ihnen wohl bekommen möge. Die Sel. Ich würde mir das größte Gewissen machen Eurer Kais. Maj. einen Unterthanen zu entführen. Der Kais. Majestät. Ey! ich schenke Ihnen denselben von ganzem Herzen: nehmen Sie ihn in Gottes Namen mit.) Nach einigen ferneren Reden und Gegenreden fragte uns die Kaiserin: ob wir den Erzherzog gesehen hätten? als wir mit Nein antworteten, befahl Sie ihn zu holen. Er kam mit seinem Oberhofmeister, dem Grafen Bathiani und nach dem Handkusse redeten beyde Kaiserl. Majestäten mit meinem Manne allerley, diesen jungen Herren betreffend.

Besinnen Sie Sich mein Engel, was ich oben von dem engen Raume gesagt, und daß wir nunmehro zehn Personen im Zimmer waren, folglich einander so nahe stunden, daß nothwendig der Kaiser beynahe meinen Mann, und ich die Kaiserin berühren mußte, so sehr ich mich auch an die Wand drängte. Das war

aber noch nicht genug, sondern es kam auch noch die Princessin Charlotte, des Kaisers Schwester hinein. Mein Mann gieng zum Handkusse; und ich nahm Anstand, weil ich mich bei der Kaiserin vorbey drängen mußte. Diese Frau aber, die in der Gnade alle Hoffnung übertrifft, ließ mich mit der freundlichsten Miene sie vorbey, und hinzutreten. Ich that es und bald darauf sagte die Kaiserin: Nun, Sie müssen meine andern Kinder auch sehen; worauf wir abermals zum Handkusse wie das erste Mal kamen, und die sämmtliche Herrschaft uns verließ.

Die Fürstin Trautson führte uns hierauf zu den drey übrigen kleinen Engeln, die wir in zweyen Zimmern beym Frühstücken und unter der Aufsicht der Gräfin Sarrau fanden. Wir küßten die kleinen Durchlauchtigen Händchen allerseits und wurden hernach in alle kaiserliche Zimmer geführet, welches eine außerordentliche Gnade ist, die dem 1000ten Fremden nicht geschieht. Wir kehrten zurück und speisten zu Mittage bei dem Fürsten Dietrichstein, allwo wir die Gräfin Harrach, Fürstin von Lichtenstein, den Grafen Khevenhüller und mehrere Excellenzen fanden, die alle uns gratulirten und bezeigten daß wir mit ganz außerordentlicher Gnade wären empfangen worden.

Ich weis daß Sie an diesem unsern Glüke Antheil nehmen, und das ist die einzige Ursache daß ich es Ihnen berichte. Uebrigens aber bitte ich dieses Blatt zu verbrennen und keiner Seele zu sagen, was darinnen steht, damit man mich nicht für hochmüthig halte. Nie ist die Gnade weiter gegangen und niemals bin ich mir in meinen Augen kleiner vorgekommen, als mich die Ueberzeugung von meiner Unwürdigkeit gemachet hat u. s. w.

Ob man wol, nach dieser letzten Bitte, noch an die Aufrichtigkeit der guten Frau Gottsched glauben kann?

Die arme Frau hatte noch über zehn Jahre in die neu aufgegangene Blütenzeit der deutschen Literatur hinein gelebt, aber müde, zerarbeitet und fertig wie sie war, hatte sie keine Freude an dem jungen Morgenroth, und wenn sie ihres Gatten Groll und Feindseligkeit gegen Klopstock nicht theilte, so scheint doch der große Dichter gar keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben; wie sie denn überhaupt für Poesie keinen Sinn hatte und sie in Gedichten nur das

Philosophische oder höchstens das Sentimentale anzog. Einen unzweifelhaften Einfluß hatte dagegen die neue Schule, mindestens in einem ihrer Zweige, auf die letzterwähnte unter den vier oben genannten Dichterinnen, obwol sie selbst ihrer ganzen Natur und Ausbildung nach noch entschieden zur alten Schule gehörte.

Dies ist **Johanna Charlotte Unzer**, die im nämlichen Jahre als Klopstock, d. h. 1724 zu Halle geboren ward. Ihr Mädchenname war Ziegler, aber erst nach ihrer Verheirathung mit Dr. J. A. Unzer, einem berühmten Arzt, der in Altona ansässig war, trat sie als Dichterin auf. Ihr Gatte, ebenfalls aus Halle gebürtig und ihr Jugendgespiele, mit dem die innigste Liebe sie verband, schrieb ebenfalls zum Zeitvertreib Verse; er war ihr Apollo, ihr Lehrer und großentheils der Inhalt ihrer Lieder. Auf seinen Wunsch war es, daß sie sich in der Reimkunst versuchte, wie sie öffentlich in der anmuthigen Dedication ihrer ersten Publication „an Damis" erklärte:

Dies sind die Proben die ich schrieb,
Dich deiner Bitte zu gewähren,
Und wenigstens den edeln Trieb,
Dir zu gefallen, zu ernähren.

Dein Beifall wie dein Unterricht
Gab mir so Muth als Kraft zu dichten ...

Einzelne ihrer Lieder waren zerstreut in Zeitschriften erschienen und hatten Beifall gefunden, als sie im Jahre 1752 anonym mit einem „Versuch in scherzhaften Liedern" und zwei Jahre später unter ihrem eigenen Namen mit einem „Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten" hervortrat. Man kann sich in der überströmenden Literaturfülle unserer Tage kaum einen Begriff von dem Aufsehen machen, das diese beiden unbedeutenden Bändchen mach-

ten: nicht allein erlebten sie mehrere Auflagen, sie zogen der Dichterin auch öffentliche, freilich schon jetzt etwas verbrauchte Ehren zu, indem die Universität von Helmstädt sie zur kaiserlichen Dichterin krönte. So war denn das frauenzimmerliche Kleeblatt des 18. Jahrhunderts vollständig. Späterhin schrieb sie noch eine „Weltweisheit für Frauenzimmer“, die ebenfalls mit Beifall aufgenommen ward.

Wie viel Theil die öffentliche Ehrenbezeigung an ihrem Ruhm hatte, weiß ich nicht. Ueberall ward ihr Name mit Respect genannt; für die Karschin ist „eine Unzerin“ gleichsam eine auf Erden wandelnde Muse. Ohne Zweifel hatte sie kein geringes Talent und durch den ernsthaften didaktisch-philosophischen Schritt ihrer „sittlichen und zärtlichen“ Gedichte bricht nicht selten ein sanftes Flämmchen wahrer Poesie hervor, meist aber um gleich wieder zu verlöschen. In ihren ernsten Gedichten gehört sie durchaus der alten Schule an, in denen sie sich die bessern eben aufgehenden neuen Lichter, namentlich Hagedorn und Haller, zum Muster nahm. Letztern, neben dem Engländer Young ihr Lieblingsdichter, ahmt sie oft fast wörtlich nach. Frommen, heitern und nachdenklichen Geistes, wie sie war, sind die natürlichen Gegenstände ihrer poetischen Betrachtungen Gott, die Tugend, die Verwesung, die Glückseligkeit, die Vortheile der Zufriedenheit. „Mein Glück“, sagt sie selbst, „meine Auferziehung, Umstände und Begebenheiten haben mich sehr jung ernsthaft gewöhnt.“ Die Reflexion ist daher der Hauptcharakter ihrer Gedichte. Der Ausdruck derselben ist meist edel, ja oft von besonders eindringlicher Kraft, wie z. B. der Anfang und mehrere Stellen des sonst über das Aesthetische hinaus zergliedernden Gedichtes „Gedanken über die Verwesung“.

Es kommt ein Tag, den fühlt das Herz vorher,
Wenn der mir kommt, so folgt ihm keiner mehr,
So wird mein Geist, verhüllt in Finsternissen,
Den sanften Reiz des milden Lichts vermissen.
So läßt die Zeit, die mich ans Grab gebracht,
Mich hinter sich in einer langen Nacht.
Den bangen Tag, der schon die Flügel schwinget,
Dem die Natur mit Angst entgegenringet,
Den kommenden gewissen Todestag
Dräut jedes Itzt, meld't jeder Stundenschlag.
Mit mächtigen unaufgehaltnen Schritten,
Sucht mich mein Tod und spottet meiner Bitten.
Und wie, wenn oft ein losgebrochner Süd
Vorm dunkeln Heer von Donnerwolken zieht,
Der, bis er sie zum schweren Wetter sammelt,
Zuvor im Sturm gebrochne Donner stammelt,
So melden mir die Ahndungen den Tod,
Der schrecklich würgt und schrecklicher noch droht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn dermal einst der Wangen Glut erstickt,
Das Auge bricht, das in die Zukunft blickt,
Und von der Kraft der Leidenschaft verlassen,
Das müde Herz nun ruht, wenn im Erblassen,
Sich dies Gesicht, worauf die Seele wohnt,
Dereinst entstellt, kein Liebreiz wird verschont,
Und die sonst wohlgeordneten Geberden,
Den leeren Tod, sonst nichts bedeuten werden;
Wenn das Geblüt das jetzt den Leib durchirrt,
Und Wärme zeugt, stehn und erkalten wird,
Wenn jener Saft der in den Nerven fließet,
Und in das Fleisch Kraft und Empfindung gießet,
Woraus der Geist durch uns verborgne Kraft
Begriffe wirkt und Wissenschaften schafft,
Wenn der verfliegt und die Gedanken schwinden,
Kein Trieb mehr wacht, kein Hunger zum Empfinden;
Wenn über mir des Todes stille Nacht
Erdrückend zieht und mir kein Reiz mehr lacht:
Dann soll mein Leib, mein Mitgefährt' auf Erden,
Von mir getrennt und Asch' und Moder werden!

Das ganze Gedicht ist von einer ergreifenden Directheit, wenn man in mehreren Stellen, in denen die Verfasserin den verwesenden Leib darstellt, auch zu sehr die gelehrige Frau des Anatomen spürt. Sie verletzt dadurch das ästhetische Gefühl, obwol nicht mehr als die bewunderte englische Dichterin Mrs. Browning in unserer philanthropischen Zeit es in „Aurora Leigh“ durch die Beschreibung alles menschlichen Elendes und Lasters von St.-Giles thut.

Bei aller natürlichen und philosophisch erworbenen Heiterkeit der Dichterin geht der Gedanke an Tod und Auferstehung fast wie ein rother Faden durch ihre poetischen Erzeugnisse. Bei dieser Richtung erscheint es in der That als eine Abnormität, daß sie sich zuerst als Verfasserin von lustigen Gesängen bekannt machte. Auch hier erscheint sie freilich nur als Nachahmerin und zwar eines erst vor kurzem aufgekommenen Zweiges der Literatur, des Anakreontischen Liedes. Es hatte zwar schon mancher Dichter des 17. Jahrhunderts Trinklieder verfaßt, aber zum eigenen Fach wurde diese Art der Poesie erst durch Gleim und seine Genossen, gerade um die Zeit, daß die poetischen Fähigkeiten der Unzer sich entwickelten. Gehörte sie mit ihrer didaktischen und christlich-philosophischen Richtung noch einer frühern Periode an, so empfing sie dafür den Einfluß des Genius eines schalkhaften Weltsinnes aus der Atmosphäre, in der ihre Jugend sich entwickelte. Sie war achtundzwanzig Jahre alt, als sie ihren „Versuch in Scherzgedichten“ herausgab, und ohne Zweifel mehrere Jahre jünger, als sie die meisten dieser ausgelassenen Lieder sich aussann.

Nichts könnte mehr überraschen, als eine achtbare junge Frau und die Gattin eines berühmten Gelehrten sich öffentlich in Trink- und Liebesliedern ergötzen zu sehen. Sie

findet auch für nöthig, sich in der Vorrede förmlich zu entschuldigen und alles für bloßen Spaß zu erklären. „Eine Mannsperson", sagt sie, „hat die Freyheit von Liebe und Wein zu scherzen, ohne befürchten zu dürfen, daß man es ihr übel auslegen werde. Unser Geschlecht ist hierinnen vielmehr eingeschränkt." Wir wollen es ihr auf ihr Wort glauben, daß sie nichts als Wasser trank, und nie einen andern Mann geküßt als ihren Damis; allein eben, daß es einem Frauenzimmer Spaß macht so zu scherzen, das ist das Unbegreifliche! Was sollen wir von der Delicatesse und dem Geschmack einer Frau denken (und einer jungen Frau), die zum Scherz an einen Freund (den Astronomen Krüger) schreibt:

Freund, daß du weise bist ist allen Leuten kund,
Das hast du der Natur zu danken,
Die gab dir einen Geist zu wichtigen Gedanken,
Doch mir gab die Natur nur einen kleinen Mund,
Und gleichwol kann ich mich damit zu Boden trinken.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wer einstens diese Lieder liest,
Wird mir gewiß das Zeugniß geben:
Das Mädchen wußte sich zu leben
Und war weit mehr als Krüger ist!
Und gleichwol wird auf meinem Leichenstein
Das Wort nur stehn, das sich auf seinen Leichenstein
Ein Bacchusbruder einst mit Recht hat lassen geben;
Es wird das eine Wort nur sein:
Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein
Das soll auf meinem Leichenstein
So vielmal stehn als Platz dazu wird sein!

Obgleich sie offen erklärt:

Sing ich feurig und doch lieblich,
O so könnt ihr Freunde schließen,
Daß es Bacchus mich gelehrt —

so findet sie es doch gar nicht nöthig, ihre Bacchuslieder in Mannesnamen zu singen. Vielmehr verkündigt sie ihre Mädchenschaft laut und fragt:

Strenge Weise zu vergnügen,
Sollt' ich melancholisch sein?
Nicht mit meinem Amor kriegen?
Nicht mit meinem Bacchus schrein?
Nein, Nein!
Da müßt' ich eine Thörin sein!

Was demnach auch der geschichtliche Ruf von der ehrbaren Frau Doctorin Unzer uns hinterbringen, und was sie uns auch selbst von ihrer großen Ernsthaftigkeit und Nüchternheit versichern mag, ihre Manen dürfen nicht zürnen, wenn wir, die Nachkommen, von der Zartheit ihrer Gefühle uns keinen hohen Begriff machen und der Muse Wieland's gern glauben, wenn sie sagt:

Ich lobe mir die runden, sorglosen Backen,
Das doppelte Kinn, den vollen Busen und Nacken,
Von meiner Schwester Unzerin!

Daß ihr übrigens auch für diesen Zweig der Liederkunst außer der Lust das Talent nicht abging, mag folgende Probe beweisen, die wie viele ihrer Lieder an Anmuth und Reinheit der Diction andere Productionen der Zeit weit übertrifft.

Traum.

Damon! hier in diesen grünen Grotten,
Wo die Zephyrs sich vertraulich küssen
Und verliebte Vögel zärtlich scherzen,
Wünscht' ich sehnlich dich bei mir zu sehen.
Doch der Mittag zog mit schweren Flügeln,
Schwül und ängstlich über meinen Scheitel;
Und sein Freund, der leichte Mittagsschlummer,
Fuhr herab auf meine Augenlider,

Die ich kaum in dieser Welt geschlossen,
Als ich in der Traumwelt schon erwachte.
Bacchus saß und sah aus einer Hecke
Mich betrübt und einsam wartend sitzend,
Gleich ergriff er seinen größten Becher
Und rief heiser und mit schwerer Zunge:
Höre Mädchen! was für schwarze Sorgen
Schwärmen da auf deiner jungen Stirne?
Willst du nicht von diesem Weine trinken?
Nimm und trink dann wirst du freudig lachen!
Dann wird Kummer, Gram und Sorge weichen.
Als mir Bacchus so den Becher reichte,
Nahm ich ihn und wollte eben trinken,
Doch ich sah gleich hinterm Vater Bacchus,
Venus' Sohn mit seinem schlimmen Bogen,
Und er zielte schon nach meinem Herzen;
Und er dräuete mich zu verwunden.
Schreckhaft ließ ich drauf den Becher sinken!
Gleich verschwand mein Traum! noch bin ich durstig,
Hätt' ich wenigstens nur erst getrunken!
Hätt' ich wenigstens nur drei und neunmal
Den verwünschten Becher ausgetrunken!

Frau Unzer starb im Jahre 1782. Sie lebte also gegen dreißig Jahre lang durch die Revolutionen, die durch „Sturm und Drang" die Geburt der neuern deutschen Literatur bezeichnen. Sie war die letzte schriftstellernde Frau der ältern Schule. Die Karschin war zwei Jahre älter als sie, trat aber viel später als Dichterin hervor und ließ die neuere Zeit viel durchgreifender auf sich einwirken. Ebenso Frau von Laroche, die sieben Jahre Jüngere, welche die Sentimentalität der modernen Uebergangsperiode gleichsam par excellence repräsentirt. Die liebliche Meta Moller, Klopstock's Cidli, war ganz sein Geschöpf. Frau Seyler, Nantchen Vogel, Philippine Gatterer u. a. m. gehören schon einer neuen Periode an.

Auf die Unzer scheint der Genius dieser neuern Zeit ganz ohne Wirkung geblieben zu sein und sie in ältern Jahren das Dichten aufgegeben und auf ihren kaiserlichen Lorbern geruht zu haben. Die Periode, mit welcher die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts begann, wie sie in der Bildungsgeschichte deutscher Männer von der höchsten Bedeutung war und die ungeheuersten Umwälzungen hervorbrachte, muß natürlich auch auf die Frauen eine verhältnißmäßige Wirkung gehabt haben. Die Zahl der schreibenden Frauen war während dieser Periode nicht groß, was ohne Zweifel zum Theil seinen Grund in dem Umstande hatte, daß unter dem Adel, der bis zur Revolution schroffer als je vom Bürgerstande geschieden war, die französische Sprache noch immer ihr Uebergewicht behauptete; zum Theil auch weil der Geist deutscher Männer sich dagegen erklärt hatte. Erst mit dem Ende des Jahrhunderts fängt weibliche Schriftstellerei wieder an den Büchermarkt zu überfluten. Die sonstigen Ursachen dieser Thatsache zu entwickeln, sowie überhaupt uns über den Fortgang weiblicher Erziehung und Schulbildung zu unterrichten, mag einer andern Feder vorbehalten sein.

Anmerkungen.

1) Vgl. Hrotswitha und ihre Zeit in Wissenschaftliche Vorträge u. s. w. (Braunschweig 1858).

2) Ebend.

3) Ebend.

4) Löher's Uebersetzung.

5) Frau Herrard's Buch ist neuerlich herausgegeben von C. M. Engelhardt (Stuttgart 1848), mir jedoch nicht zur Hand.

6) Vgl. Historisches Taschenbuch, Dritte Folge, Jahrgang 1 und 2.

7) Orlich, Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert, I, 545.

8) Frau von Breßler in Breslau, Günther's Gönnerin.

9) In Giseke's Beiträge zur Unterhaltung, Bd. 2.

Daniel Manin,

als Führer des moralischen Widerstands gegen Metternich, als Lenker der venetianischen Revolution und Dictator während der Belagerung, und als Stifter des Italienischen Nationalvereins.

Von

Hermann Reuchlin.

Bei der engen, nach der Ueberzeugung vieler nothwendigen Verbindung Venedigs mit Deutschland ist es auffallend, daß die deutsche Geschichtschreibung noch nichts Eingehendes für die Biographie Manin's und zur innern Geschichte der Revolution Venedigs in den Jahren 1848 und 1849 gethan hat. Was Schönhals in den „Erinnerungen eines Veteranen" neben dem Militärischen im Vorbeistreifen über die politischen Ereignisse hinwirft, hat nur dazu gedient, die Misurtheile zu verstärken. Auch der Verfasser der folgenden Arbeit konnte in seiner „Geschichte Italiens" Venedig, welches nicht im Mittelpunkte der Entscheidung lag, nur kurz behandeln; er hat sich dabei vielleicht etwas zu sehr durch die in den Blaubüchern abgedruckten Berichte des englischen Generalconsuls Clinton Dawkins leiten lassen. Dieser Tory und früherer Secretär Aberdeen's erkennt zwar die makellose Ehrenhaftigkeit, den scharfen Verstand und die Geistesgegenwart Manin's an, verwirft aber seine Grundanschauungen und nahm gegen ihn Partei. Er sagte selbst zu Manin, der Grundsatz, daß ein Volk über sein Schicksal selbst zu entscheiden habe, sei für England gefährlich, da durch denselben die Herrschaft Englands über die Ionischen Inseln, auf Malta, in Ostindien, ja in Irland untergraben würde. Deshalb blieb er auf dem Standpunkte von 1815 stehen, gegen welchen Italien sich erhob.

So hat auch England, soviel uns bewußt ist, keine bedeutende Arbeit über Manin aufgestellt. Ein um so feurigerer Bewunderer Manin's und der Venetianer ist der nordamerikanische Consul in Venedig, Edmund Flagg, in seinem „Venice“ (Neuyork 1853).

Die militärische Seite ist eingehend behandelt von Ulloa und von Carrano in seinem „Della difesa di Venezia“ (Genua 1850), von dem französischen Rittmeister Le Masson in seinem „Venise en 1848—49“, namentlich die Vertheidigung von Malghera von dem tapfern Artilleriehauptmann Debrunner in „Die Erlebnisse der Schweizercompagnie in Venedig“ (Zürich und Frauenfeld 1849). Wir befassen uns aber hauptsächlich mit den innern Ereignissen Venedigs; die im zweiten Bande meiner „Geschichte Italiens“ eingehender dargestellten diplomatischen Unterhandlungen geben wir hier nur übersichtlich, etwas eingehender während der letzten Krise.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die augsburger „Allgemeine Zeitung“ damals bis zum Falle Venedigs der Correspondenz des durch zehnjährigen Aufenthalt mit dem venetianischen Volke befreundeten Dichters Stieglitz Raum gewährte, welcher, nachdem er sich für dieses begeistert hatte, wenige Tage nach dem Einmarsche der Oesterreicher durch die Cholera einen nicht zufälligen tragischen Tod fand. Eine treffliche Charakteristik Manin's hat uns Adolf Stahr am Schlusse seiner „Herbstmonate in Oberitalien“ gegeben. Aber sie ist doch nur eine Skizze, welche uns Manin hauptsächlich in der ersten Periode seines Lebens darstellt und die Gründung des Italienischen Nationalvereins durch ihn beinahe ignorirt. Diese abschließende That Manin's ist in den „Preußischen Jahrbüchern“, Bd. VI, Heft 4, beleuchtet.

Von den italienischen Geschichten nennen wir nur „Storia di Venezia dal 1798 sino ai nostri tempi“, von

P. Peverelli (2 Bde., Turin 1854). Warum Manin nicht selbst die acht langen Jahre seiner Verbannung benutzte, die Geschichte seiner Dictatur zu schreiben, wird aus Folgendem erhellen. Interessante Aufzeichnungen seiner Frau sind uns mittelbar zugute gekommen.

Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß Franzosen am meisten für die Biographie Manin's gethan haben. Dieses ist eine Folge seines achtjährigen Aufenthalts in Paris. Einige edlere Franzosen glaubten auf diese Weise das von ihrem Volke an Venedig, besonders 1798 begangene Unrecht zu sühnen. — Wir gehen nicht auf Arbeiten ein, welche wie die von Perrens Manin neben andern politischen Männern der Epoche darstellen. Die erste bedeutende französische Arbeit war die von de Laforge: „Histoire de la république de Venise sous Manin" (Paris 1853). Manin hat dem Verfasser Materialien dazu gegeben, ist jedoch mit manchen Urtheilen desselben nicht einverstanden. Schon das Datum der Veröffentlichung zeigt, daß die dritte, letzte Phase von Manin's politischem Leben von de Laforge noch nicht gegeben werden konnte. Seltsamerweise ist dies auch bei einer werthvollen, nach seinem Tode angelegten Sammlung von Documenten der Fall, welche seine Thätigkeit auch nur bis zum Fall Venedigs beurkunden. Die Verehrung der hinterlassenen Freunde Manin's in Paris glaubte sich selbst nur durch diese dreijährige Arbeit genügen zu können: „Documents et pièces authentiques laissés par Daniel Manin, président de la république de Venise, traduits sur les originaux et annotés par F. Planat de Lafaye" (2 Bde., Paris 1859). Die auf die militärischen Ereignisse sich unmittelbar beziehenden Actenstücke sind ausgeschlossen, sie blieben in 88412 katalogisirten Nummern und in Tausenden von Plänen und dergleichen in Venedig zurück. Von

den diplomatischen Berichten werden die das Verhältniß zu Frankreich beleuchtenden vollständiger mitgetheilt. Hauptgegenstand aber ist das innere politische und administrative Leben Venedigs und Manin's Thaten und Schicksale unmittelbar vor und während der Revolution und der Unabhängigkeit, das heißt während der anderthalbjährigen Blokade und Beschießung. Diese Veröffentlichung ist um so dankenswerther, da die officiöse, aber ganz objective Sammlung aller Veröffentlichungen der venetianischen Regierung von 1848—49 („Raccolta per ordine cronologico de tutti gli atti del governo provisorio di Venezia", 8 Bde., Venedig) durch Befehl der österreichischen Reaction zur Zerstörung bestimmt wurde; einige gerettete Exemplare dienten de Lafaye bei seiner Arbeit. Er glaubte alle Actenstücke in die kosmopolitische französische Sprache übersetzen zu müssen. Die Kosten der Herausgabe wurden durch die Verkaufssumme von Manin's Bibliothek gedeckt, nachdem die Vermittelung des Verkaufs einer armen venetianischen Kaufmannsfrau solche Bedrängnisse von der Polizei und infolge dessen auch von andern zugezogen haben soll, daß sie sich ertränkte.

Schon vor Herausgabe dieser Urkundensammlung wurde sie von Martin zu einer mit Liebe und Sinnigkeit geschriebenen Biographie: „Daniel Manin" (Paris 1859), benutzt, welche den französischen Standpunkt nicht verleugnet. An Martin wurden auch wichtige Privataufzeichnungen mitgetheilt, welche namentlich auf die Krisis im März 1848 interessante Lichter werfen. Auch war ihm Chassin's „Manin et l'Italie" (Paris 1859) eine nützliche Vorarbeit, da Chassin der dritten Phase Manin's, ihm als Stifter der großen Italienischen Nationalpartei, diese besondere Arbeit widmete. Dagegen konnte Martin die „Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino, con note e do-

cumenti sulla quistione italiana" (Turin 1860) noch nicht benutzen, diese unmittelbare ursprüngliche Darstellung Manin's und seiner letzten großen patriotischen Arbeit.

Der Verfasser des Folgenden ist besonders de Lafaye, Martin und Pallavicino gefolgt, jenem Märtyrer der italienischen Unabhängigkeit, welcher sich die Versöhnung italienischer und deutscher Interessen und Anschauungen zur Aufgabe macht. Möchte auch folgende Arbeit ein Scherflein dazu beitragen! Der Verfasser kennt kein anderes Mittel als das strenger Wahrhaftigkeit.

In Daniel Manin finden sich jene tiefen Gegensätze, welche in Männern von beherrschendem Charakter und Geiste wesentlich sind. Er stammte von dem heimatlosen, kosmopolitischen Geschlechte der Israeliten und war doch ein so entschiedener, voller Italiener; und ebendeshalb gründeten seine Herzwurzeln tief in seiner municipalen Heimat, in Venedig. Als im Jahre 1759 in Venedig sein Großvater Samuel Medina zur katholischen Kirche übertrat, erhielt die Familie von dem Taufzeugen, von dem Bruder des letzten Dogen, den Namen einer der bedeutendsten aristokratischen Familien der Republik, den der Manin.

Mit dem gleichzeitigen Auftreten der osmanischen Seemacht und der Herrschaft der Osmanen von den Ufern des Asowschen Meeres bis Aegypten und mit der Entdeckung der atlantischen Handelswege nach Ostindien und nach Amerika, also von dem Beginn der neuern Geschichte an, war bekanntlich die Macht und bald auch die Erbweisheit der venetianischen Aristokratie geschwunden. Der Adel, welcher einst auf Handels- und Kriegsschiffen die Meere durchfurcht hatte, lebte jetzt von den Renten seines verpachteten Land-

besitzes. Venedig galt für den üppigen Sitz aller raffinirten Ausschweifung. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gaben meist deutsche Söldnertruppen ihm noch einigen kriegerischen Schein; seine Hauptwaffe blieb aber, trotz des über Verona, Brescia und Bergamo bis an den Comersee ausgedehnten Landgebiets, das Schwert in der Scheide, die Neutralität.

Wie in den dynastischen Kriegen des vorigen Jahrhunderts beharrte Venedig in der Neutralität auch in dem Kriege der Alten Welt, namentlich Oesterreichs und Altenglands, gegen die Französische Revolution, auch als 1796 Bonaparte den Kriegswagen gegen die österreichische Hauptfestung Mantua durch das venetianische Gebiet wälzte. Als er im folgenden Frühjahr durch Kärnten seine Truppen gegen Wien vorführte, erhoben sich jene venetianischen Landstädte in Waffen gegen den Uebermuth der französischen Besatzungen. Indem Oesterreich diese Verlegenheit Bonaparte's dazu benutzte, sofort, im April 1797, die Friedenspräliminarien von Leoben abzuschließen, wurde Venedig der Willkür Bonaparte's preisgegeben.

Nicht ohne alle Würde dankte jetzt die venetianische Aristokratie ab, die Regierung kam dem Namen nach in die Hände des Volks und der republikanischen Partei. Am 16. Mai 1797 rückten zum ersten mal fremde, doch nein, man hieß sie verbündete Truppen, die der Französischen Republik in Venedig ein. Nachdem die venetianische Schwesterrepublik von der Französischen um Millionen, viele Kunstwerke und Manuscripte beraubt worden war, wurde sie kraft des Friedens von Campo-Formio im Januar 1798 mit dem Gebiet bis westlich über die Etsch von Bonaparte, obgleich er gar kein Recht darauf hatte, den Oesterreichern abgetreten, welche dafür auf das Mailändische und auf Bel-

gien verzichten mußten; ein für beide Mächte gleich schmählicher, ehrloser Vertrag.

Die Lenker der Französischen Republik in Paris waren ganz anderer Ansicht gewesen. Sie hatten ihrem Bevollmächtigten auf dem Friedenscongreß aufgetragen, auf zwei Punkte zu achten, um welche es sich hier nördlich von der Adria handele; von hier aus hätten die österreichischen Habsburger, seit mit dem Jahre 1700 ihr spanischer Zweig ausstarb und sie somit keine Hausseemacht mehr besaßen, sich eine Flotte zu schaffen gesucht. Sodann lehre die Erfahrung, daß die Habsburger jeden Fuß breit Land, den sie in Italien besaßen, dazu benutzten, um die Fürsten aller andern italienischen Länder unter ihre Oberhoheit zu bringen. Die Könige von Frankreich haben große Kriege geführt, um die österreichische Oberhoheit durch die französische zu ersetzen; das Directorium der Französischen Republik achtete es für Ehrensache, daß durch ihre Waffen die beiden Absichten Oesterreichs, die auf das Meer und auf Italien, zerstört würden, und dieses sollte durch den Frieden besiegelt werden. Allein General Bonaparte hatte der italienischen Lorbern genug, er wollte sie nicht mit dem Rheinheere theilen; ihn ließen die Plane zu einem Alexanderzuge nicht ruhen. Damit ihm dieser möglich würde, mußte mit Oesterreich, dessen Hartnäckigkeit er kennen und achten gelernt hatte, ein etwas dauerhafter, darum ein nicht zu nachtheiliger Waffenstillstand unter dem Namen eines ewigen Friedens geschlossen werden; wer wollte seinem Willen widerstehen? Als Opfer desselben wurde in Campo-Formio Venedig geschlachtet.

Manin suchte in den Jahren 1848 und 1849 der Französischen Republik diesen von dem republikanischen Directorium 1797 eingenommenen Standpunkt als den allein richtigen zu empfehlen. Französische Schriftsteller haben seit jener

Zeit nicht ohne praktische Absichten ihren Landsleuten das politische Gewissen wegen des von Bonaparte an der venetianischen Schwesterrepublik geübten Verraths zu schärfen gesucht; Frankreich habe denselben durch Befreiung Venedigs vom österreichischen Joche zu sühnen. Das Ende davon wäre natürlich ein ebenso rücksichtslos egoistischer Act der französischen Politik wie im Jahre 1798, wo die venetiaschen Republikaner, welche den Franzosen die Brücken über die Lagunen geschlagen hatten, unter dem Spotte des venetianischen Volks abziehen mußten, um den Oesterreichern Platz zu machen.

So war denn Venedig österreichisch, als Manin am 20. Mai 1804 geboren wurde. Die neue Herrschaft, welche jedenfalls Frieden und Ruhe brachte, traf einige heilsame Einrichtungen, doch wurde sie als eine fremde gefühlt. Auch die venetianische Verwaltung war bestechlich gewesen, doch hatte sie die Humanität der Schwäche gegen das Volk geübt; die meistens italienisirten Slawen in Dalmatien hatten die Fahne des St.-Marcus unter ihren Altären begraben, als sie dem Doppeladler weichen mußten. Manin ließ der venetianischen Aristokratie nie viel Uebles nachsagen; er behauptete, sie sei nur gegen ihre eigenen Glieder hart gewesen und — er konnte aus Erfahrung sprechen — wenn es sich einmal um Gefängniß handele, dürfe man nicht zu wählig sein.

Infolge der Schlachten bei Ulm und Austerlitz wurde 1806 Venetien eine Provinz des italienischen Königreichs, dessen Krone Napoleon trug, welches bis zu seinem Sturz im April 1814 von dem Vicekönige Eugen Beauharnais verwaltet und vertheidigt wurde. Die nach der Schlacht bei Leipzig einrückenden Oesterreicher hatten den Italienern nationale Unabhängigkeit versprochen, wenn sie sich gegen Frankreich erhöben; aber dies war den Italienern unmöglich,

und so wurden sie von den Siegern als verfügbare Beute behandelt. Der erste Pariser Frieden vom Mai 1814 vervierfachte im Vergleich zu 1795 die Besitzungen Oesterreichs in Italien, indem er das Lombardo-Venetianische Königreich schuf. Kaiser Franz II. ließ die Maske des Befreiers bald fallen; er erklärte 1816 den lombardo-venetianischen Abgeordneten: „Da Italien durch meine siegreichen Waffen erobert ist, so kann weder von Verfassung noch von Unabhängigkeit die Rede sein.“ Doch ertheilte er manche werthvolle Versprechungen, ja Gesetze.

Diese Ereignisse wurden vor dem früh sich entwickelnden Daniel Manin besonders von seinem Vater und von seinem Lehrer, einem enthusiastischen Gelehrten, am häuslichen Herde erörtert; sie waren Philosophen und Demokraten geblieben, wie man es zur Zeit der Französischen Republik gewesen war, und ließen ihrem Hasse sowol gegen Franzosen wie gegen Oesterreicher freien Lauf; Vater Manin namentlich hegte gegen Napoleon unversöhnlichen Haß, weil er Italien und Polen nicht befreit habe. Der junge Daniel soll, so empfänglich sein Herz und sein Geist für die Ideen war, die Hitze der Aeltern öfters gedämpft haben. Alles Wilde, Stürmische war seinem zarten Wesen zuwider, früh entwickelte sich in ihm ein tiefmelancholischer Zug, welcher durch die Schicksale des Vaterlandes und seiner Vorkämpfer reichlich Nahrung erhielt. Infolge der liberalen Schilderhebungen, in Neapel 1820 und in Piemont 1821, waren mehrere der hervorragendsten jungen Männer der Lombardei unter die Bleidächer Venedigs gebracht; Silvio Pellico und seinen Genossen wurde 1822 das Todesurtheil vor dem Dogenpalast verlesen, und als sie schon den Todesstreich erwarteten, ihnen die Begnadigung zu lebenslänglichem oder doch zu vieljährigem Kerker in Eisen im mährischen Spielberg publicirt. Als der 1830 aus dem

Kerker entlassene Pellico und ein polnischer Graf in Italien die Propheten der Resignation machten, schrieb der Jüngling Manin, männliche Resignation trete nur ein, wo man sich davon überzeugt habe, daß es keine Rettungsmittel gebe; ohne diese Gewißheit sei die Resignation eine feige, eine thierische Trägheit. Eine Nation aber sei nie zur Resignation verpflichtet noch berechtigt, denn sie sterbe nie, und was eine Generation ohne materiellen Erfolg versucht habe, könne der nachfolgenden gelingen. — Manin war eine mit tiefem Gemüthe und scharfem Verstande reflectirende Natur, welche sich aber, wie er selbst sagt, im rechten Moment durch Inspiration zu kühner nationaler That aufgerufen, aufgeschnellt fühlte. Die Schnellkraft seines Willens ließ sich nie so niederdrücken wie in dem von romantischer Kirchlichkeit erweichten Silvio Pellico.

Daniel studirte die Rechte und wurde schon in seinem siebzehnten Jahre Doctor der Rechte; auch Geschichte und Sprachkunde interessirten ihn sehr, wie er denn ein Wörterbuch des venetianischen Dialekts schrieb. Im einundzwanzigsten Jahre schloß er mit der seiner würdigen Teresa den Ehebund, welcher reich an Glück und Schmerz war, da ihre Tochter Emilia von zarter Kindheit an an einer sehr schmerzhaften Nervenkrankheit litt, woran der Vater um so tiefern Antheil nahm, als ihr Leiden durch eine von ihm durchgesetzte magnetische Cur verschlimmert wurde.

Obgleich bei dem schriftlichen, heimlichen Verfahren der Beruf des Advocaten kein öffentliches Interesse bot, gewann Daniel, als solcher in Mestre, auf der Landseite der Lagunen, sich setzend, seiner Familie das tägliche Brot. Den Verschwörungen blieb er aus Ueberzeugung fern; als aber zu Anfang des Jahres 1831 infolge der Julirevolution sich die Romagna und die Herzogthümer erhoben, faßte

er mit drei Freunden den Plan, sich des Arsenals von Venedig zu bemächtigen, was indeß keinerlei Folge hatte.

Darüber war er längst im Klaren, daß seinem Vaterlande nur durch Abwerfung der österreichischen Herrschaft, also nur durch Revolution geholfen werden könne. Die Revolution müsse zuerst in Frankreich und in Deutschland ausbrechen, welches ja auch um die Früchte seines glorreichen Volkskampfes von 1813 betrogen worden sei; unvermeidlich sei die Revolution für Italien. Diese Ueberzeugung erwuchs ihm aus dem Studium der Aufgabe, dieses Resultat nahm er an, ob es gleich ganz gegen sein ordnungsliebendes Naturell stieß.

Die Erfahrungen seines Lebens machten ihm diese Ueberzeugung zum Axiom, das in Vernunft und im Herzen wurzelte, wie er denn im Jahre 1856 schreibt: „Die Uebel Italiens lassen sich nicht durch Palliativen heilen. Die österreichische Herrschaft ist wie das Eisen einer Lanze in einer Wunde, man muß sie herausziehen, ehe man an Verband denken kann; das ist keine Regierung, es ist ein in Feindesland gelagertes Heer.“ Und in seinen zerstreuten Gedanken zählt er folgende corrumpirende Wirkungen der Fremdherrschaft auf: „Die Liebe zum Vaterland ist ein Verbrechen, die Angeberei ein Verdienst, die Feigheit ist geehrt, wird belohnt, jedes sittliche Gefühl wird verkehrt, Gesetz und Gewissen sind im Kampfe gegeneinander.“

Weit entfernt ist er aber von der Revolutionsmacherei der Verschwörer, welche den Ausbruch auf eine bestimmte Stunde bestellen. Bis auf der höhern Uhr die Stunde schlägt, will er jeden günstigen Punkt im österreichischen Gesetzbuche als Stützpunkt im gesetzlichen Kampfe benutzen, um die öffentliche Meinung der Italiener zu reifen und zu organisiren, um das Volk mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß der österreichische Despotismus nicht einmal in

der Lage ist, die von ihm selbst den Italienern aufgedrungenen Gesetze zu halten, daß eine Heilung durch Reform unmöglich sei. „Sollte indeß Oesterreich wider alles Erwarten eine ernstliche Verfassung, eine nationale Reform anbieten und geben, so wird man sie loyal annehmen und sich auf die Macht der Dinge verlassen, welche die Befreiung eines Tages durch die volle Unabhängigkeit vervollständigen wird." Denn ein „österreichisches Vaterland" bleibt ihm in allen Fällen „ein Wort ohne Sinn, eine Absurdität". Um das Interesse des Volks für seine eigenen nationalen Angelegenheiten zu erwecken und zu beleben, kam es ihm vor allem darauf an, die politische Agitation auf solche Gegenstände zu richten, welche die Massen interessirten. In diesem Sinne betrachtete er die Fragen der Reform des Criminalverfahrens, der oberitalienischen Eisenbahnen, von Creditkassen, der indischen Ueberlandpost u. dgl. Entweder gelangen sie, dann vereinigten und stärkten sie die Mittel der Italiener; oder scheiterten sie, dann war die öffentliche Meinung gereifter. Natürlich murrten und schalten die Verschwörer von Profession über diese ruhelose Unthätigkeit Manin's, durch welche, indem sie dem öffentlichen Geiste immer wieder andere Ableitungen öffne, die österreichische Herrschaft nur befestigt werde; das venetianische Volk gewöhnte sich aber daran in ihm seinen Sachwalter zu sehen.

Ueberhaupt galten die Venetianer, und nicht ganz ohne Grund, immer noch bei den Italienern wie bei den Oesterreichern für etwas stumpf, für resignirter über das österreichische Joch; während seit der Wahl Pius' IX., im Juni 1846, in der Lombardei der nationale Geist schon laut gärte, wurden die Venetianer selbst von der Polizei als feig verachtet. Deshalb wurde der sogenannte Congreß, die Zusammenkunft der wissenschaftlich gebildeten Italiener,

der Naturforscher und der Nationalökonomen, welche schon im vorhergehenden Jahre in Genua zu einer Versammlung der Nationalgesinnten geworden war, auf den September 1847 nach Venedig verlegt, um auch dieses in die Kreise des jungen nationalen Lebens zu ziehen. Die Venetianer zeigten sich mehr als empfänglich, eins der kühnsten Worte sprach Manin.

Mit der Abfassung des Führers für die Fremden beauftragt, bewies er darin, daß das österreichische Criminalverfahren viel härter sei als das des verrufenen Raths der Zehn in der alten Republik. Cäsar Cantù hatte in öffentlicher Sitzung des Congresses geäußert, die venetianische Republik habe durch Eroberung geendet, und war dafür beklatscht worden. In der nächsten Sitzung trat Manin auf und erklärte diese Behauptung für ebenso unrichtig als unnützlich. Die Thatsache sei: während von den französischen Truppen, den Verbündeten der erneuten republikanischen Regierung Venedigs, mit welcher die Republik Frankreich nie in Krieg gewesen war —, die Staatskassen und die Kirchen Venedigs geplündert wurden, trat Bonaparte zu Campo-Formio Venedig an Oesterreich ab und „gab somit an einen andern was ihm selbst nie gehört hatte“; so sei die vielhundertjährige Unabhängigkeit Venedigs „erstickt“ worden. Oesterreichs Eigenthumsrecht wurde damit auf dieselbe Stufe mit demjenigen gesetzt, welches aus Kauf wissentlich gestohlenen Guts entspringt. Die officiellen österreichischen Blätter meldeten, die Versammlung in Venedig sei erwünscht ausgefallen.[1]) Ein lombardischer Obergerichtsrath hatte Manin beim Heraustreten aus einer dieser Sitzungen zugerufen: „Sie werden der Erlöser Venedigs sein!“ — „Mit oder ohne Kreuzigung?“ erwiderte Manin.

Gleichzeitig hatte in der Lombardei die Gärung in der Verschwörung gegen das Tabackrauchen, um den Gewinn

dieses kaiserlichen Monopols abzuschneiden, Gestalt gewonnen; in den Herzogthümern wie in Neapel wurde der Ruf: Es lebe Pius IX. und Italien! verboten.

Die von Oesterreich unter dem Eindruck der Rückkehr Napoleon's von Elba, im Frühjahr 1815, seinen Italienern zugestandenen beiden Centralcongregationen, diese Landesabordnungen waren durch die Schuld und das Mistrauen beider Theile stumme Werkzeuge zur Beitreibung von Steuern und von Rekruten geworden. Ihr erstes politisches Lebenszeichen war, daß der Abgeordnete Nazari, Mitglied der lombardischen Congregation, in dieser den 9. Dec. 1847 darauf antrug, der Regierung die Beschwerden und Bedürfnisse des Landes vorzulegen und eine nationale, selbstständigere Verwaltung zu verlangen. Manin suchte auch ein Mitglied der venetianischen Centralcongregation zu bewegen denselben Schritt zu thun, es war umsonst, dieser erklärte ihm, nicht ein einziger Abgeordneter würde zustimmen. Jetzt, 21. Dec. 1847, reichte Manin als einfacher Bürger eine Eingabe ein. Er stellte der Congregation vor, daß ihr zweiunddreißigjähriges Schweigen über die Wünsche und Bedürfnisse des Landes die Regierung glauben machen mußte, als lebten die Italiener unter ihrem Scepter in vollem Glück und in Zufriedenheit. Dieser Irrthum sei die Schuld der Congregation; denn „wir haben wirkliche Bedürfnisse und viele gerechte Wünsche". — Die ganze überlegene Ruhe und Satire Manin's spricht sich in Folgendem aus: „Dieses Schweigen der Centralcongregationen kommt aus der Furcht der Regierung zu misfallen; diese Furcht aber ist ungerecht und beleidigend, denn eine Ungerechtigkeit, eine Beleidigung ist eben die Voraussetzung, die Regierung habe dem Königreiche nur zum Spott (derisorio) eine Verfassung gegeben, sie habe das Land und Europa betrogen, indem sie Gesetze gab um sie nicht zu

beobachten, indem sie diejenigen, welche diese Gesetze beobachten wollten, verfolgte und bestrafte. Es ist ja unsere Pflicht die Regierung zu achten. Aber wer sie achtet muß der Ueberzeugung leben, daß sie die Wahrheit verlange, daß sie diejenigen schätze, welche sie davon unterrichten, und daß sie diejenigen misbillige, welche ihr die Wahrheit verbergen."

Eine bitterere Ironie über das Metternich'sche Lügensystem ist wol nirgends ausgegossen worden, es war der Prolog zu dem schweren Gericht, welches jetzt über dasselbe hereinbrach.

Manin legte den Antrag Nazari's als Beispiel bei und sprach die Hoffnung aus, daß auch die venetianische Congregation eine Commission ernennen werde, um die Thatsache der Unzufriedenheit, ihre Ursachen und Heilmittel ans Licht zu stellen. Er schließt: „Ich bitte Sie dringend darum im Interesse Ihrer Ehre, der nationalen Wohlfahrt und der öffentlichen Ruhe."

Als Teresa, seine Frau, hörte, daß Daniel seine Eingabe abgegeben habe, sagte sie: er hat seine Pflicht gethan, mag kommen was will! Viele hundert Venetianer schrieben ihre Namen bei Manin ein; Mailand schickte ihm eine Abordnung. Der Gouverneur Graf Palffy aber äußerte, mit Manin gebe es nur drei Maßregeln zu ergreifen: das Gefängniß, das Narrenhaus oder wenigstens das Verbot der Advocatur. Als den 5. Jan. 1848 [2]) Mocenigo in der Congregation den Antrag Manin's unterstützte, erklärte sich diese einstimmig damit einverstanden; aber der Gouverneur machte von seinem Rechte, die Mitglieder der Commission zu ernennen, durch Assentirung von servilen Mitgliedern in dieselbe Gebrauch.

In diesen Tagen kam es in Mailand bereits zu Blutvergießen. Die venetianische Polizei hatte von Manin eine

Charakteristik entworfen, welche bei der Revolution unter ihren geheimen Papieren gefunden wurde. Es heißt darin von ihm: „Dieser Advocat genießt die allgemeine Achtung seiner Mitbürger durch die Reinheit seines sittlichen Wandels, durch die Größe seiner Talente und durch die Uneigennützigkeit seines Charakters. Ein profunder Rechtsgelehrter, ist er zugleich ein ungemein gewandter Redner, welcher seine Gedanken mit bewundernswerther Klarheit auszudrücken vermag. Er ist um so gefährlicher, da nicht Ehrgeiz und Eigennutz, sondern ein falsches Nationalgefühl ihn leitet. Dazu ist er voll Selbstgefühl und ein händelsüchtiger Mann, welcher absichtlich und namentlich durch seine letzten Schriftstücke dem venetianischen Volke das Gefühl, daß es durch Schuld der Regierung unglücklich sei, und Abneigung gegen diese einflößte."

An demselben Tage, an welchem Manin's Eingabe in der Congregation zur Erörterung kam, lud ihn der Polizeidirector zu sich und behandelte ihn mit vieler Auszeichnung, indem er ihn bei seiner Liebe zum Lande aufforderte, seinen Einfluß anzuwenden, damit die Ruhe nicht auch in Venedig gestört werde. Manin erklärte, das beste Mittel hierzu sei die gesetzliche Agitation. Auf den Einwurf, die Regierung könne doch solange die Agitation fortwähre einem Reformbegehren nicht nachgeben, erwiderte Manin: vielmehr kann die Agitation nicht aufhören, bis die Reformen vollzogen sind. Die Regierung muß viel, sie muß sogleich zugestehen. Der Polizeidirector versicherte, er schreibe in diesem Sinne alsbald nach Wien.

Es war nunmehr der Augenblick gekommen, die Bedürfnisse des Landes, die verlangten nothwendigen Reformen bestimmt aufzustellen, besonders um die öffentliche Meinung klar und fest zu machen. Manin that dies in Gestalt einer neuen Eingabe vom 8. Jan. 1848 an die

Centralcongregation und an den Gouverneur. Dieselbe geht von den constitutiven Gesetzen des Jahres 1815 aus, welche entwickelt fruchtbare Keime gewesen wären. Aber dies sei nicht geschehen, „vielmehr je mehr die Civilisation fortschritt, um so mehr ging die Gesetzgebung zurück, wenn auch nicht in ausdrücklichen Gesetzen, doch gewiß in der That".

Und nun zieht er mit ruhiger Hand den Schleier von der Willkür- und Polizeiherrschaft, wodurch alle Gesetze und die Gerichtsgewalt, alle Selbstverwaltung, sobald nur die Polizei sich einer Sache bemächtigen wollte, beiseite geschoben wurden. „Denn wer von den constitutiven Gesetzen des Jahres 1815 gesprochen hätte, würde als Tollhäusler" (vergleiche obige Aeußerung Palffy's) „oder gar als Archäolog behandelt worden sein."

„Deshalb thut vor allem noth, daß die souveränen, regelrecht publicirten Gesetze von allen und immer loyal beobachtet würden, daß anerkannt werde, es sei nicht blos ein Recht, sondern Pflicht, sowol den nicht veröffentlichten Gesetzen, welche eben darum keine Gesetze sind, als den Befehlen von Unterthanen (seien sie Minister oder Gerichtsdiener), welche nicht streng gesetzlich sind, keinen Gehorsam zu leisten; es thut noth, daß es nicht blos als ein Recht, sondern als Pflicht anerkannt werde zu verhindern, daß die Willkür des mit Geltendmachung des Gesetzes beauftragten Individuums an die Stelle des souveränen Willens sich setze und diesen vergewaltige. Es verschwinde daher jedes geheime Gesetz, jedes Decret, jedes Circular, jede Instruction, jedes «Zur Nachachtung», wodurch Unterthanen von niederm wie von höherm Rang es wagen die Geltung souveräner, veröffentlichter Gesetze zu schmälern, oder Anhängsel, Verstümmelungen, Veränderungen oder Modificationen mit ihnen vorzunehmen."

Damit war der Wurm, welcher bisher das Gesetz in seinem innersten Kern zernagt hatte, offen gelegt; aber Manin verlangte für das Gesetz und für seine Ausübung politische Reformen. „Auch unsere Nationalität muß geachtet werden, die lombardischen und venetianischen Gebiete sollten nicht mehr blos eine österreichische Provinz, oder gar ein zu Wien gehöriger Flecken sein, sondern wirklich ein gesondertes Königreich bilden (also ein Kronland im strengen Sinn, wie Ungarn); wir müßten nach unserm Charakter und nach unsern Sitten regiert werden, eine wahre Nationalvertretung und gesetzlich freie Presse haben."

Wie dieses Gestalt gewinnen sollte, wird näher ausgeführt: „Wir verlangen, daß das Lombardo-Venetianische Königreich ein besonderes (séparé et distinct) wahrhaft nationales, italienisches Königreich mit einem österreichischen Monarchen sei (bloße, reine Personalunion); daß ein Vicekönig, welcher von einem Ministerrath unterstützt den Monarchen repräsentiren würde, mit den Vollmachten beglaubigt sei, welche jetzt die Hofkanzlei in Wien hat; er müßte ganz unabhängig von dieser sein und blos vom Souverän abhängen. Das Heer und die Kriegsmarine seien völlig italienisch; alle italienischen Truppen müßten im Königreich bleiben und die andern aus demselben zurückberufen werden. Die Finanzen seien geschieden, nachdem eine fixirte jährliche Contribution für den Aufwand der Gesammtmonarchie voraus abgezogen wäre, müssen die übrigen Einnahmen für das Beste des Königreichs selbst verwendet werden. Es ist nicht recht, daß unser Geld für Zwecke verausgabt werde, welche uns auf keine Weise Nutzen bringen, z. B. zur Unterstützung Dom Miguel's in Portugal, von Don Carlos und für seinen Sohn in Spanien, für den Sonderbund in der Schweiz. Die öffentliche Schuld des Königreichs werde auf die Verträge und

auf das Patent vom 27. Aug. 1820 reducirt. Wir verlangen, daß die Vollmachten der Provinzialcongregationen erweitert werden; die beiden Centralcongregationen, als Tagsatzung des ganzen Königreichs, müssen mit Prüfung des jährlichen Budgets, mit Votirung der Auflagen, der Anlehen und der neuen Gesetze betraut werden; wir verlangen Erweiterung des Wahlrechts und der Wählbarkeit, Oeffentlichkeit der Sitzungen; königliche Beamte dürfen weder Mitglieder noch Präsidenten der Congregationen oder der Tagsatzung sein. Wir verlangen, daß die verderbliche Bevormundung, welche auf der Communalverwaltung lastet, mindestens sehr gemildert werde, Reform der Straf- wie der Civilprocedur, Vertheidigung, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Geschworene. Ein Gesetz müsse die Vollmachten der Polizei bestimmen, die Willkür aufheben und die der öffentlichen Macht regeln, um ihren Misbrauch zu verhindern und zu bestrafen; Bildung einer Bürgergarde, welche allein, weil sie achtbar und geachtet ist, die öffentliche Ruhe wirksam aufrecht erhalten kann. Wir verlangen Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Angehörige verschiedener Confessionen, Gleichberechtigung der Juden, Aufhebung der Lehen, Revision aller Gesetze, Aufhebung oder Modification aller derjenigen, welche der Vernunft oder der Moral, der Civilisation oder unsern Sitten widerstreiten, denn die Uniformität der Gesetze in einer Monarchie mit verschiedenen Sprachgebieten (Nationalitäten) ist ein schwerer Irrthum der Regierung und ein großes Unglück für die Bevölkerungen." — Durch Erfüllung dieser Forderungen, erklärt Manin, könne das langjährige Versäumniß der Entwickelung alter Versprechungen nachgeholt werden.

Als bedeutend für den Wohlstand und für die Stimmung Venedigs werden drei Wünsche ausgesprochen: Kräftige Ermuthigung zu Erbauung einer Eisenbahn von Verona

über Trient und Innsbruck an die bairische Grenze, indem man der Gesellschaft, welche sich dazu verpflichten würde, dieselben bedeutenden Vorrechte ertheilte, welche Karl Albert den Erbauern der Lukmaniereisenbahn zusichert; ferner der Schutzdamm oder der Leuchthurm für den Hafen von Venedig, endlich die Sanitätsbehörde von Venedig werde unabhängig von der in Triest. Denn die Bevorzugung Triests vor Venedig war eine tiefbrennende Ueberzeugung.

Dies war also gleichsam die Basis, welche ein bloßer Advocat, der keinen formellen Auftrag hatte, der Congregation behufs Unterhandlungen mit dem großmächtigen Kaiser vorlegte; Oesterreich wäre damit ein Bundesstaat von Nationalitäten geworden, wenn nicht ein Staatenbund mit Personalunion. Eine Forderung, an welcher bald darauf die Unterhandlungen auch zwischen König Ferdinand II. von Neapel und der siegreichen sicilianischen Insurrection scheiterten, mußte die Staatseinheit zerschneiden, die Entfernung der nichtitalienischen (wie aus der Insel der nichtsicilianischen) Truppen aus dem Gebiet des Königreichs, selbst aus seinen Festungen. Dieser Ausfluß eines leider nur zu begründeten Mistrauens in die etwaigen Zugeständnisse, in das Worthalten des wiener Hofes legt den Verdacht nahe, daß Manin und seine Freunde diese Zugeständnisse nur als eine Stufe zur völligen Losreißung betrachteten. Im Falle der Treulosigkeit des Hofes gewiß; wenn er aber auf die Hauptsachen eingegangen wäre und Wort gehalten hätte, so wäre Manin wol seinem Vorsatze getreu geblieben, „es loyal anzunehmen und im Vertrauen auf die Macht der Verhältnisse, welche eines Tages die Befreiung durch volle Unabhängigkeit vervollständigen würden“.

Aus einem vertrauten Briefe erhellt seine Absicht; weniger fordern als obige wirkliche Bedürfnisse, hielt Manin für Heuchelei. Obgleich er sich vorerst, z. B. statt Preß-

freiheit damit begnügt hätte, wenn der liberale Geist des österreichischen Censurgesetzes wirklich ins Leben getreten wäre, so wollte er durch obige Aufstellung documentiren, daß man sich vor Erfüllung dieser Forderungen nicht zufrieden geben dürfe noch wolle. Deshalb forderte er zu gleichartigen Eingaben der Städte an die Congregation auf. Den 12. Jan. 1848 schreibt Manin an einen Freund in Udine: „Was man vor allem laut und unermüdet predigen muß, ist daß kein Act der Willkür, kein Betrug, kein Misbrauch der Gewalt je geduldet werden darf, jede Gesetzesverletzung, mag sie von den höchsten, mittlern oder niedern Gerichten ausgehen, muß unmittelbar durch energische Reclamation zurückgewiesen werden, und zwar nicht blos von der direct verletzten Person, sondern von allen. Gesetzlichkeit, Oeffentlichkeit, Ausdauer und Muth! — damit werden wir Verbesserung unsers Loses und die Verwandlung der Verachtung, welche die Fremden und die Italiener gegen unsere Provinzen hegen, in Achtung erreichen.“

Schon damals war also mit gutem Grunde das Vertrauen der österreichischen Regierung und ihrer italienischen Unterthanen gegenseitig gleich Null. In Wien siegten die Rathschläge Radetzky's, daß man in Italien nur durch Macht der Waffen die Herrschaft behaupten könne. Den 18. Jan. 1848 vor Tage trat die Garnison von Venedig unter die Waffen; Manin und sein würdiger Mitkämpfer Tommaseo wurden verhaftet, ihre Papiere mit Beschlag belegt.

Manin in einer Gondel auf die Generaldirection der Polizei geführt, wurde von dem vor kaum zwei Wochen so bereitwilligen Director an das Criminaltribunal in dessen Gefängnisse übergeben. In dem Begleitschreiben wird er „als der hauptsächlichste, oder vielmehr als der einzige

Anstifter der Zettelungen" dargestellt; die Sprache seiner Eingaben sei nicht sowol freimüthig als gebieterisch; er verlange Maßregeln, welche die Regierung niemals zugestehen könne, indem sie sich damit ihrer Souveränetät begeben würde. Als Verbrechen wird die Verbreitung dieser seiner Eingaben unter dem Volke namhaft gemacht, da hierdurch Misvergnügen verbreitet und die Ruhe gefährdet werde. „Alle Umstände überzeugen mich, daß der Advocat Daniel Manin des Verbrechens der Störung der innern Ruhe des Staats überführt ist."

Den folgenden Tag schrieb der Polizeidirector die allerdings nicht blos für den österreichischen Despotismus charakteristischen Worte an das Criminalgericht: „Ich bitte auf den Fall, daß kein genügender Grund sich finden ließe, eine Verurtheilung gegen Manin und Tommaseo auszusprechen, um die Gefälligkeit, dieselben doch nicht freizugeben, sondern im Gefängnisse zu behalten, bis die Generaldirection der Polizei, welche davon sofort in Kenntniß zu setzen wäre, deren Versetzung in ihre Gefängnisse vollziehen könnte."

Eben um die Zeit seiner Verhaftung litt Manin, gegen vierundvierzig Jahre alt, an einer sehr schmerzhaften Blasenkrankheit. Das Gefängniß war so kalt, daß er entweder das Bett hütete, oder sich durch Bewegung zu erwärmen suchte; aber dankbar erwiderte er die Achtung und Liebe, womit das Personal ihn behandelte. Er erhielt von den Seinigen Briefe; er konnte den 24. Jan. seiner Frau schreiben: „Wenn ihr fortfahret stark und ergeben zu sein, so werden diese Tage unter die schönsten meines Lebens zählen." Allein der Gefangene und die Seinigen sahen auch im Hintergrunde einer humanen Untersuchung die schmuzigen Kerker von Spielberg mit ihren Ketten und ihrem Hunger. Manin hatte eine seiner würdige Schwester, welche in Treviso verheirathet war; zuvor leidend starb sie auf die

Nachricht von seiner Gefangensetzung. Dies allein preßte ihm einen Ausruf der Rache aus.

Teresa Manin reichte eine Bittschrift ein, um gegen Caution seine Freilassung zu erwirken; außer dem Patriarchen erboten sich beinahe alle hervorragenden Männer Venedigs, sich als Bürgen zu unterschreiben, allein die Gerichtsbehörde gab den Bescheid, Manin stehe in keiner gerichtlichen Untersuchung, die Polizeidirection aber erklärte sich für incompetent, da seine Sache bei den Gerichten anhängig sei!

Die Bevölkerung von Venedig zeigte ihre Trauer und den Groll über die Verhaftung ihrer Führer und über andere Acte des verkündeten standrechtlichen Verfahrens, indem sie keinen Carneval feierte; die Nobelgardisten nahmen ihren Abschied. Eine ungeheuere Menschenmenge zog entblößten Hauptes an dem Gefängnisse Manin's vorüber. Während die Familie andere Unterstützungen ablehnte, theilten sich die Advocaten Venedigs in uneigennützige Fortführung seiner Processe. Ein Schauspiel aber, welches schrägüber von Manin's Gefängnisse am obern Canale grande sich eines Morgens darbot, erprobte, daß jetzt auch die ältesten Feindschaften von dem Hasse gegen die Fremdherrschaft verschlungen wurden. Schon aus den Jahrhunderten der Republik stammte die blutige Feindschaft zweier zumeist von Schiffern und Fleischern bewohnten Vorstädte, die Parteien der Castellani und der Nicolotti; jetzt ruderten sie an die Treppen der durch Tizian's Meisterwerke herrlich geschmückten Kirche Madonna della Salute, wechselten während der Messe ihre rothen und schwarzen Schärpen und feierten dann ein Versöhnungsmahl. Alles verlief in so musterhafter Ordnung, daß die Polizei keinen Vorwand zum Einschreiten hatte. Dieses alles geschah unter der

Herrschaft des Standrechts, kraft dessen jede als regierungsfeindlich erscheinende Handlung von der Specialcommission durch ein Todesurtheil bestraft werden konnte, welches ohne Appellation binnen 24 Stunden zu vollstrecken war.

Den 21. Jan. 1848 wurde Manin in das erste Verhör geführt. Der ältere Richter, ein Italiener, zitterte für ihn, er möchte durch ein kühnes Wort sich schaden, der Auditor, welcher die Nationalcocarde auf dem Herzen trug, hing wie ein Dürstender an den Worten Manin's. Ueber einzelne Punkte zur Erklärung aufgefordert, gab Manin eine Genesis und einen Ueberblick seiner patriotischen Ueberzeugungen. „Dieselben", sagte er, „sind die Frucht mehrjähriger Studien der vergessenen Grundgesetze des Königreichs. Als man in den letzten Zeiten die Reformen in Piemont und Toscana rühmte, wurde ich nicht müde zu erklären, alle diese Zugeständnisse habe der Kaiser uns schon im Jahre 1815 gewährt; wir versündigen uns nur durch Undank gegen unsere Regierung und wollen absurderweise, daß man uns dasjenige gebe, was uns längst gegeben sei; ehe wir neue Zugeständnisse fordern, müßten wir uns dessen, was wir besitzen, durch seine Benutzung würdig zeigen. Man erwiderte mir freilich, jene Gesetze, z. B. diejenigen über die Congregationen, als Organe der Bedürfnisse des Landes, seien durch spätere Verfügungen außer Kraft gesetzt; ich antwortete aber, souveräne, regelmäßig verkündigte Gesetze können gar nicht abgeschafft werden, außer durch regelmäßig verkündigte souveräne Gesetze; das österreichische Reich sei eine Monarchie, wo der Kaiser allein Souverän ist, alle andern seine Unterthanen sind, wo folglich der Wille des Unterthanen nie das Uebergewicht über den des Souveräns haben kann; unser Recht und unsere Pflicht als von Bürgern, ja als von treuen Unterthanen sei, zu verlangen,

daß die souveränen Gesetze immer und von allen beobachtet würden."

Die großartige Ironie dieses römisch-rechtlichen Standpunktes tritt erst dann in ihrer ganzen Kraft hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der unglückliche Kaiser Ferdinand gleich einem letzten Merovinger unter der Hand seines allmächtigen Hausmaiers Metternich erschien. Den bittern, scharfen Kern jener seiner Gedanken drückte Manin im Jahre 1853 bei Gelegenheit des Sequesters aus, welchen die k. k. Regierung auf die Güter der politischen Flüchtlinge legte: „In den absoluten und selbst in den despotischen Staaten werden die Gesetze vom Souverän nach seinem bon plaisir gemacht; ist das Gesetz aber einmal gemacht, so wird es von jedermann, auch vom Souverän geachtet. Wird das Gesetz von dem Souverän verletzt, so ist es keine absolute noch despotische Monarchie mehr, sondern Tyrannei."

Wenn Manin sagt: „Der Tag, an welchem man alle Verordnungen, welche nicht vom Souverän ausgingen, ins Feuer wirft, wird ein Tag der Befreiung sein", so erinnert er an das übereinstimmende Urtheil der Kenner der neapolitanischen Zustände, nach welchem es für Neapel keine größere Revolution hätte geben können, als wenn man angefangen hätte, die zum großen Theil humanen Gesetze zu beobachten. Nur besteht ein bedeutender Unterschied darin, daß unter österreichischer Herrschaft die Willkür sich in schriftlichen Instructionen und Eingriffen der höhern und mittlern Behörden äußerte, während in Neapel jeder, der niedere wie der höhere Beamte, nach persönlicher Willkür hantirte, welche durch Bestechung leichter zu neutralisiren war.

Indeß war in Palermo, 12. Jan. 1848, die Revolution ausgebrochen, welche rasch ganz Sicilien ergriff und 28. Jan. dem Könige Ferdinand II. das Versprechen

einer Verfassung abnöthigte. Infolge dessen mußten auch Toscana, Piemont, ja der Papst dasselbe Versprechen geben. Manin, von diesen Ereignissen und von den Theaterdemonstrationen, wovon dieselben in Venedig wie vom Schatten begleitet wurden, unterrichtet, blieb dabei, die Unrechtmäßigkeit seiner Gefangenschaft zu erklären und zu beweisen. Obgleich das Criminalgericht in Venedig erklärte, es liege kein Rechtsgrund weiterer Verfolgung vor, obgleich das mailänder Gericht nicht darauf einging, eine Untersuchung auf Hochverrath gegen eine große Verschwörung im ganzen Königreiche einzuleiten, war die persönliche Gefahr für Manin durch jene politischen Ereignisse gesteigert; es drohte ihm ein Transport nach Laibach, während das sich steigernde Leiden seiner unglücklichen Tochter ihm, dem zärtlichen Vater, schon die gegenwärtige Trennung zur Qual machten.

Seit aber die Nachricht, daß Paris den 24. Febr. von der Republik überrascht worden sei, in Manin's Kerker gedrungen war, erwog er, was für eine Richtung er der venetianischen, der italienischen Bewegung bei seiner jetzt nicht mehr zu bezweifelnden Befreiung zu geben habe. Er dictirte 17. April, also kurz nach seiner Befreiung, seiner Frau folgende Kerkergedanken: „Was ist zu thun, um zu verhindern, daß die Anarchie sich in den Zwischenraum zwischen die Vertreibung der Oesterreicher und die Constituirung der italienischen Einheit eindränge? — ist etwa ein constitutioneller König auszurufen? — Dies wäre nur eine Uebergangsform zur Republik. Besser ist's sofort auf das Ziel loszugehen, als sich eine zweite Revolution in Aussicht zu stellen. Ueberdies hätte für das Volk von Venedig der Name des constitutionellen Königs keinen Sinn, es würde denselben gar nicht verstehen, da alle unsere Ueberlieferungen, all unser Ruhm am Namen der Republik hängen. Halten wir also eine Fackel hoch, zu welcher die

Völker Italiens eins um das andere kommen werden, um ihre Freiheit anzuzünden."

Auch das übrige Italien hatte alte große republikanische Erinnerungen, aber weit der größte Theil seit Jahrhunderten monarchische Gewohnheiten; Manin vergaß, daß es schwerer war die volle Freiheit zu vertheidigen, als sie zu erraffen.

Es wirkte auf die Entscheidung Manin's für die Republik auch ein staatsrechtlicher Gedanke mit. „Ich nehme", schrieb er 1853, „die persönliche Verantwortung für die Proclamation der Republik auf mich; ich habe die Republik aber nicht aufgestellt, sondern die im October 1797, als die Stadt infolge des Friedens von Campo-Formio von Oesterreich occupirt wurde, bestandene wiederhergestellt. Die Republik war damals die gesetzliche Verfassung, welche durch die widerrechtliche fremde Occupation wol suspendirt, aber nicht rechtlich umgestürzt werden konnte. Sobald die Thatsache der Occupation entfernt war, mußte der vorherige gesetzliche Bestand wiederhergestellt werden, und dies war die demokratische Republik."

Es war am Morgen des 17. März 1848, des zweiten Freitags in der Fastenzeit, als Manin durch eine bessere Nachricht über das Befinden seiner Tochter beruhigt, zugleich durch eine Anzahl Blätter der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu Gedanken über den wahrscheinlichen Verlauf der deutschen Bewegung und über ihre Folgen für sein Vaterland angeregt war. Jetzt drang ein Lärmen von dem Gitterthore des Gefängnißhofes bis in seinen Kerker, dessen Thüre der Wärter in seiner Angst ungeschlossen gelassen hatte. Ein Gedanke lockte Manin — er war überzeugt, daß sein sechzehnjähriger Sohn Georg unter den Vordersten sei, welche an seinen Eisengittern rüttelten, und so war es auch wirklich, selbst seine leidende Tochter war mit ihm voran. Aber

Manin meisterte sein Vaterherz. Bald trat der Kerkermeister mit den Worten ein: „Kleiden Sie sich an, Sie sind frei!“ — „Nein, ich will kraft des Gesetzes, nicht kraft des Aufstandes hinaus; ich bin auf ungesetzliche Weise festgenommen und gefangen gehalten worden, ich will aber auf gesetzliche Weise freigelassen werden.“ — „Sie sind frei auf Befehl des Gerichtshofes.“ — „Das ist etwas anderes, ich folge Euch.“ — Auf dem Vorraum umarmte er Tommaseo; sie begegnen bei der Treppe das Tribunal in Corporation. „Herr Präsident“, sprach Manin, „ich trete nicht hinaus, ohne einen Befehl in rechtlicher Form!“ und der Befehl wurde ausgestellt. Es war mittags 11 Uhr.

Am Morgen dieses Tags hatte das Volk am Hafen auf die Ankunft des Dampfschiffs von Triest gewartet, es brachte aus Wien Verfassung, Preßfreiheit, Nationalgarde. Sogleich wurde die Befreiung der beiden Gefangenen verlangt und nach einigem Hin- und Herschicken zwischen dem Gouverneur und dem Gerichtstribunal, angesichts der Gefahr gewaltsamer Befreiung gewährt. Manin erfuhr dies nur stückweise, während er vom Volke im Triumph auf den nahen St.-Marcusplatz getragen wurde.

Hier, unter den Fenstern des Regierungspalastes, aus deren einem der Gouverneur Graf Palffy schaute, von seinen Freunden zum Sprechen aufgefordert, lehnte Manin zuerst ab, da er ja nicht wisse, wie weit sie seien; dazu gedrängt sprach er: „Euere Angesichter, euere Geberden lassen mich ahnen, daß während meiner Gefangenschaft die Gefühle des Patriotismus und der Nationalität große Fortschritte gemacht haben. Ich freue mich höchlich darüber, ich danke euch dafür im Namen des Vaterlandes; aber ich bitte, vergesset nicht, daß ohne Ordnung keine wahre, dauernde Freiheit Bestand haben kann, und daß ihr euch zu eifersüchtigen Hütern der Ordnung machen müßt, um zu beweisen, daß

ihr der Freiheit würdig seid!“ Der Gouverneur winkte Beifall zu. „Aber es gibt darum doch Augenblicke“, fuhr Manin fort, „entscheidende Momente, wo die Insurrection nicht blos ein Recht, sondern auch eine Pflicht wird.“ Der Gouverneur schlug das Fenster zu; das Volk begleitete Manin nach seiner bescheidenen Wohnung im Quartier von St.-Luca, in die Arme seiner Familie.

Aber nicht um hier auszuruhen! Sein erstes Wort im Schose seiner Familie war: „Die Stunde der Befreiung hat geschlagen, man muß handeln!“ Schon an diesem Tage hatte er die Hitzköpfe vom Losbrechen zurückhalten müssen; Manin verlor nicht aus den Augen, daß „im Krieg wie in der Politik nicht der Lärmen und der Kampf, sondern der Sieg der Zweck ist“. In der Verbannung sagte Manin: „Seit jenem Tage unserer Befreiung, an welchem die Regierung, nachdem sie das Gesetz nicht geachtet hatte, der Emeute weichen mußte, hatte eben damit die Frage das legale Gebiet verlassen, um das der Insurrection zu betreten. So war ich denn auch von diesem Moment an darauf gerichtet, die insurrectionellen Bewegungen im Zaum zu halten und zu regeln, bis die Bewegung mir stark genug schien, um gegen die fremde Occupation entschlossen zu handeln; als aber dieser Augenblick eintrat, da zögerte ich keine Minute mehr und führte den entscheidenden Schlag.“

Den folgenden Tag, am 18. März, kam es über dem Versuche, die dreifarbige Fahne aufzupflanzen, auf dem St.-Marcusplatze zum Vergießen von Bürgerblut; allein die Besonnenen mit Manin bestanden darauf, daß die Volkskraft zuerst bewaffnet und organisirt werden müßte. Der Vicekönig, bereits aus Mailand nach Verona gewichen, gab einer Abordnung die Einwilligung zu 200 Nationalgardisten, „um Unordnungen und Blutvergießen zu vermeiden“. Aber auf Manin's Beispiel und Wort traten

2000 Bewaffnete zusammen. Das erste Geschäft der unter Widerspruch des Gouverneurs errichteten Bürgerwehr war, am Abend des 18., bei der Beleuchtung der Stadt, welche auf die officielle Bestätigung der wiener Zugeständnisse folgte, die Ordnung aufrecht zu halten. Wäre nicht das Nationalbedürfniß erweckt gewesen, so konnte sich der Liberalismus jetzt befriedigt finden.

Die Bevölkerung schwankte zwischen Vertrauensseligkeit und der Angst vor einem Bombardement. Manin lehnte es ab in den durch freisinnige Männer verstärkten Stadtrath zu treten; „um die Stadt zu regieren", sagte er, „muß man sie erst haben". Er verdoppelte die Bürgerwehr, besetzte mit ihr Posten; er zieht den 20. als Hauptmann mit der streng verbotenen Nationalcocarde auf, und der Militärposten präsentirt; denn die Mehrzahl der Garnison besteht aus italienischen Truppen. Der Gouverneur, welcher vor wenigen Wochen noch davon gesprochen hatte, ihn ins Irrenhaus sperren zu lassen, lud ihn den 21. März zu einer Unterredung ein; Manin erwiderte: „Sagen Sie dem Gouverneur, daß er mich nicht hören wollte solange er mir das, was ich wollte, gewähren konnte; jetzt aber könnte er mir nicht gewähren, was ich von ihm verlangen würde. Wenn ich von ihm etwas anderes forderte, so würde ich ihn täuschen, und ich habe noch niemand getäuscht."

Dienstag, 21. März, bestätigte ein österreichischer Marineoffizier, ein geborener Italiener, bei Manin seine Versicherung, daß Anstalten zu einem Bombardement der Stadt getroffen würden. Morgen, erwiderte Manin vor seiner Frau, ist die Stadt in meiner Gewalt oder ich bin todt. Die Gemüther wurden durch die Nachricht von dem in Mailand ausgebrochenen Straßenkampfe sehr erregt. Im Stadtrathe berieth man, ob dieser im Falle des Sturzes der österreichischen Herrschaft in der Lage wäre, die Gewalt,

die herrenlosen Zügel an sich zu nehmen. Manin versammelte die erprobtesten, angesehensten Patrioten am Abende in seinem Hause; es handelte sich um das Ziel, um die Landeshoheit, um die Regierungsform. Die Mehrzahl beharrte bei dem Lombardo-Venetianischen Königreich als Anhängsel eines constitutionellen Oesterreich unter dem bisherigen, milden Vicekönige Erzherzog Rainer als König. Einige wollten Vereinigung Venedigs mit Piemont; diese Partei war aber hier bei weitem nicht so zahlreich wie in der Lombardei. Manin machte dagegen den Einwurf, man wisse ja nicht einmal, ob Karl Albert Venedig annehmen würde. Den Rainerianern rief er entgegen: „Nein, nein! was uns noth thut ist völlige Unabhängigkeit. Nur keine halbe Revolution, welche bald noch eine andere nothwendig macht! Nur keine Unterhandlung mit Oesterreich! das hieße nur kostbare Zeit verlieren. Man macht das Vaterland nur mit Gewalt frei; und vor allem muß man das Arsenal nehmen, ich habe euch wegen nichts anderm versammelt, als um mich mit euch auf morgen zu einer Volksbewegung zu verständigen, welche von der Bürgerwehr unterstützt würde. Was die Regierungsform anbelangt, so gibt es nur einen für das venetianische Volk verständlichen Ruf: Es lebe die Republik!"

Man trennte sich, indem jeder Theil auf seiner Ansicht beharrte, ohne Beschluß. Eine Einladung in dem Stadtrath zu erscheinen hatte Manin abgelehnt, da dieser nicht der Ort sei, wo sich die entscheidende That beschließen lasse. Trotz seiner Erschöpfung harrte Manin gleichsam auf eine Inspiration, als tief in der Nacht einige vertraute Freunde erschienen und ihm den freudig angenommenen Rath gaben, dem Ruf auf die Republik den beizufügen: Es lebe St.-Marcus! Der Evangelist mit dem geflügelten Löwen war der rechte Freiheitsapostel für das venetianische Volk. Der

piemontesische Consul rieth den Freunden, welche einige Stunden Manin's Ruhe hüteten, den Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe Präsident Manin!

In der Frühe des 22. März, Mittwochs, theilte Manin seinen Plan dem Commandanten der Bürgerwehr, Mengaldo, einem muthigen italienischen Patrioten, einem alten Militär Napoleon's mit; er beschwor diesen, ihm für einen Tag den Oberbefehl abzutreten. Nach einiger Erwägung antwortete Mengaldo: „Ehe ich dir Tausende von Bürgerleben anvertraue, muß ich wissen, wie du es angreifen willst?" — „Das weiß ich selbst noch nicht, ich weiß nur so viel, daß ich es durchsetzen werde." — „Das ist Tollheit, daran kann ich mich nicht betheiligen." — Nicht einmal seine eigene Compagnie wurde Manin zur Verfügung gestellt.

Um 10 Uhr tritt der Marineoffizier bei ihm mit den Worten wieder ein: „Ins Arsenal! ins Arsenal! sogleich oder nie mehr! Die Marine ist für uns. Aber rasch oder Venedig wird bombardirt und geplündert!" Manin fleht sein Bataillonscommando nur um einige entschlossene Männer an, sein Bote erhält die Antwort: „Man gibt einem Narren keinen Menschen preis."

Manin schreibt nunmehr an die fremden Consuln, sie möchten durch Vorstellungen das Bombardement von der Stadt abwehren; der englische antwortet, er sehe keine Gefahr eines Bombardements, übrigens könne man die Regierung nicht an Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung verhindern. Manin war bereits mit seinem Säbel und mit seinem sechzehnjährigen Sohne Georg unterwegs, denn er hatte um Mittag die Nachricht erhalten, der Commandant des Marinearsenals, Oberst Marinovitch, sei von den Arsenalarbeiten ermordet; also Anarchie und hinter ihr blutige Reaction! Nach und nach schließen sich Manin gegen hundert Mann, meist nur mit Säbeln bewaffnet, an.

Man rückt in Patrouillen vertheilt unscheinbar an der St.-Marcuskirche und an Manin's Gefängniß vorüber ans Seearsenal. Hier galt es nur durch Manin's Kaltblütigkeit die Ernte zu sichern. Die Soldaten der Marine, Italiener, gehen über, Geschütze sind schon übergeben und werden gegen die treuen Steiermärker im anstoßenden Landarsenal gerichtet, unter die Bürgerwehrmänner und unter die Arbeiter werden die Waffen des Marinearsenals vertheilt; einige Kriegsschiffe, deren Aufstellung der Hafenstadt gegenüber der Angst vor einem Bombardement besonders Nahrung gegeben hatte, ziehen die nationale Flagge auf. Jetzt gibt Manin das Losungswort mit dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe St.-Marcus!" damit heißt er die Leute sich durch die Stadt verbreiten und bestellt das Volk auf 4 Uhr auf den Marcusplatz.

Diese Versammlung konnte unter ungestörtem Jubel stattfinden; denn während der Ereignisse im Arsenal, unter ihrem Eindruck hatte der Gouverneur seine Gewalt auf Andringen des Stadtraths in die Hände des Platzcommandanten, des Feldmarschallieutenants Grafen Zichy, eines Ungarn, niedergelegt; dieser mit kaum 2500 treuen Soldaten hätte nur Verheerungen anrichten, der Stadt sich wol nicht mehr bemeistern können. Er capitulirte auf freien Abzug, welcher denselben Abend begann; die italienischen Soldaten, die Kriegsschiffe, das Kriegsmaterial, die vollen öffentlichen Kassen blieben als Morgengabe der wiedergeborenen Republik, welche Manin auf dem Marcusplatze proclamirte. Das Volk begleitete ihn wie einen Vater an seine bescheidene Wohnung, in welcher seine Gattin ohnmächtig ihm in die Arme sank. „Morgens als Sklave aufstehen", schrieb sie an eine Freundin, „und abends als Freie sich niederlegen, ein solcher Tag kehrt im Raum eines Menschenlebens nicht wieder." Er selbst war in diesen fünf Tagen

und Nächten von seinem Blasenleiden gefoltert, in schlafloser Aufregung; er sagte nur noch: „Man lasse mich nur diese Nacht oder ich sterbe.“

Das Hauptverdienst, welches sich Manin zuschrieb, war, daß er an die Opferfähigkeit des Volks Glauben hatte. Er nahm auch die Nachricht ganz ruhig hin, daß sich eine provisorische Regierung mit Umgehung seiner gebildet habe; „denn“, sagte er, „du wirst sehen, daß man sich doch an mich wird wenden müssen“. Auch die bessern Familien sahen nur in ihm den Bürgen der Ordnung; noch in derselben Nacht mußte die provisorische Regierung abdanken; am Morgen versammelten sich Mengaldo, der Podesta Correr an Manin's Bette. Jetzt begab er sich in Wahrheit als Dictator auf das Stadthaus, legte das Verzeichniß der Regierungsmitglieder vor, worin die Religionsfreiheit durch einen Juden, die Gleichheit der Stände durch einen tüchtigen Schuster vertreten war. Manin nahm für sich volles Vertrauen in Anspruch. Die Bürgerwehr defilirte unter dem Rufe: „Es lebe Manin, Präsident der Republik!“

Und hier, in der Zauberstadt der Lagunen, wo die Steine die Majestät und Pracht der tausendjährigen Herrschaft einer königlichen Aristokratie verkündigen, führte Manin, Feind alles Theatralischen, die republikanische Regierung mit der äußersten Einfachheit und Nüchternheit, mit strenger Gerechtigkeit und Ordnungssinn ein, jetzt das Aeußerste daransetzend, damit nicht ein zweiter Mord die Bestie im Volke wecke. Ganz fremd war indeß diese eines Washington würdige schlichte Art Manin's Venedig nicht. Im Zeitalter Sarpi's hatte es einige größere Kirchen in schmuckloser Einfachheit aufgeführt.

Die Gemeinden in der Lagune, an ihrem Ufer und weithin im Friaul, machten sich alsbald frei. Noch hatte man von Mailand, welches die Oesterreicher in derselben Nacht

wie Venedig räumten, keine Nachricht; aber es stand bei Manin fest, daß keinerlei Recht Oesterreichs auf Italien durch irgendeine Unterhandlung anzuerkennen sei, dies wäre nur Betrug. Man sei einmal in der Revolution; es sei für Italien die Möglichkeit gegeben, ganz unabhängig zu werden, jedenfalls müsse man durch Thaten beweisen, daß es der Unabhängigkeit würdig, daß es nicht blos in Worten und Ränken stark sei, wie die andern Völker wähnen.

Piemont, selbst Neapel halb aus Eifersucht, ließen ihre Truppen zur Befreiung Oberitaliens anrücken; aber Verona und Mantua blieben Radetzky's Stützpunkte und neun Kriegsschiffe blieben mit ihrer venetianisch gesinnten Mannschaft durch die Hafenbatterien von Pola gebunden. Jenes mußte allen vernünftigen Lombarden die Unentbehrlichkeit der Heereshülfe Karl Albert's beweisen; dieses nöthigte Manin die Anerkennung der Seemächte zu suchen. Während Piemont jede Hülfe der Nachbarrepublik Frankreich sich verbat, fühlte Manin unmittelbarer den Druck der gefährlichen Nachbarschaft Oesterreichs. Doch hoffte auch er noch, während er mit Lamartine Sympathien austauschte, Italien werde durch seine Waffen sich selbst befreien können, wenn die der italienischen Fürsten und Republiken sich für denselben Zweck unter der Nationalfahne vereinigten. Doch wünschte er 20000 Flinten und einige Kriegsschiffe von der französischen Regierung zu erhalten; letzteres wurde abgelehnt, jene nur gegen baare Bezahlung zugesagt und verzögert.

Manin stellte alsbald diejenigen Einrichtungen ab, welche er Oesterreich gegenüber als ungerecht und unmoralisch gerügt hatte, die schrankenlose Einmischung der Polizei, das Vorrecht der Ansprüche des Fiscus, die Prügelstrafe, er verlangte einen Vertheidiger für jeden Angeklagten und ordnete das Hypothekenwesen; er glaubte dem Volke die Abschaffung der Kopfsteuer und wohlfeileres Salz zugestehen

zu müssen, ihm die Abschaffung des Lottos zumuthen zu dürfen, obgleich die zehn Millionen Zwanziger (vier Millionen Gulden rheinisch), welche sich in den Kassen des Staats fanden, kein unerschöpflicher Schatz waren.

Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das venetianische Volk ebenso sehr des Heroismus fähig als sanft, für jedes edle Gefühl offen, vertrauensvoller Ansprache stets entsprechen werde. Dadurch, durch väterlichen Ernst bei Verfehlungen wollte er es regieren; die Mittel der Schmeichelei verschmähte er. An Veranlassungen zu persönlichem Entgegentreten fehlte es nicht. Manin erlaubte dem Oesterreichischen Lloyd seine Fahrten auch nach Venedig fortzusetzen. Auf die Nachricht von grober Mishandlung venetianischer Bürger in Triest und in Pola wollte das venetianische Schiffervolk den 30. März stürmische Repressalie üben und das ankommende Lloydschiff unter den Fenstern des Regierungsgebäudes mit Beschlag belegen. Manin, von einigen Bürgerwehrmännern begleitet, trat mitten unter die aufgeregte Menge, auf die Piazzetta am Hafen, und sprach: „Ich rede vielleicht das letzte mal zu euch; denn es ist keine Regierung möglich, wenn sie jeden Augenblick auf dem öffentlichen Platz erscheinen muß, um ihre Handlungen zu vertheidigen; ich werde mich dem nie unterwerfen. Das Dampfschiff ist unter der Bürgschaft der Regierung nach Venedig gekommen; nichts wird uns dahin bringen dieselbe zu brechen oder zu beugen. Ich bin ganz bereit, die mir von dem Volke anvertraute Regierung auf einmal niederzulegen; aber solange ich sie bewahre, werde ich ebenso viel Entschlossenheit daransetzen, Frieden und Ordnung aufrecht zu halten, als ich soeben zum Sturze eines mächtigen Feindes aufbot. Die Republik hat das Privateigenthum verbürgt, das Schiff des Lloyd ist Privateigenthum; sich desselben zu bemächtigen wäre also ein Act der See-

räuberei.“ Dann forderte er die Menge auf, selbst mitzuhelfen, um den Ruhm der venetianischen Gastfreundschaft und die Interessen des Handels zu schirmen; er werde nie solche Gewaltthätigkeiten gestatten und wenn es ihm das Leben kosten sollte. Dergleichen Handlungen solle man den Metternichen überlassen.

Während Manin sich den Vorwurf despotischer Unnahbarkeit zuzog, weil er sich nicht den ganzen Tag wollte von jedem vorerzählen lassen, was er längst wußte, sondern mit äußerster Anstrengung arbeitete, um den Anforderungen jeder Stunde zu entsprechen, sammelte sich an der Ostgrenze des Venetianischen ein neues österreichisches Heer unter Nugent und drang, wenn auch anfangs langsam, gegen die Piave vor. Die Tausende von geborenen Italienern in den österreichischen Regimentern hatten nach ihrem Uebergang zum Volke nach Hause entlassen werden müssen. Venedig hatte nur „Kreuzfahrer“, undisciplinirte Freicorps zur Vertheidigung seines Festlandes zu entsenden. Manin drang in Karl Albert, er solle der Vereinigung Nugent's mit Radetzky in Verona dadurch zuvorkommen, daß er Nugent an die Brenta entgegenrücke; Manin glaubte, der König zögere damit, um Venedig zu nöthigen, auf die Republik zu verzichten und sich an Piemont zu übergeben. So bezeigte sich denn Manin auch dazu bereit, sobald das italienische constituirende Nationalparlament dafür stimmen würde. Allein Karl Albert war außer Stande dem Rufe zu entsprechen, zumal seit das österreichische Heer den 6. Mai bei Santa-Lucia den Piemontesen fühlbar gemacht hatte, daß seine Disciplin noch nicht gebrochen sei. Auch den päpstlichen Schweizerregimentern suchte Manin die Brücke über den Po zu bauen, indem er die Josephinischen Gesetze über die Rechte des Staats der Kirche gegenüber außer Kraft setzte. Aber die Curie sagte sich durch die entscheidende Encyklika

vom 29. April vom Kampfe für Nationalunabhängigkeit los. Wenn auch Manin im Kugelregen, welchen die Oesterreicher in der Nacht des 21. Mai auf Vicenza richteten, große Geistesgegenwart zeigte, wenn auch dieser Angriff und der in der Nacht des 23. auf die patriotische Stadt abgeschlagen wurde, so war nun doch Radetzky durch das Armeecorps Nugent's stark genug zur Offensive; zwar gelang es ihm nicht mehr den Fall von Peschiera zu verhindern, aber er entsetzte Mantua und nöthigte 10. Juni nach schwerem Kampfe Vicenza zur Capitulation, durch welche die päpstlichen Truppen für die Nationalsache verloren gingen, nachdem sie sich dafür auf die Verantwortlichkeit ihrer Führer geschlagen hatten.

Den 4. Mai hatten die Oesterreicher den Hafen von Venedig in Blokadezustand erklärt; allein den 23. verlangten die vereinigten Flotillen von Piemont und Neapel vor Triest die Herausgabe der österreichischen Kriegsschiffe als venetianischer. Da wurde desselben Tags, infolge des von Ferdinand den 15. Mai in den Straßen von Neapel errungenen Sieges über die Radicalen und über die Nationalgarde, die neapolitanische Flotille zurückgerufen. Statt 16000 Neapolitanern, welche vielleicht Vicenza noch hätten retten können, langten 2000, welche dem sie zurückberufenden Befehl Ferdinand's nicht gehorchten, unter General Pepe in Venedig an. Ihm wurde das Obercommando übergeben. Aber selbst das nahe Padua konnte jetzt nicht mehr vertheidigt werden; das venetianische Festland, auf dessen Vertheidigung ein großer Theil der vorgefundenen Staatsgelder verwendet worden war, fiel beinahe ebenso schnell unter die österreichische Herrschaft zurück, wie es sich ihr entzogen hatte. Bereits hatte Manin das erste Zwangsanlehen von zehn Millionen Zwanzigern auflegen müssen. Die Frauen gaben ihr Geschmeide, Manin sein einziges

Kleinod, seine silberne Tabacksdose, selbst in den Gefängnissen legte man Scherflein zusammen, die reichen Familien schenkten bis zu 100000 Zwanzigern; eine Jungfrau, deren Bräutigam von den Oesterreichern erschossen war, gab ihren Trauring. Aber solche Opfer sind eher rührend als eine reelle Hülfe.

Ist es zu verwundern, wenn Manin seine Blicke jetzt wieder auf auswärtige Hülfe warf? Wie damals Lamartine und Genossen, und zwar nicht ohne Grund, Karl Albert bei den Venetianern verdächtigten, daß der König Venetien den Oesterreichern preisgeben würde, wenn diese, wie denn die Oesterreicher dazu geneigt waren, ihm den Besitz der Lombardei zusicherten, so haben jederzeit französische Schriftsteller den Venetianern die Hülfe Frankreichs als die einzige zuverlässige gerühmt, — denn Venedig, zumal von der Lombardei wie von Oesterreich getrennt, „neutralisirt“ wäre für Frankreich der Schlüssel zur Türkei, weshalb England und Rußland es lieber in den Händen Oesterreichs sahen. Der eifrigste Fürsprecher der italienischen Wünsche in Paris war der französische Gesandte in Turin, Bixio, welcher nicht vergaß, daß seine Familie aus Italien stammte. Aber auch er konnte im Mai 1848 nur die Sendung eines französischen Kriegsdampfers nach Venedig als bloße freundschaftliche Demonstration bewirken. Denn Lamartine war geneigt auf die Anträge Oesterreichs einzugehen und diesem Venetien unter Verbürgung einer Verfassung und seiner nationalen Verwaltung zu lassen und bereit zu erklären, der Unabhängigkeit Italiens sei Genüge geschehen, sofern Piemont für die Lombardei an Frankreich Savoyen abtrete. [3]) Denn in Frankreich sind alle Parteien gleich vergrößerungssüchtig. Lamartine wünschte sehr Savoyen vorerst nur als Faustpfand zu

besetzen; allein die Kammern in Turin und das Ministerium Balbo wachten eifersüchtig darüber.

Die Constellation war also nicht günstig, als Mitte Mai die Bevollmächtigten Manin's in Paris anlangten; sie sollten die Regierung und die Constituirende beschwören, Frankreich möge den Völkern das Versprechen, den Fürsten die ausdrückliche Erklärung geben, es werde nie in Italien ein neues Campo-Formio, eine neue Theilung Polens dulden. Die als moralische Stütze sehnlich gewünschte Anerkennung der venetianischen Republik durch die französische wurde abgelehnt, obgleich Manin das auf die Vergrößerung des königlichen Piemont eifersüchtige Frankreich durch den Vorschlag zu gewinnen suchte, Italien solle eine Conföderation ungefähr gleichgroßer, unabhängiger Staaten werden. Dieselben Bevollmächtigten Manin's sollten mit allen angesehenen Deutschen conspiriren, „damit das eigentliche Deutschland endlich das politische Axiom einsehe, man müsse die österreichische Monarchie zerbrechen, damit Deutsch-Oesterreich deutsch werde".

Wie fest Oesterreich entschlossen war Venetien zu behaupten, erhellte aus dem Eifer, womit es sein Anerbieten der Abtretung der Lombardei übereilt colportirte. In England wurde dasselbe durch das Anerbieten eines österreichisch-englischen Bündnisses gegen Frankreich gewürzt; nachdem Palmerston jene Abtretung als ungenügend erklärt und einen Vermittelungsversuch auf dieser Basis abgelehnt hatte, wandte sich Oesterreich mit demselben Anerbieten an Frankreich. Hier regte seit Anfang Juni die Gefahr des Communismus den Gedanken an, dieselbe in einem äußern Krieg, durch das Einrücken in Italien zu ersticken. Manin fürchtete zwar eben deshalb, dieser Krieg könnte ein wüster Kampf der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden werden;

jedoch war er, kraft starker, alsbald zu entwickelnder Motive, nicht abgeneigt, die andern italienischen Staaten sondiren zu lassen, ob sie immer noch glaubten, Italien könne sich allein von Oesterreich befreien. Denn jedenfalls wollte er nicht im Namen Venedigs allein, sondern nur im Namen von ganz Italien Frankreichs Intervention anrufen. Der Ausbruch des Bürgerkriegs in Paris, 23. Juni, und der Sieg der Besitzenden befestigte indeß die Friedenspartei am Ruder der Französischen Republik.

So blieb denn Italien seines Schicksals Meister. Eine natürliche Folge der gleichzeitigen Erhebung der Lombardei und Venetiens war der beide durchdringende Entschluß, ein unzertrennliches Ganzes zu bilden. Manin wünschte dafür, in Uebereinstimmung mit Frankreich, die republikanische Form. Aber nicht blos die große Mehrzahl der Lombarden, auch das nicht wie Venedig selbst durch Lagunen geschützte venetianische Festland hatte sich längst entschieden für den Anschluß an die kriegerische piemontesische Monarchie ausgesprochen und es erklärte 31. Mai, diesen auch im Nothfall ohne die Lagunenstadt, welche ihm doch keinen Schutz gewähren könne, zu vollziehen. Manin, Republikaner und Föderalist, traute Karl Albert die Fähigkeit zu etwas Großem nicht zu und fürchtete durch Anschluß an Piemont alle Hoffnung auf französische Hülfe zu verlieren; er fürchtete dann auch, von Karl Albert aufgegeben, zwischen zwei Stühlen in den Schos Oesterreichs niederzusitzen. Konnte nicht auch Piemont einen Vertrag von Campo-Formio schließen?

So legte denn Manin am 13. Juni, also nach dem Falle Vicenzas, Karl Albert die Frage, ob er sich getraue die Unabhängigkeit Italiens zu erkämpfen und zu verbürgen, zur Entscheidung vor. [4]) Karl Albert gab keine Antwort, aber die Appellation, welche Manin an die übrigen Staaten

Italiens, mit Ausnahme Neapels, richtete, stellte das unverkennbare Resultat heraus, daß Italien monarchisch gesinnt sei und nur im letzten Nothfall französische Hülfe ins Land rufen wolle, gegen welche sich auch Mazzini aussprach.

Der Verlust des Festlandes, welcher Manin veranlaßt hatte sich nach fremder Hülfe umzusehen, ließ dem Bürgerstand auch in der Stadt Venedig den Anschluß an Piemont als einzigen Ankergrund erscheinen. Man wollte sich um so weniger von der Lombardei, welche diesen Anschluß bereits votirt hatte, trennen, als diese selbst nach dem Fall von Vicenza das ihr von Oesterreich direct gemachte Anerbieten der Unabhängigkeit patriotisch damit beantwortet hatte, sie könne die Unabhängigkeit nur dann annehmen, wenn sie auch Venetien zugestanden werde.

Manin hegte den begründeten Verdacht, Karl Albert, unfähig Radetzky zu schlagen, würde die Uebertragung der Souveränetät über Venedig an ihn nur dazu benutzen, von Oesterreich sonstige bessere Bedingungen für sich, etwa die Etschgrenze, zu erpressen. Deshalb suchte er wenigstens die nicht mehr zweifelhafte Entscheidung über den Anschluß an Piemont zu verschieben; er vertagte deshalb die auf den 18. Juni einberufene Abgeordnetenversammlung um einige Wochen. So bestellte Manin auch eine auf den 29. Juni anberaumte Musterung der Bürgerwehr ab, um Demonstrationen zu verhindern. Allein diese wurde doch abgehalten und zwar unter starkem Lebehochrufen auf Karl Albert. Der Generalstab erschien vor Manin und setzte ihn davon als von einem Votum für die Fusion, wie man es damals nannte, in Kenntniß. „Man wird ihm Rechnung tragen“, erwiderte Manin, „ich kann aber nicht umhin der Bürgerwehr zu bemerken, wie bedauerlich es ist, daß, während die untern Volksklassen sich bewegen lassen in Ruhe die

Abstimmung der nahe bevorstehenden Versammlung der Volksvertreter abzuwarten, die edle Bürgerwehr das böse Beispiel gibt und ungesetzmäßig dem Votum zuvorkommt; ihre Aufgabe ist nicht, die öffentliche Ruhe zu gefährden, sondern sie aufrecht zu erhalten." Gewiß trug Manin selbst den größern Theil der Schuld durch seine Vertagungen. Das Volk aber begleitete „seinen Manin" wieder bis zu seiner Wohnung zurück, damit er sich nicht persönlich gekränkt fühle. Es gibt eine Zartfühligkeit der Humanität und Pietät, welche man nicht in Schulen lernt.

Montag, 3. Juli 1848, im Dogenpalast, im berühmten Saal des Großen Raths, von dessen Wänden die von den berühmtesten Malern dargestellten stolzesten Erinnerungen der Republik und die Porträts von 76 Dogen herniederschauten, versammelten sich die Abgeordneten blos der Provinz Venedig, denn die andern Provinzen waren von den Oesterreichern besetzt. Manin betrachtete deshalb die Versammlung nicht als eine constituirende, sondern nach dem Rechenschaftsberichte legte er ihr nur die Entscheidung darüber vor, ob Venedig bis zum Ende des Kriegs ein unabhängiger Staat bleiben oder schon jetzt sich in Piemont incorporiren solle. Nicht nur die Stadt, auch die Versammlung, selbst die Regierung, das Ministerium waren über diese Frage getheilt; Tommaseo hielt eine feurige Rede für die Republik, Paleocapa eine sehr verständige für den Anschluß. Wie tief es Manin ging, sehen wir aus folgenden Linien, welche er am Morgen der entscheidenden Sitzung an seine Frau schrieb: „Meine Willensmeinung ist, daß kein Glied meiner Familie ein Zeichen von Zustimmung, von Misbilligung oder von Ungeduld gebe. Glaubt ihr euch nicht beherrschen zu können, so enthaltet euch der Versammlung anzuwohnen. Ich bin gewiß, daß ihr in diesem feierlichen Augenblick meinen Bitterkeiten nicht

noch den Schmerz über den Ungehorsam der Meinigen werdet beifügen wollen."

Manin bestieg die Rednerbühne mit der Erklärung, daß er unwandelbar Republikaner sei. „Es ist aber Thatsache", sprach er, „daß jetzt nicht mehr alle dieser Ueberzeugung sind; es ist Thatsache, daß der Feind vor den Thoren ist, daß der Feind nichts sehnlicher wünscht als Entzweiung in diesem Landstriche, welcher uneinnehmbar ist, solange wir eins sind, aber leicht zu besiegen, wenn der Bürgerkrieg Einlaß findet. Deshalb verlange ich ein großes Opfer von meiner Partei, von der großen republikanischen Partei: zeigen wir dem Feinde, daß wir weder Royalisten noch Republikaner, sondern Italiener sind! Den Republikanern sage ich: Für uns die Zukunft, jetzt wird nur Provisorisches beschlossen; die Entscheidung steht der italienischen Tagsatzung zu, also zu Rom!" Denn schon damals wollten und konnten die ruhmreichen Städte Italiens nur zu den Füßen Romas ihre Eifersucht niederlegen.

Die Versammlung brach in einen Donner von Beifall, in den Ruf aus: „Das Vaterland ist gerettet! Es lebe Manin!" Er hatte sich aber solche Gewalt angethan, daß er ohnmächtig weggetragen werden mußte. Durch solche Selbstvergewaltigungen, infolge der äußersten Anstrengung zeigten sich bereits die ersten Symptome der Herzkrankheit, wozu wol der erste Keim am Krankenlager seiner Tochter gepflanzt war und welche ihm den langsamen Tod brachte.

Dieses Opfer Manin's war aber ein wohlerwogenes; der nationale Krieg auf dem Festlande war ein monarchischer geworden, das piemontesische Heer stand beinahe allein noch im Felde; Manin wollte eine weitere parlamentarische Verhandlung und das Intriguiren der überstimmten Partei gegen die regierende abschneiden. Beinahe einmüthig wurde

die Fusion in Piemont, unter denselben Bedingungen wie die der Lombardei, beschlossen. Als der Antrag gestellt wurde, die Versammlung solle erklären, Manin habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht, verlangte er die einfachere Anerkennung, daß solange noch der Feind in Italien sei, um Gottes willen nicht mehr von Parteien gesprochen werde; indeß lehnte er als Republikaner eine Stelle in der neuen Regierung ab. Seine körperlichen Kräfte konnten sich jetzt auf eine neue Probe seiner Ueberzeugung sammeln. Manin glaubte überdies, daß bei ihm die geistigen Kräfte, welche ihn zum Mann der Revolution machten, denjenigen widerstreiten, welche zu einer regelmäßigen Regierung gehören.

Die Fusion war aber bereits zu spät; wenn Venedig sogleich im Anfang sich an Piemont angeschlossen hätte, so hätte Karl Albert vielleicht bewogen werden können, mit Umgehung des für ihn verhängnißvollen Festungsvierecks auf dem rechten Poufer bis Ferrara vorzugehen, hier erst über den Po zu setzen und sich im Venetianischen auf die Hauptverbindungslinie des Feindes zu werfen; jetzt aber war er in die unlösbare Aufgabe verstrickt, zugleich Verona und Mantua zu beobachten; über seinen dadurch zerstreuten Truppen hing bereits das Damoklesschwert. Daher verwies Karl Albert die Abgeordneten, welche ihm die Abstimmung und den Anschluß Venedigs überbrachten, nur an seine Minister, welche, den Grafen Cäsar Balbo an der Spitze, fest auf der Befreiung Venetiens beharrten, während der König in denselben Tagen hinter dem Rücken derselben an England erklärte, er würde eine Vermittelung auf der Basis der Etschgrenze annehmen. Dadurch wäre Venedig von ihm seinem Schicksal überlassen, auf seine eigenen Mittel und auf Fürsprache der Seemächte angewiesen worden.

Piemont konnte auch wirklich nicht mehr als einiges Geld und 1800 Mann nach Venedig schicken.

Vom 23. Juli an schlug Radetzky, jedesmal mit Uebermacht auf der entscheidenden Stelle, die zerstreuten Corps der Piemontesen, bis nach dem nächtlichen Würgen am 27. Juli in Volta die piemontesische Infanterie sich auflöste. Schon an demselben Tage forderte Welden, welcher die Blokade leitete, Venedig zu Unterhandlungen auf, da jetzt der letzte Augenblick sei seine Sache zu erörtern, ehe sie verloren sei, das heißt, ehe man bedingungslose Unterwerfung verlangen werde. Die provisorische Regierung lehnte ab; aber die dumpfen Gerüchte von dem großen Unglück setzten das Volk in Gärung, lieber wollte man sich einer der Seemächte als an Oesterreich übergeben. Der größte Theil der neapolitanischen Soldaten mußte in die Heimat entlassen werden.

Unter solchen bösen Zeichen übernahmen die drei Bevollmächtigten Karl Albert's Montag, 7. Aug., Venedig. Die beiden Piemontesen, der Geschichtschreiber Cibrario und General Colli, dessen vier Söhne im Felde standen, waren erst am 5. Aug. aus Turin über Bologna in Venedig angekommen. Der dritte Bevollmächtigte Castelli war Venetianer.

Schon am Freitag, 4. Aug., war Karl Albert fechtend nach Mailand hineingedrängt worden; nachdem er die äußersten Beschimpfungen von seiten des mailänder Pöbels erlitten hatte, räumte er durch Capitulation in der Frühe des 6. die Stadt, ging über den Tessin zurück und schloß den 9. einen Waffenstillstand, worin er die Räumung Venedigs versprach. In der Frühe des 11. machte Welden den drei Regierungsbevollmächtigten in Venedig davon Anzeige; er überließ es ihrem Gutachten, ob sie

alsbald Waffenruhe eintreten lassen wollten; allein sie erklärten, sie könnten diese Mittheilung nur dann anerkennen, wenn sie ihnen von ihrer eigenen Regierung zukomme. Schon den 8. hatte man sichere Kunde vom Falle Mailands erhalten, den folgenden erhielt Manin gerüchtsweise Kunde von Waffenstillstandsbedingungen.

Daher begab sich Manin zu Cibrario und fragte ihn: „Wenn Karl Albert das Schwert an die Kehle gesetzt und er so gezwungen würde Venedig an Oesterreich abzutreten, was würden Sie thun?" Cibrario erklärte: „diese Voraussetzung sei zwar absurd und unmöglich, jedoch den Fall angenommen, so habe sich ja Venedig an Piemont übergeben, um regiert und vertheidigt zu werden; wenn dem Könige die Mittel dazu fehlen, so verschwindet das Motiv der Uebergabe Venedigs und dieses tritt in seine Unabhängigkeit zurück, welche es vor der Fusion hatte." — „Sie würden es also nicht an die Oesterreicher übergeben?" — „Eher würde ich mich in Stücke hauen lassen." — „Sie würden also selbst einem ausdrücklichen Befehl des Königs den Gehorsam verweigern?" — „Nein, aber ich würde diese ganz neue Mission abweisen." — „Aber General Colli?" — „Ich bin überzeugt, daß er ebenso handeln würde." — Manin, von der Aufrichtigkeit dieser Erklärung überzeugt, umarmte den Piemontesen und entfernte sich beruhigt.

Von der vorerwähnten Mittheilung Welden's über den Waffenstillstand setzten die Bevollmächtigten sofort am Vormittag des 11. den ihm beigegebenen Rath in Kenntniß. Sie erkannten, daß sie deshalb ihre Mission als beendigt ansehen müßten; Castelli sagte: „Ein solcher Waffenstillstand wäre in Beziehung auf Venedig kraft der Fusionsacte selbst wirkungslos, welche bestimmte, daß von Piemont über das venetianische Gebiet ohne Zustimmung seiner Abgeordneten nicht verfügt werden dürfe." Für den Aus=

bruch drohender Ereignisse verständigte man sich mit Manin, welchem vertraute Mittheilung über diese Erklärungen gemacht wurde.

Indeß drang die Nachricht von den Waffenstillstandsbedingungen auch unter das Volk; wild aufgeregt erfüllte es den Marcusplatz und verlangte von den Bevollmächtigten Mittheilung der Nachrichten. Obgleich die Bevollmächtigten dies vorausgesetzt hatten, machten sie von der piemontesischen Garnison zu ihrem Schutze keinen Gebrauch, damit es in einer Stadt, welche sich soeben in Piemonts Arme geworfen hatte, nicht zum Blutvergießen komme. Als Colli vom Balcon aus erklärte: „Jedenfalls bleibt die piemontesische Flotte piemontesisch, die venetianische venetianisch", sah das Volk darin die Bestätigung seines Verdachts und brach wüthend in den Ruf aus: „Wir sind verrathen! Tod den Bevollmächtigten! Nieder mit der königlichen Regierung! Wir wollen Manin!" Leute vom Volke und Freischärler dringen in den Regierungspalast (die Alten Procurazien). Aber der alte Degen Colli wurde nun auch trotzig. „Lieber lasse ich mich in Stücke zerreißen", rief er, „ehe ich vor dem Einlaufe officieller Nachrichten meine Abdankung gebe." Umsonst drängt man ihn und Cibrario ans Fenster, die Piemontesen bleiben unerschüttert. Im Augenblicke der äußersten Gefahr bietet ein Unbekannter Colli die Hand; Colli fragt: „Wer sind Sie?" — „Ich bin Manin." — „Was wollen Sie von mir?" — Manin hatte nicht die Zeit zu antworten; er entreißt Colli den Händen der Wüthenden, welche meist festländische, jetzt doppelt heimatlose Freiwillige waren. Von Männern, welche noch den Kopf auf der rechten Stelle hatten, ans Fenster gedrängt, rief Manin der Menge zu: „Die Bevollmächtigten haben uns nicht verrathen; ich verpfände meinen Kopf für ihren Patriotismus. Beruhigt euch und laßt mir einige Minuten,

mich mit ihnen zu verabreden!“ Ein Donner von Beifall war das Echo dieser Worte.

Manin fragte nunmehr im engsten Kreise die beiden Piemontesen, ob sie glaubten die Regierung fortführen zu können; sie antworteten: sie seien augenscheinlich durch Vergewaltigung daran verhindert, wenn dies auch nur durch eine Minorität des venetianischen Volks geschehe; aber die Minorität sei Meister, wenn die Majorität stumm und unthätig bleibe. Nun forderte Manin sie auf, damit es nicht zwei Regierungen gebe, ihre Vollmachten niederzulegen oder sich der Regierung zu enthalten. Die beiden Piemontesen waren nur zu bewegen, daß sie sich thatsächlich der Ausübung ihrer Mission enthielten, wodurch indeß Manin ganz freie Hand erhielt. Manin trat wieder ans Fenster, setzte das Volk davon in Kenntniß und fügte, nach Rücksprache mit dem französischen Consul, bei: „Ich versichere euch, daß Frankreich eher dem Ruf eines freien Volks als dem eines Königs folgen wird. Uebermorgen treten die Abgeordneten der Stadt zur Wahl der neuen Regierung zusammen. Die 48 Stunden bis dahin regiere ich!“ Der stolze Platz dröhnte von Beifall; Manin leitete die Aufregung ab, indem er einen Theil der Bürgerwehr zur Vertheidigung der Vorwerke übersetzte; er erklärte, er brauche Stille um zu arbeiten, und sagte: „Gute Nacht, meine Freunde, ich wache für euch!“ Manin bewog sogar das Volk, daß es den piemontesischen Soldaten vor ihren Kasernen ein Lebehoch brachte. Dieselbe Nacht reiste Tommaseo mit Depeschen Manin's nach Paris ab, um die schleunige Hülfe Frankreichs anzurufen.

Die beiden piemontesischen Bevollmächtigten, welche von Manin umsonst wiederholt aufgefordert worden waren, mit ihm die dictatorische Gewalt bis zum Frieden zu theilen,

gingen nach Turin zurück. Der Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ schreibt als Augenzeuge über die Wirkung von Manin's Ansprache: „Man ist wie neu geboren, man faßt wieder Hoffnung, man hält sich schon für gerettet, weil Manin es ist, welcher über Venedig wacht. Der Einfluß dieses Mannes auf seine Mitbürger übertrifft allen Glauben.“

Die Freicorps, welche bis auf 6000 Mann anwuchsen, bestanden aus den verschiedensten Elementen, welche sich zumal aus dem Kirchenstaat und aus dem österreichischen Oberitalien seit dem Unterliegen der Nationalsache auf dem Festlande in Venedig zusammenfanden. Manin richtete an sie eine Ansprache: „Unsere Lagunen sind vielleicht die einzige Zuflucht der italienischen Freiheit. Der Augenblick ist feierlich; es handelt sich um die politische Existenz unserer ganzen Nation; ihre Schicksale können von diesem letzten Bollwerk abhängen.“

Den 13. Aug. wurde die Abgeordnetenversammlung hoffnungsfroh unter dem Eindruck der Nachricht, daß Lamoricière demnächst an der Spitze von 50000 Mann über die Alpen gehe, eröffnet. Manin stellte die Nothwendigkeit einer blos provisorischen Regierung vor; er nahm die angebotene Dictatur nur unter der Bedingung an, daß er mit dem Admiral Graziani und dem Obersten Cavedalis, entschlossenen Venetianern, welche das Militärische auf sich nahmen, ein Triumvirat bilde. Als ein Abgeordneter beantragte, die Versammlung sollte zusammenberufen werden, so oft eine Anzahl Mitglieder es verlangen würde, erklärte Manin, nachdem man einmal die Dictatur gewollt habe, müsse man auch die Bedingungen ihres Bestehens wollen und derselben es überlassen, wann sie die Einberufung für zeitgemäß halte. Die Versammlung stimmte diesem und der Anrufung Frankreichs zu.

Manin hatte erklärt, nur äußerste Opfer könnten zum Siege führen; um das Land zu retten, müsse man sich allem aussetzen, auch den Verwünschungen der Zeitgenossen. Er befahl bei Strafe, gegen Scheine Einlieferung alles edeln Metalls an die Münze; diesem wie der Mobilisirung der Nationalgarde wurde von der Mehrzahl mit Freuden entsprochen. Die piemontesischen Kriegsschiffe und Soldaten verzögerten unter allerlei Vorwänden ihren Abgang um einen Monat. Als er nicht mehr zu verschieben war, lagen in den Vorwerken und auf den Inseln der Lagunen gegen 20000 mehr oder weniger gut Bewaffnete, welche aber mit den Schiffsbauten und den andern Staatsausgaben einen täglichen Aufwand von 100000 Zwanzigern veranlaßten, während die Steuern monatlich nur 200000 Zwanziger betrugen. Auch der sonst nicht eben regierungstüchtige Adel wetteiferte mit dem Bürgerstande in Betheiligung an den Millionen von Anlehen, welche einander folgten. Das Volk, welches nie österreichisches Papiergeld angenommen hatte, nahm das der neuen Nationalbank. Die natürliche und die künstliche Vertheidigungskraft der Lagune, einige kräftige Ausfälle, die Lenksamkeit, die Opferfähigkeit der Bevölkerung und Beiträge, welche zumal in Mittelitalien von patriotischen Damen gesammelt wurden, verbürgten Venedig noch eine längere Widerstandsfähigkeit.

Manin wandte sich mit dringenden Vorstellungen an die Cabinete von London, Turin und Paris, um während der Unterhandlungen, welche durch Mittelung der Westmächte zwischen Oesterreich und Piemont Frieden stiften sollten, auch für Venedig die Gültigkeit des Waffenstillstandes zu erlangen, zumal jetzt die Oesterreicher ungleich stärkere Streitkräfte gegen Venedig concentriren konnten. Dem damals conservativen Palmerston stellte er vor, daß die durch

den Frieden von Campo-Formio wider alles Recht unterdrückte Souveränetät Venedigs im März 1848 wieder in ihr unveräußerliches Recht eingetreten sei; die Abneigung gegen die österreichische Herrschaft sei so tief eingewurzelt, daß ihre Wiederaufdrängung den europäischen Frieden stets durch neue Ausbrüche gefährden würde. Italien ohne Fabriken sei freihändlerisch, Oesterreich schutzzöllnerisch. Den Piemontesen wurde der Dank für ihre der Nationalsache gebrachten Opfer gesagt und sie um Unterstützung mit Geld und Waffen gebeten. Tommaseo sollte den Franzosen die Schmach vorstellen, welche auf sie fiele, wenn sie, statt den Verrath von Campo-Formio zu sühnen, denselben wiederholen würden. Cavaignac versicherte alles Mögliche thun zu wollen, um die Unterwerfung Venedigs durch Oesterreich zu verhindern, aber Frankreichs militärische und finanzielle Verfassung erlaube ihm nicht jetzt in Italien zu interveniren.

Der englisch-französische Vermittelungsversuch begann in Wien und in Turin seine Fäden anzuspinnen. [5]) Der Grundgedanke der Westmächte war, Venetien, ähnlich wie Ungarn, mit eigener nationaler, constitutioneller Regierung durch Personalunion dem Hause Habsbug und bei Oesterreich zu erhalten. Frankreich hätte gern die Lombardei in dasselbe Verhältniß eingeschlossen, um beide als seine Schützlinge gegen Oesterreich unter seine Garantie zu nehmen, während England die Lombardei an Piemont geben wollte, um dieses auch gegen Frankreich zu stärken. Manin rügte als Grundfehler der Mittelung, daß man nicht die Italiener zu befriedigen, sondern nur einen Frieden zwischen den Häusern Habsburg und Savoyen zu stiften suche. Frankreich brachte es durch Drohungen dahin, daß Oesterreich den 3. Sept. 1848 die Vermittelung der

Westmächte anerkannte, aber nur scheinbar, denn es nahm ihre Basis nicht an.

Manin verlangte, daß auch Venedig, kraft des Rechts einer jeden Bevölkerung, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden, bei den zu eröffnenden Conferenzen vertreten werde. Seine Instructionen für diesen Fall stellen als Hauptzweck auf, daß Italien ein Bundesstaat werde, welcher es zu einer untheilbaren Macht, zu einer politischen Individualität machen würde. Dazu erschien ihm nicht sowol die Gleichartigkeit der Regierungsformen der verschiedenen Theilstaaten, als vielmehr das nöthig, daß sie einander an Umfang nicht ungleich seien. So hätte er denn am liebsten eine lombardo-venetianische Republik erzweckt, in zweiter Linie ein lombardo-venetianisches oder im Nothfalle ein venetianisches Königreich mit den alten Grenzen Venetiens, mit Brescia und Bergamo, unter Leuchtenberg, aber ohne jedes Protectorat. Ein Königreich unter einem Habsburger würde Italien für Oesterreich offen erhalten. Vereinigung Lombardo-Venetiens mit Piemont zu einem subalpinischen Königreiche schien ihm das Gleichgewicht der Bundesstaaten zu stören. Das Project, die österreichische Oberhoheit für Venetien anzuerkennen, Venedig selbst für eine Art von „hanseatischer Freistadt“ zu erklären, wies er ab, weil Italien nur dann einen Bundesstaat bilden könne, wenn die Fremdherrschaft aus allen seinen Theilen entfernt sei, und weil Venedig nicht die Mittel zur Schaffung einer Kriegsmarine hätte, welche für seine Sicherheit unumgänglich nöthig ist. Doch wäre Armuth der Fremdherrschaft vorzuziehen, um Venedig Italien für den nahen neuen Unabhängigkeitskampf zu sichern.

Die Nothwendigkeit einer Marine machte sich in der erneuten Seeblokade Venedigs durch die österreichischen Kriegsschiffe fühlbar, während einige französische als eitle Demonstration im Hafen lagen. Oesterreich machte der

französischen Regierung nicht nur begreiflich, daß es die Bevollmächtigten einer insurgirten Stadt nicht zu den Friedensunterhandlungen zulassen könne, sondern es bestand auch auf seinem Rechte, dieselbe durch Waffen und Hunger seiner Gewalt wieder zu unterwerfen. Manin drang daher darauf, daß die französische Regierung ihm eine runde Erklärung gebe; „denn", schrieb er an Tommaseo, „wenn andere uns betrügen wollen, so wollen doch wir unser Land nicht betrügen". Die Angst vor der Hungersnoth erregte in Venedig im September eine Misstimmung gegen die unthätige venetianische Marine. Allein Manin erklärte den Abgeordneten, wenn man nicht den österreichischen Absichten in die Hände arbeiten wolle, so müsse man sich hüten den Ungeduldigen nachzugeben, welche die Regierung aus der Politik des Zuwartens hinausdrängen wollten, der einzigen, welche gegenwärtig mit Venedig Italien retten könne.

Indem die Abgeordneten den 11. Oct. die bisherige Dictatur erneuerten, wollten sie den drei Dictatoren auch eine Besoldung auswerfen. Manin erklärte aber: „Ich für meinen Theil werde keine Besoldung annehmen, solange das Land in Noth ist; ich werde aus meinen Mitteln leben solange ich kann; vermag ich dies nicht mehr, so werde ich mich an meine Freunde wenden, aber nicht an ein Vaterland, welches selbst betteln gehen muß." Diese seine Enthaltsamkeit war eine Hauptquelle des Vertrauens, welches das Volk zu ihm bei steigender Noth behielt, und ein Beispiel zum geduldigen Ausharren bis aufs Aeußerste.

Nachrichten aus Turin stellten ihm in Aussicht, Karl Albert werde sich an die Spitze der neuangefachten nationalen Revolution stellen und wolle ihn zum Minister des Auswärtigen machen. Manin aber blieb dabei, sein Venedig, die Pforte Italiens, den Waffenplatz seiner Unabhängigkeit, zu vertheidigen. Alle Erörterungen über die Fusion

vertagte er, um den innern Frieden Venedigs zu erhalten, bis auf einen neuen Tessinübergang der Piemontesen. Den 27. Oct. erschien vor Venedig die piemontesische Flotille wieder, weil Radetzky, unter anderm wegen Verzögerung der Räumung Venedigs durch die Piemontesen, auch seinerseits den Waffenstillstand nicht hielt und den darin ausbedungenen Abgang des piemontesischen Artillerieparks aus Peschiera verweigerte.

Derselbe 27. Oct. ließ über Venedig wieder den Lichtglanz hoffnungsreicher Begeisterung und des Sieges aufgehen. Das Schwinden der Hoffnungen auf die Friedensmittelung, die Wuthausbrüche der Lombarden und die neuen frohen Aussichten, welche die Revolution in Wien und die sich erhebende ungarische Revolution eröffneten, ließen jetzt Manin zum Angriff übergehen. Den 27. Oct. wurde nach hartem Kampfe Mestre mit sechs österreichischen Kanonen genommen; glänzende Thaten von Freiwilligen wurden gerühmt, einige hundert Gefangene gemacht. Die Frauen von Venedig weinten vor Freude, als selbst Knaben mit den Zeichen ihrer Tapferkeit in die Lagunenstadt einzogen. Aber der greise Wilhelm Pepe beurkundete durch dieses schöne Fest, daß er bei aller persönlichen Tapferkeit nicht der Feldherr war, um errungene Vortheile hartnäckig zu verfolgen; und die Erhebung der Lombardei, welcher man durch diesen Ausfall den Anstoß geben wollte, erfolgte nicht.

Während Venedig der Siegeslust sich überließ, erhielt Manin nebst neuen französischen Versprechungen, welche aber schon al pari ihres Werthes, also werthlos geachtet wurden, die unumwundene Erklärung Palmerston's, daß unter den englischen Vorschlägen der Friedensbasis für Italien sich keiner finde, welcher verlange, daß Venedig aufhöre der kaiserlichen Krone anzugehören; es wäre daher

klug, wenn die Venetianer sich mit der österreichischen Regierung in eine Uebereinkunft einließen. Manin sandte diese Depesche Palmerston's an den französischen Minister des Auswärtigen, indem er „der Ehrenmann den Ehrenmann" abermals aufforderte, sich ebenso offen zu erklären, wessen sich die venetianische Republik zur französischen zu versehen habe.

In Frankreich war aber durch die nahende Präsidentenwahl alles gelähmt. Cavaignac wollte seinen Nachfolger nicht durch vorgethane Schritte in ein Gleis drängen und binden. Auch er stellte als Aeußerstes ein lombardo-venetianisches Königreich unter einem Erzherzoge und unter kaiserlicher Suzeränetät in Aussicht; dann könnten die Lombardo-Venetianer, Herren über ihre Hülfsmittel, „sich organisiren, um die künftigen Ereignisse zu benutzen". Dies enthielt den Rath für die Venetianer, mit Oesterreich in Unterhandlung zu treten, welches selbst auch viel lieber ihnen als der französischen Fürsprache einige Zugeständnisse gemacht hätte. Allein der staatsmännische Bevollmächtigte Manin's in London, später in Paris, Pasini, erwiderte auf diese Anmuthungen: „Wir werden mit Oesterreich nicht capituliren, um ihm nicht den Schein der Legitimität zu leihen, welcher bisher seiner Usurpation fehlte. Im äußersten Nothfalle werden wir versuchen das Recht für die Zukunft zu retten." Venedig sei überdies im Moment des Abschlusses des Waffenstillstandes factisch unabhängig gewesen und sei es noch. Offenbar glaubten England und Frankreich, und die österreichischen Diplomaten predigten es allerorten, Venedig müsse nächstens fallen.

Die begründetste Hoffnung dazu bot die Finanzlage Venedigs; das Volk litt indeß noch nicht Hungersnoth, da von den piemontesischen und französischen Kriegsschiffen die

Beifuhr der Lebensmittel aus der Romagna offen erhalten wurde.

Den 9. Dec. 1848 theilte der englische Generalconsul Manin ein halbes Dutzend Depeschen Palmerston's mit, welche besonders gegen den Ausfall auf Mestre und gegen den Versuch eine ungarische Legion zu errichten sich ereiferten. Manin hob die Unbilligkeit hervor, daß England, welches die Unabhängigkeit Venedigs preisgebe, von Venedig Beobachtung des doch von Oesterreich selbst nicht anerkannten Waffenstillstands verlange. England sei infolge seiner diametral entgegengesetzten Stellung ein Feind für Venedig und dieses habe sich vor Englands Rathschlägen zu hüten. Venedig warte standhaft die günstigen Chancen ab, welche die Erschütterung Europas ihm bieten könnte, es verlasse sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf die Sympathie aller rechtschaffenen Gemüther in Europa, welche es sich erworben habe, und auf den Schutz Gottes. Eine Sprache würdig des Vertreters eines opfermuthigen Volks, eine Sprache, welche Vertreter mächtigerer Staaten nicht immer zu führen wußten.

Neue Hoffnungen erweckte der neue Präsident der Französischen Republik vom 15. Dec. 1848, Ludwig Napoleon, welcher von der provisorischen Regierung von Venedig als „alter Kämpfer der italienischen Freiheit" an das Versprechen Frankreichs, zur vollständigen Befreiung Italiens mitzuwirken, erinnert wurde. Tommaseo hatte den 25. Dec. eine interessante Unterredung mit ihm, worüber er an Manin folgendermaßen berichtet: „Ich wurde freundlich aufgenommen; der Präsident sprach italienisch mit mir. Ich betonte stark die brennende Nothwendigkeit, den italienischen Boden von den Oesterreichern zu befreien und einen lombardo-venetianischen Staat aufzurichten. Er fragte mich, ob Deutschland wirklich Partei für Oesterreich nehme, indem

er beifügte, er hätte das Gegentheil geglaubt. Er fürchtet, die Angst vor einem allgemeinen Kriege werde uns schaden. Indeß fühlt er, daß es eine Schmach wäre, Venedigs Fall zuzulassen."

„Ein Bonaparte", sagte ich, „ist von der Vorsehung zur Regierung Frankreichs berufen, um drei Dinge auszuführen: die übermäßige Centralisation des Landes zu lösen, um ihm eine wahre Freiheit zu geben; die Achtung vor der geistlichen Gewalt des Papstes durch Reduction seiner zeitlichen Gewalt zu heben; endlich Campo-Formio zu sühnen. Der erste von diesen Punkten gefiel ihm, er stimmte dem zweiten bei, der dritte verletzte ihn nicht, er machte vielmehr ein Zeichen der Zustimmung. Er bemerkte von selbst ganz richtig, daß er in diesen drei Punkten in einem seinem Oheim entgegengesetzten Sinne zu handeln habe. Er spricht wenig, aber höflich; er scheint über die Thatsachen wenig unterrichtet, aber begierig sich zu unterrichten und zu handeln. Er sagt, er sei durch die Schwierigkeiten des Details und zwar ganz besonders durch die Detailmenschen aufgehalten. Er wendet nur ein, um dem Papst die weltliche Gewalt zu entwinden, brauche es einen europäischen Krieg. Ich beschränkte mich darauf, als meinen Privatwunsch zu bemerken, der Papst möchte in eine Stadt des südlichen Frankreich kommen, was auch sein Wunsch zu sein schien." (Der Papst war damals aus Rom entwichen, in Gaeta in den Händen der Reaction.)

„Napoleon", schreibt Tommaseo weiter, „scheint sich um Piemont nicht viel zu kümmern, sondern einem unabhängigen lombardo-venetianischen Staate den Vorzug zu geben. Als man auf die Millionen zu sprechen kam, welche man Oesterreich würde zahlen müssen, damit es abziehe, sagte ich, Italien müsse darauf gefaßt sein, auf die eine oder auf die andere Weise geopfert zu werden; worauf er er-

widerte: Ich hoffe, es wird nicht geopfert werden, und er sprach dies ohne das Theaterpathos gewisser Republikaner, aber mit vieler Festigkeit. Ich richte nicht, ich berichte nur. Kurz, die neue Regierung scheint dem Krieg oder doch einer festen Sprache weniger abgeneigt als die alte, ich sage dies nicht von den Ministern, sondern von ihm persönlich."

Aber schon den 8. Jan. 1849 berichtet Tommaseo: „Ludwig Napoleon sagt mir, daß seine persönlichen Neigungen Italien günstig seien, was im Grunde nur sagen will, daß er nicht glaubt als Präsident viel thun zu können." Und der an Tommaseo's Stelle getretene Pasini schreibt: „Odilon-Barrot, Thiers, welche vor kurzem Guizot seine Verzagtheit und seinen Mangel an edelmüthiger Gesinnung vorwarfen, sie wollen jetzt, zur Macht gelangt, Frieden um jeden Preis! Doch in diesem Lande kann sich alles in jeder Stunde ändern." Der einzige Nutzen für Venedig war, daß Oesterreich weder die Belagerungsarbeiten auf der Landseite noch die Seeblokade aufs Aeußerste zu treiben wagte, während auch Manin sich aus Rücksicht auf die Westmächte wieder auf die Defensive beschränkte.

Eben um diese Zeit schrieb Manin die Wahl einer neuen permanenten Abgeordnetenversammlung aus. Er wandte sich dabei namentlich auch an die Curatgeistlichkeit, welche trotz des Abfalls des Papstes von der Nationalsache derselben getreu blieb, wie schon das alte Venedig gut katholisch, aber nicht päpstlich war. Einige aus dem Kirchenstaat gekommene Ordensgeistliche, zumal der bekannte Volksredner Pater Gavazzi, waren indeß in Gefahr von dem meist aus Flüchtlingen bestehenden Volksverein zur Predigt des Communismus misbraucht zu werden. Manin deckte mit seiner Persönlichkeit das Verbot, welches das Wachsamkeitscomité dagegen aussprach. Er befürchtete, die gehei-

men Anhänger Oesterreichs in Venedig möchten auch diesen Radicalismus bei den Handwerkerklassen anschüren, um die besitzenden Klassen für die Capitulation mürbe zu machen. In den Wahlversammlungen der Gondoliere sprach einer derselben davon, daß man jetzt zu dem ursprünglichen, einfachen, demokratischen Venedig zurückgekehrt sei, welches dem aristokratischen voranging. „Wir verlangen", sagt er, „Gleichheit der Rechte und der Pflichten; mögen aber die Reichen reich bleiben, um uns Arbeit und die Mittel zum ehrlichen Leben zu geben." Als dieser zum Abgeordneten gewählt wurde, lösten sich die andern Gondoliere in Führung seiner Gondel ab, da die Abgeordneten nach Manin's Beispiel ihre Zeit unentgeltlich opferten.

Der Jahrestag seiner Gefangensetzung, der 18. Jan. 1849, und die Wahl gaben Veranlassung zu patriotischen Festfeiern, deren Ziel Manin war. „Diese Gefangensetzung", sagte er zum Volke, „hat jenen Wetteifer der Opferfreudigkeit eingeweiht, welcher euch zu einem Mustervolk nicht blos in Italien, sondern in Europa macht." Acht von elf Bezirken wählten Manin; der Marcusplatz war den 25. Jan. 1849 herrlich beleuchtet; Manin gab das Zeichen zu den alten Rufen auf Italien und auf St.-Marcus; der auf die Republik unterblieb wie der auf Pius IX., obgleich der Kirchenstaat und Toscana Anstalten trafen sich für Republiken zu erklären. Denn nur das constitutionelle Piemont gab außer Versprechungen an das allein noch gegen Oesterreich unter Waffen stehende Venedig klingende Unterstützung.

Unerschöpflich erschien die Opferwilligkeit, besonders auch des niedern Volks von Venedig; der Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" führt rührende Beispiele derselben an. Als das von den 15 reichsten Familien garantirte patriotische und das von der Gemeinde Venedig garantirte

Papiergeld wegen der Baarzahlungen, welche für das eingeführte Getreide nöthig waren, im Werthe fiel und Gegenstand des Handels wurde, bot die Regierung fünf Procent Agio für Silber; darauf wurde eine halbe Million Zwanziger, größtentheils ohne Aufgeld, gebracht. Als man der Frau eines Tagelöhners, welche ihrer Entbindung nahe war, jenes Aufgeld anbot, sagte sie befremdet: „Wie das? wenn man doch dem Vaterlande gibt!“ — „So gewinnt man“, sagte Manin, „kraft der Opfer, welche man bringt, sein Vaterland noch lieber.“ — Er konnte der Versammlung erklären, daß in diesem Jahre der Unabhängigkeit die Verbrechen gegen das Eigenthum abgenommen hatten. „Venedig“, schrieb er, „ist wahrhaft groß, das Unglück steigert seinen Adel und seinen Glanz.“

Die radicale Partei in der Abgeordnetenversammlung beabsichtigte, dieser das Recht der Discussion der Maßregeln der „vollziehenden Gewalt“ in weiter Ausdehnung vorzubehalten; Tommaseo dagegen formulirte den Antrag Minotto's näher, wonach die Triumvirn für alles, was die Vertheidigung Venedigs betreffe, volle Gewalt haben sollten. Manin sprach: „In jedem Lande gesteht man in außerordentlichen Zeiten der Regierung außerordentliche Vollmachten zu. Sind wir in einer außerordentlichen Lage? Seit einem halben Jahre haben wir selten von allen unsern Vollmachten vollen Gebrauch gemacht; aber das Bewußtsein, daß wir sie besaßen, gab uns Stärke. Ich bitte die Versammlung, den Antrag Minotto's anzunehmen; widrigenfalls, wenn man jeden Augenblick die Regierung interpelliren und erörtern wollte, ob das Gethane auch innerhalb der Grenzen der unbestimmten Formel, «der vollziehenden Gewalt» sei, so würde unsere Stellung unerträglich. Wir müssen viel und rasch handeln; wir dürfen also nicht genöthigt werden, viel an Formen und Schranken zu

denken. Sie sehen wol die öffentliche Ruhe; aber Sie sehen nicht alle Sorgen, Mühen und Gefahren, welche — nicht eine, sondern hundert — sich in jeder Stunde erheben. Jeden Tag steigt uns die Gefahr bis an die Kehle. Deshalb sage ich Ihnen als Freunden, als Brüdern, frei und offen, es ist unmöglich für mich, diese Functionen ohne ausgedehnte Vollmachten zu übernehmen. Wenn die Erfahrung eines halben Jahres unbeschränkter Gewalt, während dessen niemand sagen konnte, man habe diese Gewalt misbraucht, wenn eine solche Erfahrung die Versammlung bestimmen kann, mir nicht die Dictatur, aber mir doch eine ausgedehnte Gewalt zu ertheilen, so glaube ich nicht, daß dies hieße: zu weitgehendes Vertrauen verlangen." Die Versammlung entsprach dieser seiner Forderung.

Auch der Frage gegenüber, ob Venedig die nach Rom einberufene constituirende Versammlung, an welcher vorerst der Kirchenstaat und Toscana sich betheiligen sollten, zu beschicken habe, schien ihm die Lage Venedigs eine ausnahmsweise. Im Princip war er längst von der höchsten Souveränetät einer allgemein italienischen, in Rom tagenden constituirenden Versammlung überzeugt, allein die Opportunität jenes Planes erschien ihm um so zweifelhafter, als er selbst an der Möglichkeit einer Beschickung durch Piemont zweifelte. Manin fürchtete, daß in dieser Constituirenden mit unbeschränkter Vollmacht der Abgeordneten (z. B. über Monarchie, Republik) die Parteiprincipien schroff aufeinander stoßen müßten, während es noth thue, daß man dem gemeinsamen Vaterlande zu Liebe allseitig etwas aufopfere. Wegen dieser Bedenken war die radicale Partei, welche für die unbeschränkte Constituirende schwärmte, Manin feindlich.

Erneuerte Erörterungen über die vollziehende Gewalt regten bei dem Volke den Verdacht auf, man wolle seinen

Manin aus der obersten Gewalt verdrängen. Schon am Morgen des 5. März hatte Manin zweimal Volkshaufen aufgelöst, indem er ihnen vorstellte, man würde sonst sagen, er habe sie angestiftet; er gab ihnen zu bedenken, daß seine Ehre in ihren Händen liege. Allein bald darauf drohten neue Volkshaufen den Dogenpalast zu stürmen, in welchem die Abgeordneten versammelt waren. Manin mit seinem Sohne an der Spitze von Bürgerwehrmännern, das Schwert in der Faust, drang bis an den Eingang am Fuß der Riesentreppe vor und erklärte den Tumultuanten mit gewaltiger Stimme, sie würden nur über seinen und über seines Sohnes Leichnam in die Versammlung dringen. Darauf zogen sich die Haufen zurück.

Am Abend erließ er folgende Ansprache: „Brüder, ihr habt mir heute einen großen Schmerz verursacht. Ihr habt, um mir euere Zuneigung zu bezeigen, Tumult erhoben, während ihr doch wißt, daß ich Tumulte verabscheue. Die Versammlung euerer Abgeordneten entrüstete sich mit gutem Rechte über den Anschein, als wolltet ihr der Freiheit ihrer Entscheidungen Gewalt anthun. Wer euch zu Ruhestörungen aufreizt, will den guten Namen beflecken, welchen ihr euch erworben habt, und durch euere Uneinigkeit dem Oesterreicher zur Rückkehr helfen. Und da ihr denn sagt, ihr liebet mich, so beschwöre ich euch, zeigt es mir mit Thaten; nehmt meine Ehre, nehmt die euerige, nehmt die Ehre unsers geliebten Vaterlandes zu Herzen. Also bleibt morgen zu Hause; vertraut auf die Versammlung und auf die Regierung, die euer wahres Wohl höher achten als ihr Leben. Ich bitte euch inständig darum, mit dem Vertrauen, daß ihr euch nicht taub gegen meine Stimme erweisen werdet."

Dieses Wort wirkte. Die Versammlung aber nahm — Anstands halber erst am zweiten Tage darauf — einen

Antrag beinahe einstimmig an, welcher Manin mit dem Titel des Präsidenten zum Haupt der vollziehenden Gewalt ernannte, während die constituirende und gesetzgebende Gewalt der Versammlung verblieb. Dem Präsidenten wurden die Vollmachten zur innern wie äußern Vertheidigung des Landes übertragen, einschließlich des Rechts die Versammlung zu vertagen. In dringenden Fällen sollte der Präsident auch gesetzgeberische Verfügungen treffen können, unter der Bedingung, sie hernach durch die Versammlung bestätigen zu lassen.

Die Einheit der Gewalt war um so nöthiger, als infolge der Aufkündigung des Waffenstillstandes von seiten Piemonts, den 12. März 1849, auch Venedig sich zu neuen Angriffen rüstete, obgleich Oesterreich jetzt sich bereit bezeigte, auf Venedig die Waffenruhe auszudehnen. Die Mittelung der Westmächte hatte sich für Piemont und für Venedig als aussichtslos, als inhaltslos enthüllt. Zu gleicher Zeit wich das österreichische Heer vor dem der ungarischen Revolution zurück. Allein Oesterreich zog dennoch keine Truppen aus Italien und die venetianischen Streitkräfte, deren Hauptquartier nach Chioggia verlegt war, um sich mit denen der römischen Republik zu vereinigen, erhielten von dieser nur heiße Wünsche. Welche Stimmung im Grunde des Jubels herrschte, verrieth der Ruf der Kämpfenden: Es lebe der Tod!

Nachdem Venedig bei der Jahresfeier seiner Befreiung, 22. März, und auf die Kunde von piemontesischen Siegen, von der Erhebung der Lombardei in seinem dreitägigen Freudentaumel von Manin zur Mäßigung hatte ermahnt werden müssen, langte am 28. März die Nachricht von der Niederlage bei Novara (23. März) und von der Abdankung Karl Albert's an. Das Volk strömte todtenblaß auf dem Marcusplatz zusammen und rief, wie

ein Kind in Todesangst seinen Vater, den Namen Manin's. Er erschien und versprach tieferschüttert Mittheilung der officiellen Nachrichten, sobald er sie erhalten hätte. Nach schweren dreimal 24 Stunden ließ er die Bestätigung des Nationalunglücks öffentlich anschlagen. Schon zuvor hatte Manin von Haynau, welcher jetzt die Belagerung leitete, die Nachricht und die Aufforderung zur Uebergabe erhalten, um die „ebenso schrecklichen als unvermeidlichen Folgen eines fortgesetzten Widerstandes" von der Stadt abzuwenden. Radetzky konnte jetzt Zehntausende gegen Venedig zusammenziehen; die russische Intervention in Ungarn war bereits wahrscheinlich. Nur lokale Erhebungen in Italien boten einen trüben Hoffnungsschimmer.

Den 2. April 1849 entspann sich in jenem welthistorischen Saale des Dogenpalastes ein seltsames Zwiegespräch zwischen Manin und der Versammlung. Manin mit feierlichem Tone eröffnete sie durch die Mittheilung: „Der Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Piemont ist unterzeichnet, Genua hat sich erhoben, auch Casale widersteht, auch von andern Städten hofft man es. Was seid ihr gesonnen zu thun?" — „Wir erwarten, daß die Regierung die Initiative ergreife." — „Wollt ihr Widerstand leisten?" — „Ja." — „Um jeden Preis?" — „Ja, um jeden Preis", erwiderte die Versammlung. — „Wollt ihr mir", sprach Manin weiter, „unbeschränkte Gewalt geben, um den Widerstand zu leiten? die Gewalt, auch diejenigen zurückzuweisen, welche es wagen sollten den Widerstand zu verhindern?" — „Ja, wir wollen es!" war die einstimmige Antwort. Und dieses wurde im Namen Gottes und des Volkes einstimmig zum Beschluß erhoben; die Arme erhoben sich zum Schwur, sie streckten sich nach einem Händedruck Manin's aus. Der Beschluß: „Venedig wird den Oesterreichern um jeden Preis widerstehen, Manin

ist hierzu als Präsident mit unbeschränkten Vollmachten ernannt“, wurde an Haynau als einzige Antwort auf seine Aufforderung zur Uebergabe vom 27. März überschickt. Die 76 Dogen, deren Bilder auf die Versammlung niederschauten, die Consuln Roms hatten nie einen kühnern, einmüthigern Beschluß des Senats vernommen. Das Volk stimmte dem Beschlusse laut zu. Eine riesige rothe Fahne, welche auf der Spitze des Campanile auf dem Marcusplatze aufgepflanzt wurde, dem feindlichen Landesheere und seiner Kriegsmarine sichtbar, verkündete den Entschluß Venedigs, in seinem Blute unterzugehen.

Aber ebenso sehr galt es sein Gut, seine edeln Metalle zu opfern. Von niemand, von keinem noch so alten Adel wurde die Bereitwilligkeit der Israeliten übertroffen, welchen die Republik Venedig, unbeugsam gegen die Forderungen Roms, im Mittelalter ein Asyl geboten hatte. D'Israeli erzählt, daß seine israelitischen Voraltern, vor der spanischen Inquisition flüchtig „wie die Taube Noah's“, erst in Venedig Raum fanden ihren Fuß aufzusetzen und während zweier Jahrhunderte unter dem Schutze des heiligen Marcus lebten, bis auch England der Religionsfreiheit huldigte. Die israelitische Bevölkerung Venedigs hatte also in Venedig ein Vaterland zu vertheidigen und war stolz darauf, daß die Führerschaft einem aus ihrem Stamme anvertraut war.

Die Lage, besonders der Geldverhältnisse, hatte Manin in einem Briefe vom 24. März 1849 dem piemontesischen Ministerium auseinandergesetzt: „Die Rechenschaftsberichte, welche wir jeden Monat mit scrupulöser Genauigkeit in unserer officiellen Zeitung veröffentlichen, sagen ganz Italien, um welchen Preis ungeheuerer Opfer Venedig bisher seine Unabhängigkeit erhalten konnte. Jede Opferleistung, wozu Entsagung und Begeisterung inspiriren können, alles

was die Finanzkunst an die Hand zu geben vermag, um die Last zu erleichtern und die Krise zu verzögern, ist ins Werk gesetzt worden. Nunmehr sind wir aber mit unsern Hülfsmitteln am Ende, das erschöpfte, verarmte Volk könnte dem Aufruf seiner Regierung nicht weiter entsprechen. Unsere reichsten Mitbürger haben ihr Eigenthum auf dem Festlande. Eure Excellenzen, welche die von den Oesterreichern daselbst ausgeübten Erpressungen kennen, werden beurtheilen, ob es möglich ist ein neues Zwangsanlehen oder neue Lasten zu beschließen, nachdem man binnen weniger Monate 27 Millionen außerordentlicher Auflagen allein auf die Stadt Venedig geschlagen hat." Den 14. Mai schreibt Manin an seinen vertrauten Pasini: „Unsere größte Noth sind die Finanzen, denn das Land ist blutleer (saigne à blanc), aber immer ruhig. Unser Papiergeld verliert 33 Procent, weshalb der Gedanke einer neuen Ausgabe mich erschreckt. Da wenigstens im Augenblick die Zukunft uns keinen Hoffnungsschein zu bieten scheint, machen mich die neuen ökonomischen Maßregeln, welche zur Ermöglichung eines fortgesetzten Widerstandes unvermeidlich sind, in der Seele betrübt und ich fühle nicht die Kraft in mir sie aufzulegen." Und doch wurde nunmehr eine neue Reihe von schweren Opfern eröffnet, obgleich allerdings ein Theil der besitzenden Klassen sich nur nach Ruhe sehnte.

Sehr schlimm war die Nothwendigkeit, worin Piemont sich jetzt befand, seine Flotte definitiv aus der Adria zurückzuziehen. Manin rief daher von neuem die Hülfe der Westmächte im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, der Legitimität und der Freiheit an. „Venedig", schreibt er, „als eine Schöpfung des menschlichen Willens und der Ausdauer aus seinen Lagunen hervorgegangen, als eine mächtige Protestation gegen die fremde Vergewaltigung (schon gegen Attila), schuf eine diesem Ursprung entsprechende

Geschichte." Er darf sich darauf berufen, daß die Geschichte der Revolutionen wenige Beispiele biete wie das Venedigs: „keine Factionen, keine Tumulte, keine Ostentation, kein Haß; durch die neue Freiheit wird die alte Pietät nicht ausgelöscht." Er schließt: „Venedig bittet um nichts anderes, als daß fürder das Joch des wiener Hofs nicht auf ihm laste, es verlangt nicht, daß man ihm das durch den Frieden von Campo-Formio (widerrechtlich) Entrissene zurückgebe, sondern nur seinen Namen und was zu seiner politischen Existenz strict nöthig ist. Venedig stellt sich unter den vereinigten Schutz Frankreichs und Englands, indem es ihnen die Wahl der Mittel anheimstellt. Die Diplomatie hat bei diesen Unterhandlungen schönes Spiel, da unsere Befreiung nicht eine Revolution, sondern nur die Wiederaufnahme unserer geschichtlichen Rechte wäre. Gewiß, das befreite Venedig würde keine Gefahr bringen, ein österreichisches Venedig wäre eine Schmach für die Gegenwart und eine Verlegenheit für die Zukunft."

Wenn Manin über den geschichtlichen, über den patriotischen Verhältnissen, über der tiefen Volksstimmung für die äußere, reale Sachlage blind war — wie gegenwärtig die Magyaren, so erschöpfte er doch alle Möglichkeiten der Rettung. Daß diese nicht von den Westmächten kommen werde, war klar.

Frankreich befahl dem Commandanten seiner Flottenstation, alles zur Unterstützung Venedigs zu thun, was sich thun lasse, ohne einen Kanonenschuß abzufeuern. Die ganze Politik Englands charakterisirte Pasini in den Worten: „Die englische Diplomatie hält fest darauf Frieden zu machen, das Wie? — ist ihr so ziemlich indifferent." — Nur hatte England keine Versprechungen gegeben, während Pasini die Verantwortung für den Fall Venedigs zum voraus Frankreich aufbürden zu dürfen glaubte. Manin ließ

sich endlich dazu herbei, die französische Unterhandlungsbasis eines lombardo-venetianischen Königreichs unter einem Habsburger anzunehmen. Er hoffte dadurch das Los seiner festländischen Brüder zu mildern und durch die Bedingung, daß Venedig nur durch italienische Truppen besetzt werden dürfe, diese Lagunenfestung als Stütze für eine neue Erhebung Italiens zu erhalten. Aber Frankreich gab auch diesem Plane keinen Nachdruck. Manin benutzte von jetzt an die Beziehungen zu den Westmächten nur als Demonstration gegen Oesterreich, um schließlich von diesem erträglichere Bedingungen durch die Furcht vor einer fremden Mittelung zu erpressen.

Um so mehr beeilte sich Oesterreich durch Land- und Seekrieg die Unterwerfung Venedigs zu erzwingen, indem es das Leben von Tausenden seiner braven Soldaten opferte. Den 19. April 1849 erschien die an Dampfkraft und Kanonenzahl (260 gegen 178), offenbar auch an Energie der Führer oder der Mannschaft der venetianischen überlegene österreichische Marine vor Malamocco, die factische Seeblokade begann. Aber gerade die Absperrung ließ in Venedig die phantastischsten Gerüchte von fremder Hülfe ausbrüten; man hörte den nahenden Kanonendonner der Ungarn über den Wasserspiegel her, die nordamerikanischen Freistaaten schickten der ehrwürdigen Schwesterrepublik eine Hülfsflotte.

Damit ließ sich aber das Ohr nicht gegen die Thatsache verstopfen, daß der Donner der österreichischen Geschütze immer näher rückte. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Belagerungskampf zu schildern. Eine dreifache Vertheidigungslinie zog sich um den Rand der Lagune und auf ihren Inseln, welche mit 550 Feuerschlünden bewaffnet waren. Tommaseo durfte in seinem Appell an Europa sagen: „Wir haben blos mit unsern Hülfsmitteln 60 Forts

und Schanzen auf einer Linie von 15 deutschen Meilen in Vertheidigungsstand gesetzt; diese so lange der Waffen entwöhnte Stadt hat mehr Soldaten ausgehoben als die kriegerischsten Provinzen."

Die österreichischen Belagerungsarbeiten richteten sich hauptsächlich gegen die am Rande der Lagune, anderthalb Stunden von Venedig, unweit des Brückenkopfes der Eisenbahnbrücke, am Anfang der Straße nach Padua gelegene Hauptcitadelle von Malghera. Am 4. Mai mittags wurde unter den Augen Radetzky's das Feuer der Batterien darauf eröffnet, ihm aber auch kräftig erwidert. Den folgenden Morgen schickte Radetzky eine Aufforderung zu unbedingter Unterwerfung, mit Zusicherung der Auswanderung für die etwa 600 Compromittirten, der Amnestie für die niedern Militärs. Nach Anhörung der Willensmeinung der angesehensten Venetianer sandte Manin abermals den Beschluß der Abgeordnetenversammlung vom 2. April als Antwort an ihn zurück, bezeigte sich jedoch trotz der angerufenen Vermittelung der Westmächte zu unmittelbaren Unterhandlungen (die beabsichtigten Bedingungen kennen wir schon) mit dem österreichischen Ministerium geneigt. Der Feldmarschall erwiderte, der Kaiser dulde die Dazwischenkunft fremder Mächte zwischen ihm und seinen rebellischen Unterthanen nicht mehr; die rebellische Regierung könne also damit die armen Bewohner nur irre leiten. Er erklärt jede Correspondenz für abgebrochen, und sein Bedauern, daß Venedig das Schicksal des Kriegs treffen müsse. Und Radetzky hatte die Wahrheit berichtet; Manin erhielt deshalb von den Westmächten nur Rathschläge auf Unterwerfung zu unterhandeln. Ein am 4. Juni mit dem Bevollmächtigten Kossuth's abgeschlossener Vertrag versprach Geld- und Waffenhülfe, aber sie wurde nicht geleistet, Kossuth sprach auch die

Hoffnung aus, bald vor Wien zu erscheinen. Die Verhandlungen gingen durch die Hand Teleki's.

Graf Thurn, welcher jetzt den nach Ungarn abberufenen Haynau ersetzte, machte die äußersten Anstrengungen, die Belagerungsarbeiten und die strengste Blokade durchzuführen. Schon längst war jeder, welcher versuchte Lebensmittel nach Venedig zu bringen, kriegsrechtlich erschossen worden. Um verabredete Einfuhren zu ermöglichen, mußten zur See oder zu Lande Ausfälle gemacht werden. Der Getreidepreis hielt sich noch einige Zeit mäßig, weil die sogleich im April 1848, hälftig selbst aus Triest unter englischer Flagge beigeführten 100000 Hektoliter Getreide immer noch in Reserve gehalten wurden.

Mit Tagesanbruch des 24. Mai 1849 eröffneten die Oesterreicher nunmehr mit 150 schweren Geschützen aus einer Entfernung von blos 500 Meter ein verheerendes Feuer auf Malghera. Nach zweimal 24 Stunden war dieses in allen Theilen von Gruben und Löchern durchwühlt, welche durch explodirende Bomben eingewühlt waren; es glich einem durch tiefe Blatternnarben zerstörten Gesichte. Fünfhundert Mann waren todt oder verstümmelt; auch die Söhne der ersten venetianischen Familien harrten todesmuthig bei ihren Geschützen aus. Ulloa wollte nur auf den Befehl der Regierung den gewesenen Platz mit seinen demontirten und vernagelten Geschützen räumen; die Räumung wurde mit der feierlichsten Stille vor der Morgenröthe des 27. Mai vollzogen.

Nach dieser äußern, künstlichen, sollte jetzt die natürliche Vertheidigungsstärke Venedigs ausgenutzt werden. Die Eisenbahnbrücke über die Lagune zählte auf eine Länge von 3600 Meter 222 Bogen, davon wurden 13 zerstört.

Manin folgte dem Grundsatze Balbo's: auch ein unglücklicher, wenn nur tapfer durchgekämpfter Versuch eines

Volks, seine Unabhängigkeit zu erringen, bringt ihm Heil und Hoffnung für einen neuen Versuch. Auch würde die Einleitung der Uebergabe einen Aufstand der Truppen und der arbeitenden Klasse zur Folge gehabt haben. Die Abgeordnetenversammlung erneuerte den 31. Mai einstimmig den Beschluß des 2. April, mit dem Zusatze: „Präsident Manin bleibt bevollmächtigt, unter Vorbehalt der Ratification durch die Versammlung, die begonnenen Unterhandlungen fortzusetzen.“ Obgleich durch letzteres die mit Oesterreich angesponnenen unmittelbaren Unterhandlungen halb verhüllt wurden, traf Manin alle Anstalten zum ausdauerndsten Widerstande. Er löste den radicalen Club auf, der Brotpreis wurde festgestellt, sonst aber der gewöhnliche Gang durch keinerlei Belagerungsstand gestört. Das Ministerium des Kriegs und der Marine wurde mit dem Commando in die Hände des zum General ernannten Ulloa und anderer jüngerer Männer gelegt.

So stieg das zur Hälfte seines Nennwerths gesunkene Papiergeld wieder; als Bomben in das westlichste Quartier der Stadt fielen, räumten die armen Leute ihre Wohnungen unter dem Rufe: „Lieber Bomben als Kroaten!“ Als infolge einer Explosion und der geringen Qualität des Brotes Menschenhaufen unter den Fenstern der Regierung gegen Verräther schrien, trat Manin ihnen schroff mit den Worten entgegen: „Venetianer, glaubt ihr, dieses Benehmen sei euerer würdig? aber ihr seid nicht das Volk von Venedig, ihr seid nur eine Hand voll Meuterer! Nie werde ich meine Handlungen den Launen einer meuterischen Rotte unterwerfen; ich werde mich nur nach der Abstimmung der gesetzlich versammelten Stellvertreter des Volks richten. Jetzt geht hinweg; geht alle hinweg!“ — und unter dem Rufe: „Es lebe Manin!“ verliefen sich im Augenblick die Haufen.

Ist es nicht, als ob das Wort: Venetianer! oder Römer! Florentiner! eine Gewalt in sich schlösse, wie kein Städtenamen diesseit der Alpen, wie nur höchst selten der Name einer ahnenreichen Adelsfamilie auf ihre Glieder wirkt? Nicht einen Freibrief von zerstörenden Opfern und Lasten, sondern das noblesse oblige sah selbst der gemeine Haufen des venetianischen Volks in seinem edeln Namen. Das Geheimniß Manin's war, daß er diesen Nerv des Volkscharakters kannte und ihn zu fassen wußte.

Während die bei der steigenden Hitze vom Fieber decimirten Oesterreicher durch Ueberfälle von den verschiedensten Seiten und durch wochenlange, kaum einige Stunden aussetzende Beschießung den Widerstand zu brechen suchten, spann sich eine Unterhandlung fort, welche das österreichische Ministerium unter dem ersten Eindruck des Falls von Malghera und von San-Giuliano wie gelegentlich angeboten hatte. Der englische Generalconsul hatte erklärt, da gar kein Erfolg und Zweck des Widerstandes abzusehen sei, seit Oesterreich die Vermittelung der Westmächte sich verbeten hatte, so könne eine Fortsetzung desselben nur als Marotte Manin's betrachtet werden und alle Verantwortung für die Greuel einer Erstürmung falle auf ihn. Dies mag Manin bewogen haben, die geheime Ernennung einer blos berathenden diplomatischen Commission zuzugestehen; lieber als die Aufrichtung einiger von den Abgeordneten beschlossenen Commissionen, „als eine Commissionenregierung", hätte er die ausschließliche Militärregierung gesehen.

Der Handelsminister Bruck theilte den 31. Mai von Mestre aus an Manin mit, daß er bis zum andern Morgen 8 Uhr daselbst verweile; er wolle durch diese Mittheilung alle Mittel der Mäßigung erschöpfen. Manin machte den zu geheimer Sitzung einberufenen Abgeordneten Mittheilung davon; obgleich er sehe, daß dieses Aner-

bieten nur dann Aussicht auf Erfolg habe, wenn man sich bedingungslos unterwerfe, so dürfe man durch Ablehnung die Sympathien der freien Völker doch nicht von sich stoßen. Manin ließ sich also Vollmacht geben zwei Unterhändler an Bruck zu schicken. Der wirklich ritterliche Thurn, welcher der Unterredung anwohnte, rühmte die schöne Vertheidigung Malgheras. Die Venetianer verlangten die Unabhängigkeit ihrer Stadt mit einem Landgebiet, welches ihre ökonomische Existenz ermöglichen würde. Bruck ließ aber nur die Wahl: Venedig wird dem constitutionellen Königreich Lombardo-Venetien annexirt, oder Venedig wird die Hauptstadt eines Königreichs Venetien, oder Venedig wird eine besondere kaiserliche Stadt wie Triest. Die beiden Venetianer erklärten, sie hätten für diese Basis keine Instruction, und ersuchten von Venedig aus Bruck schriftlich um nähere Ausführung. Bruck erklärte in seiner Antwort, er habe keine Bedingungen gestellt, sondern nur Ideen ausgesprochen. Die Venetianer sollten ihre Nationalinteressen auf dem großen österreichischen Reichsparlament vertreten und die Grundgesetze desselben auf einem italienischen Landtage nach ihren Bedürfnissen ausführen; dem Genius der italienischen Nationalität sollte namentlich in allem, was die Unabhängigkeit und Suprematie der römischen Kirche betreffe, genügt werden. Man fürchtete in Venedig, daß der Statthaltereirath wieder alle Bedeutung der Landstände verschlingen, „die Gleichberechtigung der Nationalitäten“ wieder ein weites Thor sein würde, um Fremde aller Zungen als Beamte nach Italien zu schicken; der polyglotte Gesammtstaat erschien als ein Babylon. Bodenloses Mistrauen in alle und in jedes Versprechen und Gelöbniß Oesterreichs erfüllte die Italiener in Venedig wie anderwärts. Sie hielten kein Zugeständniß Oesterreichs für irgend gesichert, wenn es nicht durch fremde Mächte

garantirt war, eine solche Garantie wollte und konnte aber der Kaiser keinenfalls dulden.

So lautete denn auch die venetianische Antwort vom 9. Juni: „Im Jahre 1815 haben wir große Versprechungen erhalten; Ew. Excellenz erkennt loyal an, daß sie uns nicht gehalten wurden. Heute bietet man uns nicht einmal dieselben Versprechungen, sondern einfache Hoffnungen, vorerst Militäroccupation von unbestimmter Dauer (Belagerungsstand «bis zur Sicherung der Ruhe Europas!»)! Der Kaiser versprach den 16. Sept. 1848 die Errichtung eines besondern, tributpflichtigen lombardovenetianischen Königreichs mit eigener politischer Existenz. Wenn man uns diese Basis der Unterhandlung gibt, zumal wenn dieser Plan durch die weise Idee modificirt würde, Venedig zur Hauptstadt Venetiens zu machen, so sind wir gewiß, daß wir weite Vollmachten zur Beilegung des Kriegs erhalten werden."

Dieser Gedanke eines besondern venetianischen Königreichs stimmte ganz mit den Planen der französischen Diplomatie; es ist auch sehr die Frage, ob das wiener Ministerium, welches seit dem September 1848 mit Riesenschritten dem Einheitsstaate zugeeilt war, das Nothwendige und Mögliche, das Dauerhafte an seinen Absichten nicht gerade durch Aufrichtung recht vieler, also kleinerer, eines starken Mittelpunktes bedürftiger Kronländer und Vicekönigreiche erreichen konnte? Auch Ungarn war durch die Lostrennung der Slawen (der Kroaten, der Serben) von Pesth damals reif dafür.

Bruck aber berief sich dagegen auf den constitutionellen Einheitsstaat des Patents vom 4. März 1849; bei den Grundsätzen dieses blieb er fest, sämmtliche Ministerien sollten allen Provinzen gemeinsam bleiben, auch an der beschlossenen Verfassung der italienischen sollte nichts geändert

werden. So wurden denn am 22. Juni die Verhandlungen abgebrochen. Dennoch schrieb Bruck nochmals an die venetianische Regierung, indem er die Versprechungen Radetzky's erneuerte, und von Venedig statt der Kriegssteuern die Einlösung des herabzusetzenden revolutionären Papiergeldes, sonst bedingungslose Unterwerfung verlangte.

Dies trug Manin den 30. Juni der Versammlung vor, indem er sagte: „Endlich haben wir Documente in Händen, welche beweisen, daß Oesterreich, man mag sagen was man will, sich nicht verändert hat.“ Die Versammlung faßte mit 105 Stimmen von 118 den Beschluß: „In Betracht, daß die Anerbietungen Oesterreichs weder die Rechte der Nation sichern, noch die Würde derselben achten, indem sie sich auf bloße Versprechungen beschränken, welche jeder Garantie entbehren und nur nach der Willkür Oesterreichs zu realisiren sind; in Betracht, daß die Venedig insbesondere betreffenden Anerbietungen eine entehrende Capitulation sind, nachdem man die Erklärung der Regierung vernommen, daß die Protokolle der Unterhandlungen der Oeffentlichkeit übergeben werden, damit Europa zwischen Oesterreich und Venedig richte, geht die Versammlung zur Tagesordnung über.“ So oft das österreichische Feuer einige Stunden eingestellt wurde, fürchteten Tausende, Venedig möchte durch neue Unterhandlungen dem Feinde geöffnet werden. Manin glaubte den Moment noch nicht gekommen, wo durch eine blos militärische Capitulation nur den Personen das Leben, den Familien die Rettung eines Theils ihres Vermögens verbürgt würde; er wollte einen politischen Vertrag, wodurch die politische Zukunft der Stadt erträglich würde.

Je näher die eigentliche Noth an die 160000 Bewohner Venedigs und der Lagune herandrängte, um so mehr Thätigkeit wurde entwickelt; vier neue Specialcommissionen

wurden errichtet, für alle Bedürfnisse Einfuhrprämien geboten, alle Familien mußten angeben, was sie an Speise über den Wochenvorrath, an Getränken und an Holz über den monatlichen Bedarf besaßen. Gyulai, Commandant von Triest, war so human, das für die Tausende von Fieberkranken nöthige Chinin frei nach Venedig gehen zu lassen. Manin selbst konnte seine sinkenden Kräfte nur hier und da mit geschenktem Weine heben. Auch das gute Pulver ging auf die Neige, zumal infolge von Explosionen; bei einer derselben waren zwölf Mann am ganzen Körper fürchterlich verbrannt worden. Einer derselben erwähnte in seinen Höllenqualen, Manin habe ihn zum Eintritt in den Kriegsdienst bewogen, und endete mit einem Hoch auf Manin, worin die andern einstimmten. Der Amerikaner Flagg schreibt: „Dieses Volk ist bereit für seine Unabhängigkeit alles zu ertragen, alles mit Ausnahme der Anarchie." Die zum Besuche der Hospitäler ernannte Commission hörte darum nicht ein Wort der Beschwerde.

Das Einrücken der Oesterreicher in die Romagna, in die Marken, die Kornkammern Venedigs, die Besetzung Toscanas ließen Manin im Mai für einen Augenblick einige Hoffnung, daß die Franzosen durch Aufpflanzung ihrer Fahne in Venedig interveniren würden. Aber gerade durch die Schlappe, welche ihre Truppen den 30. April vor Rom erlitten, wurden sie viel mehr zu Nebenbuhlern, zu Concurrenten der Oesterreicher, als zu ihren Feinden gemacht, bis Rom am 30. Juni in ihre Gewalt fiel. Bekannt ist, daß nach dem Fall dieses letzten Bollwerks italienischer Unabhängigkeit auf dem Festlande Garibaldi sich nach Venedig durchzuschlagen suchte, aber, schon in der Nähe der Lagunen angelangt, durch die österreichischen Kriegsschiffe zurückgetrieben wurde.

Manin, entschlossen zum Widerstand solange man noch das nöthigste Brot und Pulver hätte, wünschte die Ernennung einer geheimen Commission durch die Abgeordneten, welche über die Sachlage die möglichst sichern Nachrichten einzöge und darauf hin Anträge an die Abgeordneten stellen würde. Nur sollte dies so geheim geschehen, daß die Oesterreicher nicht über den voraussichtlichen Termin der Hungersnoth Nachricht erhielten. Dadurch wären sie in den Stand gesetzt worden, ihre Operationen einzustellen und Gewehr bei Fuß, die Uhr in der Hand die Uebergabe abzuwarten. Manin trug zu schwer an der ungeheuern Verantwortung und verlangte den 28. Juli bestimmte Erklärung von der Versammlung, was sie unter dem Widerstand um jeden Preis, unter dem Beharren bei dem Beschluß vom 2. April verstehe; ob im Moment, wo die Unmöglichkeit fortgesetzten Widerstandes eintrete, die Regierung auf ihre eigene Faust die Uebergabe erklären dürfe, oder ob sie dann der Versammlung Anzeige von der Sachlage zu machen habe. Während letzteres für ihn persönlich das Wünschenswerthere war, ließ eine Discussion der Uebergabe Unruhen in der Stadt und auf den Vorwerken befürchten. Ebendeshalb stimmte er mit der Ansicht der Versammlung überein, daß die Entscheidung über den letzten Moment einem zustehen müsse, er erklärte aber, daß dies ein Militär sein müsse, welcher die Autorität hätte, seiner Willensmeinung Geltung zu verschaffen. Nachdem hiermit Manin die ihm angebotene Entscheidung bestimmt abgelehnt hatte, ging die Versammlung zur Tagesordnung über, deren Sinn war: fahrt mit dem Widerstande fort —, ohne daß sie das Ziel, das Ende desselben bestimmt hätte. Manin beugte sich unter diesen Beschluß, welcher die Unklarheit der Lage fortdauern ließ und seine Verantwortung erschwerte. Die

Versammlung wollte auch vermeiden, durch ihren Beschluß der Uebergabe dem Frieden von Campo-Formio ihre Unterschrift zu gewähren und so das ihr anvertraute Recht der Souveränetät über Venedig auf Oesterreich zu übertragen.

Die Oesterreicher hatten durch Aufgeben des ungesunden Brondolo auf den Plan, den Lido, die Dünen zwischen dem offenen Meer und der Lagune zu nehmen, verzichtet. Die einreißende Cholera hatte sie dazu genöthigt. Selbst auf die Schanzen auf und bei der Eisenbahnbrücke, bisher ihr Hauptziel, feuerten sie sparsamer.

Am 29. Juli war gegen Mitternacht noch viel Volk auf dem Marcusplatze versammelt, als am Himmel ein feuriger Bogen aufstieg und eine Bombe mitten in die Stadt fiel; ihr folgten immer rascher andere, eine fiel nahe an der nordwestlichen Ecke des Marcusplatzes. Noch weiter flogen die glühenden Kugeln, die 24-Pfünder auf eine Entfernung von 5330 Meter. Weiber, Kinder, Greise flüchteten bei dieser Beleuchtung, unter dem Rollen der einstürzenden Kamine aus der westlichen in die östliche Hälfte der Stadt, aber kaum ließ sich eine Klage hören. Der Dogenpalast, Klöster, Kirchen erschlossen sich den Flüchtigen; den durch den Eisenhagel vertriebenen Nicolotti zogen ihre versöhnten Feinde, die Castellani, entgegen, um sie in ihr noch sicheres Quartier zu führen. „Wenn euere Ahnen, wenn die Dandolo aus ihren Gräbern stiegen, Venetianer, sie würden euch für ihre würdigen Nachkommen erklären", sagte am folgenden Tage eine Proclamation.

Mit diesem Zerstörungswerke begann der Tags zuvor an Thurn's Stelle eingetretene d'Aspre, in Vergleich zu welchem, auch nach dem Urtheil von Schönhals, selbst Haynau human war. Er machte keinen Anspruch darauf, die Meisterwerke der Kunst zu schonen, viele der ehrwürdigen

Prachtpaläste des Canale grande erhielten jene „Visitenkarten der Kroaten“ zu Dutzenden; besonders litten die prächtige gothische Kirche St.-Johann und Paul, die Gruftkirche der Dogen, „die Westminsterabtei Venedigs“, und die Scuola di San-Rocco, wo Tintoretto seine besten Werke hinterließ; selbst auf die schwarze Fahne der Spitäler und Leichenzüge (?) soll gefeuert worden sein. Mochten alle diese Zerstörungen unvermeidlich sein, nachdem Oesterreich bereits gegen 20000 Mann durch diese Belagerung verloren hatte, wetteiferten beide Parteien an Heroismus, der Contrast der Zerstörungsarbeit einerseits und der brüderlichen Humanität, der weichen, religiösen Resignation in Worten wie in Thaten andererseits war zu schroff. Die Abgeordneten sagten in einer Ansprache an das Volk: „Es gibt in Italien keine freie Stadt mehr als die heilige Stadt des St.-Marcus. Gott zählt jedes euerer Opfer; jedes Opfer ist ein Sieg, wenn man es dem Wohl der Brüder bringt, jeder für das Vaterland erdulde te Schmerz ist ein Märtyrerthum, wenn man ihn im Namen des Herrn trägt.“

Die Verproviantirungscommission theilte an Manin zu Anfang August mit, daß die Vorräthe bei sparsamem Gebrauch etwa noch bis zum 24. reichen würden, was er dem Kriegscomité unverhohlen anzeigte. Fleisch wurde beinahe nur noch in den Spitälern gespeist, die Ausfälle brachten nur selten erwähnenswerthe Vorräthe, da diese von der Küste ins innere Land hatten abgeführt werden müssen. Einer dieser Ausfälle brachte aber nach Chioggia die Cholera zurück, welche bald auch in Venedig unter den zusammengedrängten, ausgehungerten Menschenmassen wüthete.

Der Erzbischof mit einigen Geldmännern reichte eine Petition um Capitulation ein; er mußte den 3. Aug. gegen den Volksunwillen geschützt werden. Der englische

Generalconsul machte Manin im Namen der Menschlichkeit Vorwürfe, welche dieser, entrüstet durch dessen unerschöpfliche Parteinahme für Oesterreich, zurückwies, da er der Versammlung, welche über das Schicksal der Stadt zu entscheiden habe, nie die wahre Sachlage verheimlicht habe. „Seien Sie versichert, Herr Generalconsul, daß weder die Versammlung noch die Regierung Ihres Sporns bedürfen, wo es sich um das Wohl dieser unglücklichen Stadt handelt, und daß es für die große Mehrzahl der Venetianer noch unentschieden ist, was erträglicher sei, die gegenwärtigen Leiden oder die ihnen durch die österreichische Wiederbesetzung, auf welche Weise sie auch zu Stande komme, vorbehaltenen."

Manin wälzte und beleuchtete die ungeheuere Last der Verantwortung in seinem Gewissen und Verstande nach allen Seiten; „unnütze Unmenschlichkeit", schrieb er später, „mußte auf unser Haupt die Verwünschungen der Opfer, den Verlust unsers guten Namens und unserer Sache häufen. Mein Gewissen erlaubte mir nicht der österreichischen Rache ohne irgendeinen Nutzen für die Sache so viele edle Opfer auszusetzen." Er konnte sich nicht verbergen, daß, wenn man es aufs Aeußerste kommen ließe, die Wuth des Hungers und österreichische Agenten das niedere Volk gegen die Reichen hetzen könnten, welche man der Verheimlichung von Vorräthen beschuldigte. „Dann war durch die Anarchie mit der Möglichkeit des Widerstandes das ganze Verdienst, die Ehre, welche man durch alle bisherigen Opfer gewonnen hatte, verloren." An einen unmittelbaren, materiellen Erfolg des Widerstandes glaubte er nicht mehr, es galt die Existenz der Stadt und der Menschen, in der Hoffnung auf eine neue Erhebung, zu erhalten. Niemand in der Versammlung wollte, daß man es ohne Nutzen für

Italien bis zur Zerstörung der Stadt treibe. Aber wird sich das Volk retten lassen wollen? Das war die Frage.

Am 5. Aug. berief Manin die Abgeordneten zu einer geheimen Sitzung. Der Finanzminister verlangte ein neues Anlehen von sechs Millionen auf die unbeweglichen Güter. Manin erklärte, er könne dabei nicht verschweigen, daß die Lage Venedigs sich äußerst verschlimmert habe. „Wir sind nahe daran kein Brot mehr zu haben." Sirtori, bis zur Revolution Priester, jetzt Oberst, welcher wenige Tage zuvor einen glücklichen Ausfall commandirt hatte, voll Jugendfeuer, glaubte diese Erklärung Manin's rügen zu müssen; das heldenmüthige Venedig werde auch den Hunger aufs äußerste zu ertragen wissen, bei diesem sei man aber noch nicht angelangt. Manin erwiderte: „Der Hunger ist zu ertragen, aber nur bis zu einem gewissen Grade; ist das letzte Brot verzehrt, so ist der Hungertod da. Wir sind verlassen, wir stehen allein in der Welt, alle Mächte machen mit der Reaction gemeinsame Sache. Ich habe die Versammlung nie getäuscht, man darf das Volk auch nicht täuschen."

Die sechs Millionen wurden mit 73 gegen 7 Stimmen genehmigt, die Municipalität übernahm die Verantwortung mit, welche zunächst auf die Zustimmenden und ihr Privatvermögen zu fallen drohte. Damit stieg die Schuldenmasse, die 24 Millionen Papiergeld mitgerechnet, auf 60 Millionen Zwanziger. Manin betrachtete dieses letzte Anlehen als das Mittel, die Verbindlichkeiten des ersterbenden Vaterlandes zu lösen und die Würde ihrer letzten Tage und ihres Begräbnisses zu wahren.

An diesem 5. Aug. brachen infolge des Bombardements sechs Feuersbrünste, worunter eine größere aus. Die Kalten Fieber wurden jeden Tag typhoser. Infolge dieser

Nöthen und der Wohnungsveränderung vieler hundert Familien kam auch die bisher sehr thätige Bürgerwehr in Unordnung.

In der geheimen Sitzung der Abgeordneten am 6. Aug. erklärte Manin als Präsident: „Die Versammlung muß irgendeinen Beschluß fassen und mit Vorbehalt ihrer Ratification einen mit der Ausführung beauftragen. Es gibt nur zwei mögliche Wege: entweder muß der Widerstand bis zu unserm letzten Brote und bis zum letzten Pulverkorn verkündigt oder muß erklärt werden, daß man beim Herannahen dieses Moments Unterhandlungen mit dem Feinde anspinnen werde. Zur Betretung des ersten Weges ist nöthig, daß die mit der Regierung Beauftragten noch einige Hoffnung auf die Möglichkeit eines guten Erfolgs bewahren. Was mich anbelangt, sei es Erschöpfung oder etwas anderes, ich habe den traurigen Muth zu erklären, daß ich keine Hoffnung mehr habe; aber es gibt andere, welche noch haben und folglich regierungsfähig sind. Gewinnt aber das zweite System die Oberhand, so muß beim Eintritt des Moments der Unterhandlung die Versammlung sich vertagen, um einem achtungswerthen Scrupel zu entsprechen, obgleich in der That kein anderes internationales Recht besteht als das Recht des Stärkern, sie muß, der Thatsache sich unterwerfend, die Regierung des Landes der Municipalität übergeben. Wenn man das erste System ergreifen wolle, schlage er Avesani, Tommaseo, Sirtori, oder auch letztern allein vor."

Avesani erklärt, „eine Regierung ohne Manin sei der Bürgerkrieg". Tommaseo betheuerte die Regierung ebenso wenig auf sich nehmen zu können. Man sollte jedoch alles thun, selbst strenge Haussuchungen anstellen, um das Volk zu überzeugen, daß keine Auskunft mehr, daß keine verborgenen Lebensmittel vorhanden seien, damit sich das Volk

nicht für betrogen oder verrathen halte. General Ulloa versicherte, daß man durch das Aufgeben der bisherigen systematischen Vertheidigung, um sich in voraussichtlich erfolglose Ausfälle zu stürzen, die Stadt selbst einem feindlichen Handstreiche preisgeben würde.

Manin wußte, aber er verschwieg, daß man noch einige Wochen nothdürftig zu leben hätte; er hielt es aber für nothwendig, daß man jetzt schon das Ende ins Auge fasse. Denn wenn man dem Volke erst dann, wenn die letzte Polenta aufgespeist sei, dieses sagen würde, so würde es dies nicht glauben und, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, in die Häuser brechen. Die Illusionen, welche sich das Volk und die Truppen noch machten, erschienen ihm als sehr ehrenvoll für dieselben, aber als ebenso gefährlich wie unbegründet.

Die Abgeordneten hätten gewünscht, daß Manin den Muth und die Hoffnung, welche weder er noch sie mehr besaßen, ausspräche; es sei zu bedauern, sagte man, daß Manin seit längerer Zeit keine persönliche Ansprache mehr an das Volk gehalten habe. Manin erwiderte, er habe dies unterlassen, seit seine Hoffnung geschwunden sei, damit man auf seinen schlichten Grabstein schreiben könne: Dieser war ein Ehrenmann. Er bestand darauf, daß an diesem Tage ein entscheidender Beschluß gefaßt werde, da auch das Auffinden einiger verborgenen Getreidevorräthe die Menschenmasse kaum einige weitere Tage gegen völliges Aufhören der Lebensmittel schützen könnte. Auch den Truppen, welche täglich für 21000 Personen 25000 Pfund Mehl erhielten, konnte nicht viel abgezogen werden.

Sirtori, welcher nebst einem Kapuziner für den alleräußersten Widerstand sich ereiferte, nahm von dem Antrage Minotto's, an Manin unbeschränkte Vollmachten für äußerste Fälle zu geben, Veranlassung auszusprechen, daß in seinen

Augen Manin allein nicht genüge, um in einer so schweren Lage zu regieren, da Volk und Heer nicht mehr ihr volles Vertrauen in ihn setzen. Darauf antwortete Manin unter Dank an Sirtori für seine Aufrichtigkeit: „Es ist wahr, daß ich das volle Vertrauen des Landes besaß, daß ich es aber nicht mehr in demselben Grade besitze. Dies kommt daher, daß das Vertrauen aller in mich sich eigentlich an die Idee hängte, welche ich darstelle, und daß diese Idee jetzt nicht mehr auszuführen ist. Dazu kommt weiter, daß mich die Versammlung in den letzten Zeiten gezwungen hat auf eine Weise zu regieren, welche nicht die meinige ist; seit das Volk sah, daß seine Abgeordneten (die radicalen Anhänger der Constituirenden in Rom) mir ihre Unterstützung verweigerten, war es natürlich, daß auch ein Theil der Bevölkernng und des Heeres nicht mehr dasselbe Vertrauen in mich hatte. Wenn die Aeußerung Sirtori's, daß eine Vollmacht an mich gleich unmittelbarer Capitulation wäre, außerhalb verlauten sollte, so könnte ich die Gewalt nicht annehmen, da mir dadurch alsbald die moralische Gewalt fehlen würde."

Die Mehrzahl der Versammlung war von der Ueberzeugung durchdrungen und sprach sie aus, daß Manin allein noch großes Vertrauen beim Volke genieße; ein Uebelstand war nur, daß er nicht auch militärische Kenntnisse besaß, um wirklich alles zu leiten. Deshalb und weil Manin seine Hoffnungslosigkeit ausgesprochen hatte, sah auch Tommaseo in seiner Dictatur die Einleitung zu sofortigen Unterhandlungen. Manin erklärte schließlich die Militärcommission für verpflichtet und befähigt zu regieren, solange die Vertheidigung fortgesetzt werde, während für ihn, Manin, ein weiteres Regieren nur ein Act der Entsagung sein könnte. Er verlangte auf diesen Fall, daß alle Restrictionen, wodurch in den letzten Zeiten die Thätigkeit der Regierung

gehemmt wurde (also mehrere Commissionen, namentlich die diplomatische) aufgehoben würden, daß man ihm das Recht der Initiative, das dem Haupte jeder Regierung gehöre, zurückgebe, während sein Name seit einiger Zeit vorzüglich die Bestimmung zu haben scheine, Ideen, welche nicht die seinigen seien, als Paß zu dienen.

Manin schrieb später die Motive dieser seiner Forderung der Initiative für seine Person nieder. Er wollte durch eine Capitulation wenigstens die 600 Marine-, Militär- und Civilpersonen, welche Oesterreich einen Diensteid geschworen hatten und zur Revolution übergegangen waren, gegen die Rache schützen, indem er ihnen freien Abzug aus der hermetisch umschlossenen Stadt ausbedang. Wenn man aber schon dem äußersten Hunger verfallen war und die Stunden brannten, konnte man nicht mehr unterhandeln, dann mußte man die Oesterreicher ohne Bedingung einlassen. Außer jenen Beeidigten hatten Tausende binnen dieser anderthalb Jahre Handlungen begangen, auf welche das Standrecht Pulver und Blei setzte. Der französische Stationscommandant drohte seine wenigen Schiffe, welche einigen Hunderten Zuflucht bieten konnten, bei Fortsetzung eines „absurden Widerstandes“ absegeln zu lassen. Durch die Blutgerichte Oesterreichs in Ungarn, z. B. in Arad, sah Manin nur zu bald und zu stark seine Ansichten über die Humanität der österreichischen Reaction gerechtfertigt. Man versicherte, derselbe Haynau habe eben damals die Municipalität Brescia 12000 Zwanziger für Henkerkosten (pendaison) bezahlen lassen.

Manin mußte sich endlich die bissigen Nergeleien Sitori's in der Abgeordnetenversammlung verbitten. Diese suchte nach einer Formel, um „die Vollmacht, zu unterhandeln, wenn es nöthig wäre“, auszudrücken. Die Versammlung erklärte trotz aller Vertagungsversuche die Dring-

lichkeit und beschloß mit 56 gegen 37, größerntheils radicalere Stimmen: Die Abgeordnetenversammlung concentrirt alle Gewalten in der Person des Präsidenten Daniel Manin, damit er alle Maßregeln ergreife, welche durch die Ehre und die Wohlfahrt Venedigs erfordert werden, vorbehaltlich der Ratification der Versammlung für jede Entscheidung über unsere politischen Verhältnisse. Die Versammlung nahm die Aufforderung Manin's, daß sich jetzt alle bei ihrem Ehrenworte verpflichteten, ihm fürder keine Opposition zu machen, mit lautem Zurufe an.

Am Ende dieser sechsstündigen Folter der schmerzlichsten Erörterung über den bittersten Act seines Lebens, die Uebergabe seiner Vaterstadt an die Fremden, machte er dem Volke vom Balcon eine kurze Mittheilung von dieser „in solchen Umständen gewöhnlichen Uebertragung aller Gewalten an das Haupt der Regierung". „Ihr wisset, ob ich Venedig aufrichtig liebe, ob ich für das Wohl und die Ehre der Stadt, mit Hülfe der Venetianer und der andern mit ihnen vereinigten Italiener, alles Mögliche thun werde. Nein, gewiß, die Vorsehung kann uns nicht verlassen!"

Noch am Abende desselben 6. Aug. schickte Manin an die officielle Zeitung einen Artikel, welcher an die großen Leiden und heroischen Opfer erinnerte, um wie zu einer würdigen Todtenfeier für das Vaterland aufzufordern: „Die Herzen erstarken im Verhältniß der Leiden; alles erscheint uns nunmehr möglich, nur nicht ein Markten um die Ehre; die Ehre muß um jeden Preis unversehrt bleiben, und sie wird es, welche Zukunft uns auch durch die Ereignisse vorbehalten sei. Ein zu schönes Erbe von Ruhm wurde diesem Volke von seinen Ahnen vermacht, als daß es sich darein ergebe [6]), den Fremden von neuem sich auf die Schwelle seines Hauses setzen zu sehen, von welcher es ihn am Tage seines großmüthigen

Zornes verjagte, auf welcher er wieder erscheint, um diesem Volke die harte Knechtschaft wieder aufzuladen.

„Unsere gegenwärtigen Leiden haben angesichts der Menschheit dem Namen des intelligenten, heroischen, christlichen Volks von Venedig die Weihe gegeben. Es ist gewiß zu beklagen, daß jedes Mitleiden in der Welt erstorben scheint, daß die Tugend bei ihr weder Gnade noch Dank gefunden hat. In andern Zeiten, welche man barbarisch nennt, würden sich angesichts eines solchen Leidens eines edelmüthigen Volks unter den Herzen der Mächtigen dieser Welt gewiß einige gefunden haben, welche Edelmuth genug gehabt hätten, so schrecklichen Barbareien ein Ziel zu setzen. In diesem Zeitalter aber bezeigt man höchstens Gefühle der Sympathie, ein kaltes, unfruchtbares Gefühl, der letzte Rest des sittlichen Erbes der Nationen, wenn ihnen kein anderes Vaterland nahe bleibt als die Börse, und kein Gesetz als das der Arithmetik.

„Und dennoch, wenn irgend die Tugend ihren besten Lohn in sich selbst trägt, haben wir uns mit unsern gegenwärtigen Leiden die größte Belohnung verdient und unser Los, versenkt wie wir sind in das Unglück des ersterbenden Vaterlandes, ist schöner als das Los der Glücklichen der Erde. Für sie ist Friede: die Knechtung der Völker, die Aufopferung (Holokaust) der der Freiheit würdigsten Völker, und solche Abscheulichkeiten nennen sie «eine harte politische Nothwendigkeit». Für uns aber, unser Trost ist der Gedanke, daß es dauernden Frieden nur in der Gerechtigkeit gibt, daß man über einem Abgrund nicht gut baut, der Gedanke, daß für Nationen das Märtyrerthum auch die Erlösung ist."

Das Vertrauen in Manin war noch so stark, daß nicht Wuthausbrüche, wie gedroht worden war, die Folge dieser in eine bittere Anklage der sympathetischen Westmächte ver-

hüllten Todtenklage waren; das Volk las weinend diese Zeilen. Indeß ruhte die Partei des verzweifelten Widerstandes nicht; das Gerücht verbreitete sich, die frühern österreichischen Soldaten würden von der Capitulation ausgeschlossen. Am 8. Aug. verkündigten Maueranschläge, alle Männer, welche die Waffen tragen könnten, sollten mit dem Heere einen großen Ausfall machen und nicht mehr zurückkehren, bis sie Venedig auf ein Jahr mit Lebensmitteln versehen hätten. „Wer nicht für diese Erhebung in Masse die Waffen ergreift", heißt es darin, „wird von Rechts wegen von seinem Nachbar getödtet werden. Um Mitternacht wird auf dem Marcusplatze der Eid geleistet werden, für das Vaterland zu siegen oder zu sterben." Der Verfasser wurde verhaftet; aber am Abend rief ein Volkshaufen: „Aufgebot in Masse! Manin auf den Balcon!" Manin erschien und fragte mit sanfter Stimme: „Was will das Volk? was will mein Volk?" — „Das Volk des heiligen Marcus will in Masse ausfallen." — Mit strenger Stimme erwiderte er: „Das Volk des heiligen Marcus weiß was ich davon denke." — „Aber wir wollen uns schlagen!" — „Ihr wollt euch schlagen? wann habe ich euch daran verhindert? Sind die Freiwilligenlisten nicht seit lange eröffnet? laßt euch einreihen, aber kommt nicht hierher, um zu schreien wie die Weiber!" — Manin begibt sich auf den Platz hinab und läßt auf einem Tische die Listen auflegen; er setzt sich die Feder in der Hand nieder und ruft: „Jetzt, wer sich schlagen will, gebe mir seinen Namen an!" Achtzehn meldeten sich, denn alle herzhaften Leute waren längst eingereiht.

Auf denselben Abend war eine Versammlung der Offiziere in einem Gasthof angesagt; den folgenden Morgen mahnte Pepe daran, daß eine Berathung der Soldaten im Angesicht des Feindes ein Kapitalverbrechen sei, er werde

jeden, der nicht auf seinen Posten zurückkehre, degradiren, und wer meutere, den werde er auf dem Marcusplatze erschießen lassen. Alles gehorchte. Lehrreich war, daß die Oesterreicher diese Tumultnacht zu einem Ueberfall benutzten, der jedoch abgeschlagen wurde.

Wir wandeln hier mit Manin auf schmalstem Pfade am Rande eines Abgrunds hin, welcher ihn mit den Zauberliedern von antiker Größe, von der Herrlichkeit des Untergangs Karthagos, des Begräbnisses unter einer Welt von Kunstwerken lockt; das Herz, das kranke Herz blutet ihm, aber die Stirne bleibt kalt, der Schritt sicher.

Es enthüllte sich jetzt, weshalb Manin am 4. auf den entscheidenden Beschluß und auf unbeschränkte Vollmacht gedrungen hatte. Mit dem nächsten Feinde, mit d'Aspre war nicht zu unterhandeln, der forderte nur blinde Uebergabe auf Gnade und Ungnade — und wehe über seine Begnadigten! Da die Oesterreicher durch ihre Agenten und durch den bedingungslose Uebergabe anrathenden englischen Generalconsul von den Vorgängen in Venedig unterrichtet waren, wäre von Haynau ein Schritt Manin's unmittelbar an ihn für ein Zeichen völliger Erschöpfung der Vorräthe aufgenommen worden. So übernahm es denn auf den Wunsch Manin's der französische Consul, einen Brief an den französischen Gesandten in Wien zu schicken, des Inhalts, Venedig könne sich zur Noth noch einen Monat halten, Frankreich könne also binnen dieser Frist noch interveniren. Dieser Brief wurde, wie alle Schreiben, von welchen man wünschte, daß sie von den österreichischen Behörden geöffnet und gelesen würden, auf die österreichische Post in Triest aufgegeben. Da Oesterreich nichts so sehr haßte als die Einmischung der Westmächte in seine innern Angelegenheiten, so war zu hoffen, daß durch diese Mittheilung an ihm das Verlangen, mit Venedig baldmöglichst

unmittelbar abzuschließen, gesteigert würde. Am 11. Aug. schrieb Manin an den Minister Bruck nach Mailand, und theilte ihm mit, er sei bevollmächtigt und geneigt mit ihm in Unterhandlung über positive Vertragspunkte zu treten, welche der Ehre und dem Wohl Venedigs entsprächen.

Als der Anwalt des sterbenden Vaterlandes bestellte er in Erwartung der Antwort dessen Angelegenheiten. Am 12. Aug. wurden die sechs Millionen Papiergeld ausgegeben, um damit den Invaliden einen Ruhegehalt, den Soldaten den schuldigen Sold, den Bürgern, welche in die Verbannung wandern mußten, das Reisegeld zu geben.

Den 13. versammelte Manin noch einmal die Bürgerwehr auf dem Marcusplatze, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie erschien diesmal wieder vollzählig. Nach dem Defiliren bildete sie gedrängte Colonnen vor dem Regierungsgebäude. Manin trat auf den Balcon und sprach mit tiefbewegter Stimme: „Bürgersoldaten! Während der 17 Monate unserer Revolution haben wir den Namen Venedigs rein bewahrt; nicht mehr verachtet, er ist heute von Feinden und Freunden geachtet. Ein Volk, welches solche Thaten gethan, solche Leiden getragen hat und noch erträgt, kann nicht untergehen; der Tag, wo glänzende Geschicke seinem Verdienste entsprechen, der Tag muß kommen, aber er steht in der Hand Gottes. Wir haben gesäet; dieser Same wird Frucht treiben in dem guten Erdreich. Große Unglücksfälle können uns niederwerfen, vielleicht hängen sie schon über unsern Häuptern; aber wir haben dann den hohen Trost: sie sind ohne unsere Schuld gekommen.

„Euere Sache ist es, dieses heilige Vermächtniß, die Ehre Venedigs auf bessere, auf vielleicht nicht ferne Tage rein, dem Spott unerreichbar zu bewahren. Wenn Venedig auch nur einen Tag unterließe, seiner würdig zu sein, so

wäre alles verloren, was ihr bisher gethan habt; ich bitte, ich beschwöre daher die Bürgerwehr mit einem womöglich noch größern Eifer auszuharren. Ich habe euch als eine Vereinigung von Freunden, als Familienrath hierher berufen. Wohl ist die Bürgerwehr nicht eine politische Gewalt, aber sie ist das Volk, sie hat die Regierung vom 22. März 1848 aufgerichtet. Die Versammlung der Abgeordneten, welche die rechte, oberste gesetzliche Gewalt ist, glaubte mir eine erdrückende Vollmacht aufbürden zu müssen, deren sich alle andern geweigert hatten; hätte aber die Bürgerwehr jetzt nicht mehr jenes mir so lange bewahrte Vertrauen in meine Zuverlässigkeit (lealta), so wäre es für mich eine Unmöglichkeit, diese Last länger zu tragen. Ich frage die Bürgerwehr gerade: Hat sie Vertrauen in meine Zuverlässigkeit?" Ein ungeheuerer Beifallssturm der Bürgerwehr und des übrigen Volks bejahte. „Diese unerschütterliche Anhänglichkeit durchbohrt mein Herz", sprach Manin, „sie macht mir das Gefühl für das Leiden dieses Volks noch bitterer. Meine Kräfte, mein Verstand bieten euch keine Stütze mehr; aber auf meine tiefe, feurige, auf meine unversiegbare Liebe, auf sie rechnet ewig. Welche Prüfungen uns auch die Vorsehung vorbehalten möge, vielleicht könnt ihr sagen: Dieser Mann täuschte sich; aber nie werdet ihr sagen: Er hat uns getäuscht." „Nie, nie!" widerhallte der weite Platz. „Nie habe ich einen betrogen; nie habe ich Illusionen eingeflößt, welche ich nicht selbst hatte, nie habe ich zur Hoffnung aufgefordert, wenn ich nicht selbst hoffte."

Jetzt erblaßte Manin, seine Stimme, der Athem versagte ihm, er wankte in den Rathssaal zurück und stürzte unter Thränen zu Boden. „O, ein solches Volk!" rief er mit der Faust auf den Boden schlagend, „und mit einem solchen Volke zu Uebergabe gezwungen sein!"

Als er später in dem Lande der Verbannung erfuhr, daß man jene seine Worte so auslegte, als hätte er es für Selbsttäuschung erklärt, daß er die Revolution hervorrief und die Republik proclamirte, so erklärte er, er habe sich nur getäuscht, indem er sich auf die Unterstützung Frankreichs verließ. Er fügte bei, er habe geglaubt persönlich diesem tapfern Volke die Unmöglichkeit fernern Widerstandes erklären zu müssen, da es sonst nicht daran geglaubt haben würde.

Manin war nunmehr ganz von dem Gedanken beherrscht, „seine Mission sei jetzt erfüllt“. Er suchte das Märtyrerthum in Gestalt des Soldatentodes, indem er Patrouillen in die dem Eisenhagel am meisten ausgesetzten Stadttheile führte und indem er bei Feuersbrünsten, welche stets das Ziel verstärkter Beschießung waren, die Löscharbeiten leitete.

Bei einer solchen Gelegenheit führte ihn der Pfarrer der Parochie dei Frari in seine zerschossene Pfarrwohnung, wo er inmitten seiner hinsterbenden Heerde ausharrte; indem der Pfarrer mit der Patrouille seine zwei letzten Weinflaschen leerte, richtete er an Manin die Bitte: „Uebermorgen (16. Aug.) ist St.-Rochustag; alle Dogen, von den ersten an, haben an diesem Tage in unserer Kirche [7]) der feierlichen Messe angewohnt; wenn doch, um die guten Gewohnheiten nicht zu unterbrechen, der Präsident Manin diesmal der schlichten stillen Messe anwohnen wollte!“ — „Mein Wort, ich komme“, erwiderte Manin. Am Morgen des 16. Aug. bestieg Manin eine Gondel; auf der Fahrt nach St.-Rochus schlug eine Kanonenkugel das vorn an jeder Gondel blinkende gezackte Eisen weg; der hinten stehende Gondelführer wollte zurücklenken. Manin aber warnte ihn vor Feigheit und kam, um unter dem die Töne der Orgel ersetzenden Brummen und Pfeifen der feindlichen Geschosse

mit den armseligen Resten der Gemeinde für die Vaterstadt zu beten...

Als nach Jahr und Tag in der Verbannung ein Freund seine Bewunderung ausdrückte, daß Manin so lange Zeit fort zugleich diesen militärischen und Bürgermuth zu bewähren vermochte, erwiderte Manin: „Ach was, Muth! was ist Muth? blos eine negative Eigenschaft, welche oft beim Menschen wie bei gewissen Thieren in ihrem Organismus liegt; entehrt uns der Mangel an Muth, so macht uns sein Besitz nicht größer. Es gibt Leute, welche die Gefahr instinctmäßig lieben wie die Dilettanten die Musik. Ich wurde im Punkte des Muths durch einen jungen Pariser beschämt, welcher nicht eben ein Held von Profession, sondern ganz einfach ein Bedienter des Generals Pepe war. Mit kindlicher Neugierde betrachtete dieser Junge, auf der Spitze der Schanzen stehend, das Schauspiel der daherfliegenden Kugeln, bis ihn mitten in der Frage, was für ein Geschoß jetzt daherfliege, dieses tödtete.“ Mit gutem Grunde machte der Freund den Einwurf, etwas ganz anderes sei denn doch die überlegte That des Mannes, welcher die Gefahr kennt, sie fühlt, sie selbst fürchtet, aber ihr die Stirne bietet.

Seit zehn Wochen währte das Bombardement bald stärker bald schwächer fort und fort; auch die venetianische Artillerie fuhr fort aus den blutbespritzten, zusammensinkenden Schanzen zu antworten, die Batterie von San-Antonio mußte viermal alle ihre sieben Geschütze erneuen.

Am 14. Aug. lief die Nachricht ein, daß nunmehr Piemont, welches bisher nur auf dem Fuße des Waffenstillstandes mit Oesterreich war, mit diesem Frieden abgeschlossen habe. Also auch hier ein schwacher Hoffnungsstern erloschen! Die Cholera wüthete an allen Punkten der Lagune und in Venedig immer stärker; am 15. Aug.

wurden 400 neue Erkrankungen angezeigt, der Todesfälle waren an diesem Tage 270. Die Leichenklagen, Kanonendonner und das Einschlagen der Kugeln tönten ineinander.

Am 16. Aug. lief die an den „Advocaten Manin" adressirte Antwort Bruck's auf sein Schreiben vom 11. ein. Sie begann mit Vorwürfen über die unverantwortliche Fortsetzung des Widerstandes, jedoch wolle man die von Radetzky am 4. Mai großmüthigst gemachten Versprechungen, zwar nicht als Vertrag, erneuern. In Wahrheit aber war nur den gemeinen Soldaten und Unteroffizieren ein Generalpardon versprochen, die Offiziere der Land- und Seemacht mußten also emigriren, nachdem sie alle Befestigungen, alles Material überliefert hätten. Ueberdies war von einer auch noch so herabgesetzten Einlösung des venetianischen Papiergeldes, einer Lebensfrage für Tausende von Familien, keine Rede. Schließlich wurde der gemäßigte Fortschritt durch die kaiserlichen Versprechungen verbürgt.

Die Venetianer hüteten sich wohl, der „Rückkehr der Usurpation" irgendeinen rechtlichen Anhalt zu bieten. Nicht Manin, nicht die Versammlung übergab die Stadt, sondern nur die rein administrative Behörde der Municipalität übernahm es, Venedig materiell zu retten, indem man die materielle Nothwendigkeit über sich ergehen ließ. Mehrere beim englischen Generalconsul versammelte Herren vom Handelsstande richteten ihre Vorstellungen besonders wegen der Papiergeldssache an Gorzkowski, welcher die Leitung der Beschießung übernommen hatte. Am 19. gewährte er den bewußten Herren eine Besprechung in Fusine, in welcher er versprach, ihre Bitten und Vorstellungen an Bruck nach Mailand zu befördern, sich aber alle Einmischung der fremden Consuln verbat. Nach der Rückkehr des Herrn

fuhr das Bombardement fort, die Stadt wieder mit Zerstörung zu überschütten.

Die österreichische Partei, von welcher der englische Consul längst berichtete, oder vielmehr diejenigen Leute, welche schon seit längerer Zeit die Uebergabe und die Eröffnung des Verkehrs wünschten, mehrten sich und zeigten nunmehr einigen Muth, welcher ihnen bisher ganz gemangelt hatte. Während der Unterhandlung in Fusine war unter Manin's Fenstern auf dem Marcusplatze eine große Volksmenge versammelt, welche ihn zu hören wünschte. Er sprach: „Ich habe die Vollmacht erhalten zu unterhandeln und ich unterhandele, ihr wißt es alle. Aber so schwer unsere Lage sein mag, so ist sie es doch nicht in dem Maße, um uns zu einer Feigheit, zur Uebergabe auf Discretion zu drängen. Es ist daher nöthig, daß die Unterhandlungen mit Ruhe und Würde geführt werden. Die Voraussetzung, Venedig verlange von mir eine Feigheit, ist schon eine Feigheit, und wenn sie von mir verlangt würde, so könnte ich selbst Venedig dieses Opfer nicht bringen." — „Wir haben Hunger!" rief eine Stimme. — „Wer Hunger hat zeige sich", antwortete Manin. — „Wir nicht, wir nicht!" rief es von allen Seiten. — „Der Hunger ist noch nicht unter uns", sprach Manin, „es sind noch für einige Tage Lebensmittel vorhanden. Wer Hunger hat, zeige sich!" Niemand trat vor und die Haufen löſten sich unter dem Rufe auf: „Wir sind Italiener, es lebe Manin!"

In der Nacht vom 19. auf den 20. Aug. lief die Nachricht ein, daß die Ungarn sich bei Világos zu den Füßen des Zaren gelegt hätten; man hatte also das Bewußtsein bis zuletzt ausgehalten zu haben, noch allein aufrecht zu stehen. Am Morgen des 20. besuchte Manin nochmals die Batterien, die Artilleristen bedurften seiner

Ermahnung nicht, noch die letzte Kugel den Oesterreichern zuzusenden.

Am Morgen des 23. Aug. machte Gorzkowski an Manin die Mittheilung, daß er aus Mailand unbeschränkte Vollmacht erhalten habe. Abends 6 Uhr verstummte der Geschützkampf auf beiden Seiten. Die ungewohnte Stille lag schwer wie Todesstille auf den meisten venetianischen Gemüthern.

Das Volk war ergeben; aber die Soldaten, zumal diejenigen aus den österreichischen Provinzen Italiens fürchteten wieder in das österreichische Militär eingereiht zu werden, sie verlangten eine Bürgschaft ihrer Verabschiedung von der venetianischen Regierung, welche doch durchaus nicht in der Lage war sie ihnen rechtskräftig zu gewähren; Manin wollte sie nicht betrügen. Die Municipalität hatte sich 1,200000 Zwanziger in Gold zur Auszahlung an die Soldaten verschafft; nun gab es aber großes weiteres Aergerniß, daß man beschlossen hatte, den Soldaten aus dem Venetianischen nur auf zehn weitere Tage Sold zu bezahlen, während man aus Billigkeitsrücksichten den weit weniger zahlreichen, jetzt meist heimatlosen Freiwilligen aus dem übrigen Italien den Sold von weitern drei Monaten geben wollte. Den 23. Aug. erschien auf dem Marcusplatz eine große Zahl venetianischer Land- und Seesoldaten mit der Forderung dreimonatlichen Soldes, welche sich hinter dem Geschrei: „Aufgebot in Masse, großer Ausfall unter Sirtori!" verbarg und sich damit beschönigte. Manin erklärte ihrer Deputation, man werde wegen des Soldes das Mögliche thun, der Ausfall wäre nicht blos ein Unsinn, sondern auch nach der Eröffnung des Waffenstillstandes jetzt ein Wortbruch. Die Deputirten entfernten sich zum Theil beschämt.

Aber etwa 500 Wüthende bemächtigten sich um 5 Uhr abends der Batterie Rom, welche das venetianische Ende der Eisenbahn beherrschte, sie richteten die Kanonen gegen Venedig und schickten an Manin die Erklärung, wenn ihre Forderung des dreimonatlichen Soldes und des Abschieds aus dem Militärdienste ihnen nicht vor Sonnenuntergang gewährt wäre, so würden sie die Stadt beschießen. Der Tumult konnte um sich greifen und so die geängsteten Bürger veranlassen die Oesterreicher zu ihrem Schutze schleunigst in die Stadt zu rufen, wodurch die Ehre der Vertheidigung, das Recht Venedigs befleckt, die Uebergabe ähnlich derjenigen Mailands im April 1814 geworden wäre.

Zugleich tobte eine große Volksmasse auf dem Marcusplatze; Manin versprach ihr die Mittheilung der „Convention“ auf den folgenden Tag. Dennoch ging die Menge wild wie die hohle See; da trat Manin zum letzten mal vor und rief: „Seid ihr Italiener?“ — „Ja, ja.“ — „Wollt ihr verdienen frei zu werden, vielleicht binnen kurzem?“ — „Ja wohl!“ — „So stoßt aus euerer Mitte die Ehrlosen, welche euch in Unordnung stürzen wollen. Das aber erkläre ich euch, daß ich eher mich tödten lasse, als ich einen entehrenden Vertrag unterschreibe. Wenn die Gewalt der Waffen, wenn das Aufgegebensein von ganz Europa (er konnte die Worte: «uns zur Uebergabe zwingen» nicht aussprechen), so wollen wir doch die Ehre Venedigs, welches kraft der Haltung, die ihr bis zu dieser Stunde beobachtet habt, von der ganzen Welt bewundert wird, Venedigs Ehre wollen wir fleckenlos erhalten.“ — Noch einmal erscholl der Platz von einem Hochruf auf Italien. Dann war tiefe Stille.

„Wer ein rechter Venetianer ist, mache mit mir Patrouille!“ rief Manin und trat mit dem Säbel auf den Platz. Namentlich viele Offiziere folgten ihm bis in die

Nähe der Batterie Roma, innerhalb welcher die Meuterer von Ulloa abgesperrt wurden. Sie räumten dieselbe den andern Morgen und zerstreuten sich.

Am 24. Aug., dem Tage, welcher von der Verproviantirungscommission schon vor Wochen als der letzte bezeichnet worden war, bis zu welchem das Brot reichen würde, wurde bei Mestre die Capitulation unterzeichnet. Das Papiergeld sollte binnen kurzer Frist zum halben Nennwerth von der Stadt Venedig eingewechselt werden. Die Zusagen waren von denen, welche Radetzky im Mai angeboten hatte, wenig verschieden.

Nach dem Vorbilde der von Ferdinand II. im Mai den Sicilianern gewährten Amnestie sollten 40 Männer davon ausgeschlossen werden und in die Verbannung gehen. Die provisorische Regierung erklärte ihre Thätigkeit für eingestellt. Aber Manin fuhr fort persönlich die Aufrechthaltung der Ruhe zu unterstützen. Er hatte sich wieder in sein bescheidenes Geburts- und Wohnhaus auf dem Plätzchen Campo di San-Paterniano zurückgezogen. Während der letzten Nacht wurde dieses nicht leer von Leuten aus dem Volke, welche die Stille von Zeit zu Zeit mit dem Rufe unterbrachen: „Du unser armer Vater, wie viel hast du für uns gelitten!“

Den 27. Aug. marschirten die Oesterreicher in die todesstillen Straßen Venedigs ein; an demselben Tage starb der Mailänder Pezzato, von Anfang der Unabhängigkeitserklärung an Manin's vertrautester Berather und Gehülfe, „sein guter Genius“. Manin, nachdem alles beendigt war, fuhr mit seiner Familie und 43 Genossen aus dem Hafen, die Kuppeln der Vaterstadt versanken ihm in der Flut. Den folgenden Tag gingen 600 andere in die Verbannung.

Hat Manin seine politische Laufbahn als Jurist, als Advocat betreten, welcher jedes Iota des Rechts für die Sache seines Vaterlandes geltend zu machen und auszunutzen wußte, so ist aus ihm immermehr der Staatsmann herausgewachsen; mit dem scharfen Verstande hielten Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Umsicht und Kühnheit gleichen Schritt; obgleich die körperlichen Kräfte längst angefangen hatten zu versagen, blieb sein Charakter unbeugsam, und darum war seine Thätigkeit unermüdlich. So war es möglich, daß Manin den Widerstand, wie einen großen nationalen Proceß haarscharf bis zum letzten Moment durchführte, nachdem er auch kein Iota von Widerstandskraft unausgenutzt gelassen hatte.

Die reichste Schatzkammer, der unerschöpfliche Reservefonds, durch welchen allein dieses ermöglicht wurde, war seine Liebe, sein Vertrauen zum venetianischen Volke und die kindliche Liebe und das Vertrauen dieses Volks zu seinem „Vater". Durch ein Jahrtausend von Geschicken oder durch seine Geschichte, wie durch die Lage hatte sich in diesem Volke ein mehr weiblicher Charakter im edlern Sinne ausgebildet; es warf sich Manin, wie eine Tochter in Noth und Angst, in die Vaterarme. So tapfer, so heldenmüthig sich auch die nach dem Beispiele des letzten Jahrhunderts der venetianischen Republik bisher an den Müßiggang des Kaffeehaus- und Theaterlebens gewöhnte Jugend Venedigs im mehrmonatlichen Geschützkampf schlug, so war doch im großen der Widerstand mehr ein defensiver, passiver; er erinnert uns etwas an die Virtuosität des Hindu in klagloser Ertragung von Schmerzen und Leiden. Auch Manin's äußere Politik, das Ausschauen nach fremder Hülfe, das Bitten darum hat einen Zug davon. Die tiefsten Kenner des venetianischen Lebens haben mit Recht erklärt, daß wie einst der Handel, so auch der innerste Lebensnerv

Venedigs einen orientalischen Grundzug hat; der Duft einer eigenthümlichen, von der sonstigen romanischen, wie von der germanischen gleich verschiedenen Romantik, der in „Sakontala" athmenden verwandt, schwebt wie ein milder Heiligenschein um das ganze Bild. Wer vom Meere aus die goldenen Kuppeln Venedigs im matten Abendlichte verschwinden sah, der hat ihn mit leiblichen Augen, wir haben denselben in dieser Leidensgeschichte mit dem geistigen Auge geschaut.

Die 600 auch von der Amnestie ausgeschlossenen Offiziere und Beamten suchten größtentheils — und dieser Zug nach dem Orient ist bezeichnend für Venetianer — in Griechenland, in der Türkei, in Aegypten ein Asyl und fanden das Elend. Manin ging nach Frankreich. Unmittelbar nach der Landung wurde seine Frau von der Cholera ergriffen und starb in Marseille. So kam er den 28. Oct. 1849 nach Paris, wo er eine sehr bescheidene, düstere Wohnung (im Hofe der Petites écuries) mit seiner schwer leidenden Tochter und mit seinem Sohne bezog.

Da wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, hier nur den politischen Mann und Charakter in Manin zu schildern, so müssen wir über das langwierige Leiden der Tochter, deren Krankenpfleger er bis ans Ende war, über das angstvolle, ruhelose Herzleiden Manin's selbst, welches ihm durch Athembeklemmungen das Verdienen des ehrlichen Brotes durch Unterricht in der italienischen Sprache so sehr erschwerten, einen Schleier werfen. Wol hatte der Stadtrath von Venedig ihm in den letzten Tagen unter Danksagung und als Ehrenpfand des ewigen Dankes seiner Vaterstadt für sein großes Verdienst um Erhaltung der Ordnung während der anderthalb Jahre der Unabhängigkeit und der Belagerung eine Mitgift von 24000 Zwanzigern gegeben. Dies

setzte ihn in den Stand, die ihm angebotene Unterstützung der französischen Regierung abzulehnen.

Bis zum Jahre 1854, drei und ein halbes Jahr, lebte Manin schweigend, nur vor den ruchlosen Aufstachelungen Mazzini's warnend, bis der orientalische Krieg, der Kampf der Westmächte gegen Rußland ausbrach. Männer wie Balbo hatten längst auf den Moment der Auflösung der Türkei als auf die Stunde hingewiesen, wo Italien in die Möglichkeit versetzt werden würde seine Unabhängigkeit von Oesterreich zu erlangen; denn Oesterreich müsse dann erkennen, daß seine weltgeschichtliche Mission nicht in der civilisirten Halbinsel des Apennin, sondern in der des Hämus an der untern Donau, in der Civilisirung der dortigen rohen Völker liege. Dem Venetianer war der Orient immer das Land der Hoffnung; er wollte aber jetzt gerne seine Traditionen der Herrschaft und der Colonisation am Schwarzen Meere an Oesterreich abtreten, wenn nur Venedig dadurch in die Lage kam italienisch zu werden.

So standen die Sachen jetzt freilich noch nicht; vielmehr sollte die Türkei gestützt werden und England, in dessen Interesse dies lag, wünschte und hoffte es durch fremdes Blut zu erreichen. Das Aussprechen von Sympathien für Italien schien England jetzt keinen Nutzen bringen zu können. Es schmeichelte jetzt vielmehr dem soldatischen Oesterreich; den 13. März 1854 sagte Lord John Russell im Parlament: „Wenn die Italiener, statt sich gegen die österreichische Herrschaft zu empören, ruhig blieben, so würde eine Zeit kommen, wo die österreichische Regierung der Menschlichkeit mehr das Ohr leihen und mehr volksthümliche Privilegien geben würde, als Italien durch eine Empörung je erlangen könnte.“ Da auch Frankreich damals um die Bundesgenossenschaft Oesterreichs buhlte, drückte selbst der liberale „Siècle“ ähnliche Ansichten aus.

Manin hatte in den langen schlaflosen Schmerzensnächten lange mit Zweifeln gerungen, was der Zweck der Schöpfung sei, ob Gerechtigkeit und Vergeltung über die Schicksale der Menschen walten; es war aber ohne Vergleich mehr das Schicksal seines Vaterlandes als das der Seinigen und sein persönliches, um welches er mit den dunkeln Mächten rang. Was für und von Italien zur Erringung seiner Unabhängigkeit gethan werden könnte, das war das Ziel seiner innern Kämpfe. Die Worte Russell's warfen ihn plötzlich wieder in die Schranken.

So gab denn Manin den 19. März 1854 in französischer Sprache folgende Erklärung, welche er in der „Presse" veröffentlichte: „Wir verlangen von Oesterreich durchaus nicht, daß es in Italien menschlich und gerecht sei, wir wüßten mit seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeit nichts anzufangen, sie wäre überdies für Oesterreich eine Unmöglichkeit. Was wir von ihm verlangen, ist, daß es fortgehe; wir wollen in unserm Hause selbst Meister sein.

„Das Ziel, welches wir alle uns gestellt haben, völlige Unabhängigkeit des ganzen italienischen Gebiets, Union (später die weitere Formel «Unification») aller Theile Italiens in einem politischen Körper, darin können wir kein Zugeständniß machen, darüber können wir auf keine Unterhandlung eingehen; darin sind wir einmüthig. Die Meinungsverschiedenheiten, wodurch die italienischen Patrioten in mehrere untergeordnete Parteien zerfallen (Republikaner, Monarchisten, Unitarier, Föderalisten) beziehen sich auf secundäre Fragen, worüber wir geneigt sind (uns untereinander) alle Zugeständnisse zu machen, welche von den Umständen erfordert werden möchten.

„Aber in der Hauptsache werden wir uns nie resigniren; für eine Nation, welche unter fremdem Joche steht, ist Resignation eine Feigheit; wir wollen aber keine Feig=

linge sein. Nein, wir werden gewiß nicht ruhig bleiben, solange wir nicht unser Ziel: Unabhängigkeit und Union Italiens, erreicht haben. Man merke es sich wohl, die italienische Frage ist eine europäische Frage erster Ordnung geworden; sie muß auf eine unserm unzähmbaren Hunger nach Nationalität entsprechenden Weise gelöst werden. Bis dahin mag man machen was man will, wir werden uns immer rühren und regen; Italien wird immer ein Herd der Ruhestörung bleiben, welcher die Ruhe Europas bedrohen und ihm nicht gestatten wird auf einen dauerhaften Frieden zu rechnen."

Dies war offenbar an die Adresse des ruhedurstigen England, welches seine Sympathien zu Gunsten derjenigen zu reguliren weiß, mit deren Blut es die Kriege auszufechten hofft, welche sein Interesse verlangt.

Aber die Einigkeit der italienischen Parteien, die Freudigkeit, die eigenen Meinungen dem großen Dogma der Unabhängigkeit und Union zum Opfer zu bringen, war erst zu erringen; Manin sprach hier als tiefergriffener Prophet, in welchem sich eine nothwendige Wahrheit, woran das Leben von Millionen hängt, personificirt hat, welcher sie ausspricht, sie als gegenwärtig darstellt, um Gläubige zu sammeln, um die dafür Prädestinirten aufzurufen. Der zähe Municipalgeist selbst kleinerer Städte, der neapolitanische, welcher auch durch einige muratistische Emigrirte gehegt wurde, selbst der piemontesische stand scheinbar unerschütterlich im Wege. Der piemontesische wollte nur ein norditalienisches Königreich, er wollte den Süden seiner Wege gehen lassen; selbst die turiner Presse war für den nationalen Einheitsgedanken gleichgültig.

Manin bemühte sich auch über die Stellung seines Dogmas zu den verschiedenen europäischen Staaten und Nationen sich klar zu machen. Eine Reise nach England

überzeugte ihn, „daß man dort immer das Nützliche für gerecht achte“, während ihm selbst das Gerechte als nützlich gelte. An Deutschland könne Italien lernen, daß ein Bund der Fürsten keine Einheit bringe, sondern nur ein Bund gegen ihre Völker sei. Oesterreich könne nur durch den Despotismus seine auseinander strebenden Völker zusammenketten; in drei Viertheilen derselben würde eine Großmacht, welche den Kampf mit Oesterreich aufnehme und beharrlich fortführen würde, Unterstützung (passive, bald auch active) finden. Manin frohlockte, als Oesterreich dem ihm von den Westmächten angebotenen Bündnisse auswich und Piemont 1855 in dasselbe trat, denn damit trete es als italienische Macht kühn für Italien in die Schranken.

War er zuvor schon den Muratisten entgegengetreten mit dem Axiom: nicht zwei, nicht drei Italien sollen es sein, sondern Ein Italien, hatte er im September 1855 erklärt: „Wenn das wiedergeborene Italien einen König haben muß, so soll es nur einer sein, und dieser eine kann nur der König von Piemont sein“, so fiel jetzt das „wenn“ hinweg. Mannhafte That ist das Columbusei, welches allem Gedankenschnitzeln ein Ende macht. Hätte er bei republikanischer Form auch den nationalen Bund einer Anzahl von Republiken (wie in der Schweiz, in Nordamerika) zuläſſig gefunden, so fand er die monarchische Form aus dem oben erwähnten Grunde nur im Einheitsstaate ausführbar. Daher hatte er dem Hause Savoyen zugerufen: Hilf uns Italien machen, und wir Demokraten sind mit dir; — wo nicht, nicht! Er forderte vom Hause Savoyen, daß es die Krone von Piemont an Erringung der Königskrone von Italien setzte.

Im Herbste 1855 gewann Manin seinen ersten Jünger, den Märtyrer vom Spielberg, den Marchese Georg Pallavicino, denselben, welcher 1860 als Prodictator von

Neapel sich um das Gesammtvaterland so wohlverdient machte. Durch seine rastlose Thätigkeit wurde der Uebelstand, daß Manin außerhalb Italiens lebte, möglichst ausgeglichen. Treffliche Dienste leistete Pallavicino auch im Kampfe gegen die von den Mazzinisten in den Weg geschobenen Hindernisse. Denn man mußte sich nur zu bald überzeugen, daß diese die Republik, ihre phantastischen Marotten mehr liebten als Italien, während Manin's Glaube war, die republikanische Partei müßte das Beispiel der Freudigkeit geben, die eigenen Parteimeinungen auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Es sei auch die größte Thorheit die gottgegebene Thatsache einer geordneten, militärischen Nationalmacht zu ignoriren, statt sie zu benutzen. Damit man dieses entscheidende Werkzeug, das monarchische Piemont gewinne, müsse man sich ehrlich aller Hintergedanken entschlagen und darauf verzichten, nach errungener nationaler Unabhängigkeit die Dynastie zu stürzen, um dann Republiken aufzurichten. Manin suchte jetzt seinen republikanischen Gesinnungsgenossen den Verzicht auf ihre Gesinnung nicht mehr durch die Vorstellung zu erleichtern, daß ja die Zukunft ihnen doch angehöre. Er stellte die Dummheit dieser Hinterlist ans Licht; die Dynastie könne doch unmöglich das Schwert ziehen und die Scheide wegwerfen, solange nicht jeder Zweifel entfernt sei, daß die Mazzinisten ihr nach dem Siege nicht blos den verdienten Lohn (die italienische Königskrone) verweigern, sondern sie sogar von dem Throne ihrer Väter vertreiben möchten. Ehe man von der Dynastie weitere Schritte verlange, müsse sie der wirklich loyalen Unterstützung der ganzen Nation gewiß sei.

Es war natürlich, daß Manin von den hartgesottenen Mazzinisten als inconsequent, als abgefallener Republikaner betrachtet wurde; wir bedauern die treffliche Rechtfertigung

Manin's durch seinen Freund Pallavicino (im turiner Blatte „Diritto", 20. Nov. 1855 und in „Lettere di Manin", S. 150) hier nicht mittheilen zu können. Manin selbst durfte sich darauf berufen, daß er stets denselben Zweck hatte, und daß er schon in Venedig immer bereiter wurde mit der Monarchie und mit Piemont sich zu vereinigen. Da die piemontesische Presse vom Frühjahr 1848 her ihm mistraute und deshalb seine großartigen Plane befrembet und mistrauisch aufnahm, schrieb Manin im September 1856 an einen der bedeutendsten turiner Journalisten Valerio: „Als Denker a priori halte ich die Republik für die beste Regierungsform, ich glaube, daß die Ausübung der Freiheit durch die förderale Form breiter und gesicherter ist. Als politischer Mensch aber gehe ich dem praktisch Möglichen nach. Italien kann nicht geeinigt werden, wenn es nicht unabhängig ist, und es kann nicht unabhängig bleiben, wenn es nicht geeinigt ist. So nehme ich denn die Monarchie an, damit Italien geeinigt sei; ich nehme das Haus Savoyen an, sofern es loyal und kräftig dazu mithilft Italien zu machen, das heißt, ihm zur Unabhängigkeit und Einheit zu verhelfen, wo nicht, nicht!"

Manin's Glaube an die Macht der öffentlichen Meinung ist sehr groß, er nutzt deshalb alle Mittel sie aufzuklären, zu erwärmen, zu befestigen, unverdrossen aus. Solange die nationale Idee nicht allgemein und notorisch angenommen sei, bleibe das Zögern der piemontesischen Regierung natürlich. Er suchte auch die öffentliche Meinung anderer Völker, der Franzosen, der Engländer, der Deutschen, der Nordamerikaner, der Spanier für seine Anschauungen und Plane zu gewinnen. Auch die Rücksicht auf die monarchische Regierungsform der andern europäischen Staaten ließ ihm den Verzicht auf die republikanische Form für Italien als Nothwendigkeit erscheinen. Er suchte

zumal England und Frankreich zu überzeugen, daß eine italienische Nationalmonarchie in ihrem wahren Interesse liege; die österreichische Herrschaft in Italien sei der Hort aller schlechten Regierungen; „darum helft Piemont zur Vertreibung Oesterreichs aus Italien; damit wird zwar die nationale Frage noch nicht erledigt sei, aber wir nehmen das Uebrige auf uns“.

Während Manin wiederholt versicherte, daß er trotz der Erfahrungen von 1796, von 1848 und 1849 die Hoffnung französischer Hülfe nicht aufgeben könne noch wolle, glaubte er sein unversöhnliches Mistrauen in das Wort Oesterreichs nur zu glänzend gerechtfertigt zu sehen. Oesterreich, sagte er im November 1853, mache es fort und fort, wie es von 1815—48 gethan, es werfe diejenigen, von welchen es an Einhaltung seiner Versprechungen, seiner Gesetze erinnert werde, ins Gefängniß. „Am Tage des Einzugs der Oesterreicher in Venedig, im August 1849, war der gesetzliche Zustand Oesterreichs der einer constitutionellen Monarchie, welche durch eine vom Kaiser selbst im März 1849 octroyirte Verfassung regiert wurde. Nach dieser Verfassung bildete Oesterreich eine Art von Föderativstaat, in welchem jeder Theil, auch die italienischen Provinzen, seine besondere Verfassung haben sollte. In diese legale Stellung traten wir als Glieder des österreichischen Reichs ein. Aber das Gehässigste, das Unerträglichste an der österreichischen Tyrannei ist ihre List, ihre Heuchelei, ihre Wortbrüchigkeit. Diese constitutionelle Föderativstaatsverfassung wurde ohne weiteres ebenso willkürlich durch einen absolutistischen Einheitsstaat umgestürzt.“

„Selbst die Bedingungen der Capitulation Venedigs“, fährt Manin fort, „welche durch Oesterreich selbst auferlegt waren, wurden auf eine unwürdige Weise verletzt. Denn erstens war für alle, mit Ausnahme der frühern

österreichischen Offiziere und der 40 namhaft gemachten Verbannten, für alle andern ein Generalpardon stipulirt. Zweitens war stipulirt, daß auch die nicht von der Amnestie ausgeschlossenen Personen die Erlaubniß zur Abreise haben sollten. Somit ist evident, daß Oesterreich weder auf die Güter derer, welche es zur Abreise nöthigte, noch derer, welche von ihm dazu autorisirt wurden, Beschlag legen konnte, daß die Thatsache der Abreise keine Art von Vergehen feststellen konnte. Was thut aber Oesterreich? Vier Jahre später bemächtigte es sich unter dem Vorwande der offenbaren Complicität an den durch Mazzini im Februar 1853 in Mailand hervorgerufenen Auftritten aller Güter der politischen Ausgewanderten, der gezwungen wie der freiwillig Ausgewanderten ohne Unterschied, obgleich man recht wohl weiß, daß von den mehreren tausend lombardo-venetianischen Ausgewanderten vielleicht nicht einer (oder doch nur wenige) an diesem tollen Versuche Antheil hatte."

Manin wollte, da er sich an der Capitulation nicht betheiligt hatte, Oesterreich nicht einmal die Ehre anthun, gegen diese „Wortbrüchigkeit und Rechtswidrigkeit" zu protestiren, da er Oesterreich doch nur als einen „in seinem Vaterlande gelagerten Feind" ansehen könne. Nur die Ueberzeugung, daß dieses „Babylon widerstrebender Nationalitäten" nicht anders handeln könne, mischt der unversöhnlichen Feindschaft Manin's eine fatalistische Ruhe bei.

Nebst Oesterreich sah Manin den Papst als weltlichen Fürsten für den andern „beständigen Feind Italiens" an. „Solange in dem obersten Priester die beiden Gewalten vereinigt bleiben", schreibt Manin, „solange kann er nicht zugleich der Papst und Ehrenmann sein", womit er die Unvereinbarkeit der Pflichten, welche dadurch einem Haupte

aufgebürdet würden, anzeigen will." Das war die Frucht der Erfahrung, besonders in der Probe des Jahres 1848.

Manin sprach seine Ansicht über die weltliche Herrschaft des Priesterstandes seltsamerweise bei Gelegenheit seiner Philippika gegen den politischen Meuchelmord aus. Es handelte sich aber bei beiden Fragen um den in romanischen Ländern so oft erörterten Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ein Satz, welcher von kirchlichen wie von politischen Fanatikern praktisch bejaht zu werden pflegt.

Er hielt es für die Pflicht der rechtschaffenen Nationalpartei, ohne Schonung die Lehre vom politischen Meuchelmord, „die Theorie des Dolchs" zu bekämpfen. Im klaren Bewußtsein, welchen Gefahren er seinen Namen, ja sein Leben damit aussetzte, warf er in einem fliegenden Blatte vom 25. Mai 1856 den Mazzinisten den Handschuh ins Gesicht, indem er den Meuchelmord „zu jeder Zeit, an jedem Orte und für jedes Motiv" verdammt, die italienische Nationalpartei erkläre öffentlich ihre unwiderrufliche Scheidung von den Vertheidigern desselben, um die ehrenwerthen Italiener an sich zu ziehen, um der Verleumdung des italienischen Namens durch Pfaffen und Reactionäre einen Vorwand, einen Grund zu entziehen. „Erwägt, wie viel die katholische Kirche von ihrer Autorität verlor und noch immer verliert, zumal in Italien verliert, während sie sich nicht scheut zum Schutze ihrer weltlichen Interessen Mittel anzuwenden, welche das Gewissen aller verdammt, solange sie dazu so viele verdorbene und verderbliche Diener gebraucht. Die lebendige, wahre Kraft aller und jeder Religion beruht auf der unbestrittenen Reinheit ihrer Moral (dieser Reinheit in der Theorie wie in der Praxis). Die aufopfernde, feurige

Liebe zu unserm Vaterlande ist auch Religion, und sie müßte ihre Autorität verlieren, sobald sie in der Theorie oder durch die That sich vom sittlichen Gefühle entfernen würde."

Wir würden umsonst anderwärts einen Satz aufsuchen, welcher das innerste Wesen des erneuten, geläuterten, gestärkten italienischen Nationalgeistes charakteristischer ausspräche als diese Worte Manin's. Er betheuert, daß nur Liebe zum Vaterlande ihn treiben konnte, diese tödliche, eiternde Wunde desselben aufzudecken. „Unsere Hände müssen rein bleiben, wir dürfen nur zu ehrlichen Waffen greifen, wie sie sich für Tapfere schicken. Ueberlassen wir die Theorie des Meuchelmordes seinen alten Vertheidigern, den Jesuiten, den Dolch den Sanfedisten (den ultraklerikalen Treubündlern)!"

Nicht blos die Meute der alten Meuchelmörder kochte Rache, auch gemäßigtere Zeitungen lärmten gegen diese Beschimpfung des italienischen Namens. Manin aber, sonst so mathematisch wortkarg, — die Folge der Schmerzen, welche ihm jedes Schreiben verursachte — in dieser Sache strömte seine Rede wie flüssiges Eisen und nahm alle, die feierlichsten wie heitere Formen an. Auf die Befürchtungen Pallavicino's für sein Leben antwortete er: „Mein schöner, tapferer Statthalter, wir sind einmal in einem Tanze, in einem wüthenden Tanze, es ist also nicht unmöglich, daß wir dabei den Hals brechen. Aber Geduld! ich war und bin vorbereitet meine politische Laufbahn unterbrochen zu sehen, zum Lohne dafür, daß ich meinem Vaterlande harte, aber heilsame Wahrheiten sagte. Widersteht aber mein politischer Einfluß diesem Stoße, so wird er dadurch wahrscheinlich nur um so stärker. Wir werden es ja sehen!" Indeß that es Manin doch wehe, daß, während alle italienische Blätter, die klerikalen wie die mazzi-

nistischen, ja die Organe der piemontesischen Regierung ihre Zornschalen über ihn ergossen, sich keine Stimme für ihn erhob, daß selbst Pallavicino, „sonst sein einziger Schild und sein Schwert", sich zum Schweigen genöthigt sah. „Denn die Tageblätter sind die öffentliche Meinung"; und diese war seine einzige Waffe zur Befreiung seines Vaterlandes. Statt aller Entschuldigung wies er durch Thatsachen nach, daß aller Grund zu dieser Erklärung vorhanden sei, daß er die Wahrheit gesagt habe. Manin gab sich Mühe zu erfahren, welchen Eindruck seine Erklärung gegen den Meuchelmord, namentlich auch in Deutschland gemacht habe.

Wie er sich über das Verhältniß Italiens und Deutschlands aussprach, erzählt uns Adolf Stahr, welcher Manin im Herbst 1855 besuchte. „Seine Resignation", schreibt Stahr, „war die eines guten Gewissens und des festen Glaubens an die Zukunft seines Vaterlandes und seiner Nation. «Dazu könnt auch ihr Deutschen etwas thun», sprach Manin, «wenn ihr die Vorurtheile gegen uns beseitigen helft, die sich aus trauriger Vergangenheit noch immer forterben. Gerechtigkeit üben gegen ein unterdrücktes Volk soll und kann ein Schriftsteller immer; auch unter der schwersten Beschränkung der heimischen Reaction läßt sich immer etwas thun, man darf nur nicht müde werden. Es gibt eine Wahrheit, die man ohne Gefahr verfechten kann, und diese Wahrheit, in welcher die ganze Zukunft Italiens enthalten ist, lautet für Deutschland: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue selbst auch keinem andern! — Sie wollen eine unabhängige Nation werden. Wir auch. Nationen sind Individuen wie wir einzelne. Das Wohlergehen und Unabhängigkeit, Bildung und Selbstherrlichkeit der einen kann daher nie ein Hinderniß, sondern nur eine Förderung des Wohlergehens und der

Unabhängigkeit, der Bildung und Selbstherrlichkeit der andern sein. Predigen Sie und Ihre Freunde diese Wahrheit! Sie ist das Fundament der neuen Zukunft für alle Völker Europas, wie sie die Erfüllung des Christenthums ist, das man durch die jetzige politische Praxis der Herrschaft und des Einflusses verleugnet, während man es mit den Lippen bekennt.» Seine schönen hellen Augen leuchteten in unbeschreiblichem Glanze, als er mir nach diesen Worten die Hand zum Abschied reichte. Es waren die letzten, die ich von seinen Lippen vernommen." So schreibt Adolf Stahr.

Wir haben gesehen, wie die patriotische Charakter- und Geistesentwickelung Manin's zur Reife gelangte. Manin durfte sich allerdings darauf berufen, daß er und seine Freunde schon im Jahre 1848 bereit waren, ihre republikanischen Ueberzeugungen, die Frage der Verfassungsform dem Bedürfnisse Italiens zum Opfer zu bringen. Auch die den zarten Venetianer instinctmäßig beherrschende Abneigung gegen den ihm gar nicht sympathetischen, starren, zugeknöpften Piemontesen überwand Manin mehr und mehr; geläutert durch das Unglück und die Verbannung warf er diese Abneigung ganz hinter sich. Er gab damit allen andern Italienern, welche noch in einem negativen Municipalismus gefangen lagen, das Beispiel der persönlichen Selbstbefreiung, welche der des Vaterlandes, seiner Auferstehung aus dem Kerker der Fremdherrschaft vorangehen müßte. Zum patriotischen, nationalen Mannesalter gereift, hatte er jenes Kindische: „Ich kann sie einmal nicht leiden", „sie sind mir eben zuwider", weit hinter sich gelassen, weil er sah, daß die Fremdherrschaft und der Despotismus diese particularistische Kinderkrankheit nur zu einer chronischen zu machen brauchen, um sicher fortzubestehen.

Indem Manin diese seine geläuterte Ueberzeugung mit ebenso viel Besonnenheit als Entschiedenheit bei allen sich darbietenden Gelegenheiten geltend machte, gewann er einen „Apostel" um den andern. Besonders wichtig war der Anschluß des Sicilianers Lafarina, welcher äußerst thätige, ebenso kluge als feurige Mann Cavour zu „compromittiren" wußte. Der Graf theilte mit Manin die Ueberzeugung von der leidigen Unentbehrlichkeit der französischen Hülfe, während wenigstens in den gedruckten Correspondenzen der Stifter der Nationalpartei sich darüber keine Silbe findet. Die meisten überschätzten wol die Kräfte der mit Piemont verbundenen Revolution. Auch Garibaldi war gewonnen und hatte sich den Leitern des sich im Sommer 1857 auf Manin's Grundideen hin gestaltenden Italienischen Nationalvereins zur Verfügung gestellt. Einige Jahre lang wurden durch diesen Verein die Verschiedenheiten der Temperamente und der Principien praktisch in den Hintergrund gedrängt; dieser Verein lootste im Frühjahr 1859 12000 Freiwillige aus dem mittelbar oder unmittelbar österreichischen Italien unter die Fahnen Piemonts, er beförderte den Anschluß Toscanas und der Romagna, er bot Garibaldi die Mittel zur Landung auf Sicilien und zur Eroberung dieser Insel, wo erst der verhüllte Zwiespalt zum Ausbruch kam.

Gleichzeitig mit der Bildung des Vereins war Manin für dessen Gründer und Präsidenten erklärt worden. Aber er war in diesem Moment schon sterbend; eine seiner letzten Handlungen war seine Unterschrift des von Lafarina abgefaßten Rundschreibens des Vereins, worin ausgesprochen ist: „Um zum Ziele der Unabhängigkeit und der Unification Italiens zu gelangen, glauben wir, daß die That des Volks nöthig, die Hülfe der piemontesischen Regierung nützlich ist." In der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß

er seinem Vaterlande den allein richtigen, unfehlbaren Weg angezeigt habe, schaute Manin sterbend wie Moses in das Gelobte Land, welches frei von Fremdherrschaft und Eins werden mußte. So starb er in Paris den 22. Sept. 1857. An seinem Grabe durfte keine patriotische Rede gehalten werden.

Sein Freund Ary Scheffer hat ein treffliches Porträt Manin's hinterlassen; die auch von Natur und durch Schicksale feinfühlige Herzogin von Orleans wußte das intime Verhältniß der beiden Männer tief zu würdigen. Die beste Schilderung der schlichten, festen, äußern Persönlichkeit Manin's gibt uns Stahr.

Wir theilen zum Schluß eine merkwürdige Selbstzeichnung Manin's mit; wir möchten sie ebensowol eine Physiologie als eine psychologische Geschichte seines Wesens und seiner Thaten nennen. Sie ist eine der wenigen Aufzeichnungen, welche ihm während der acht schweren Jahre der Verbannung sein nervöses Herz- und Kopfleiden erlaubte.

„Die Unordnung", schreibt er, „macht auf mich einen abstoßenden Eindruck [8]); dieser Eindruck ist bei mir nicht blos Sache des Verstandes, sondern des Instincts, wie ich dasselbe Gefühl der Abstoßung gegen alles habe, was den Gesetzen der Harmonie entgegen ist, gegen einen ungestalteten Anblick, gegen einen Mißton, gegen ein schlecht stehendes Kleid. Indeß ist die Unordnung ein zum Beginn der Revolution nothwendiges Werkzeug; ich ergab mich darein, als in eine schmerzliche Nothwendigkeit; sobald ich aber glaubte, daß diese unvermeidliche Nothwendigkeit aufgehört habe, bot ich all meine Kraft auf, um sie zu bekämpfen. Es ist damit wie mit der Nothwendigkeit, sich bei einer guten, nützlichen Operation die Hände zu beschmuzen; sobald diese Nothwendigkeit aufhört, beeilt sich jeder, welcher kein Freund der Unreinlichkeit ist, seine Hände zu waschen.

„Nie wollte ich für Anzeige verheimlichten Silberzeugs eine Belohnung zugestehen. Ich habe mich stets jedes Wahlmanövers enthalten.

„Das Volk hat edle, es hat auch brutale Instincte. Wehe, wenn man es den Weg der letztern betreten läßt! Es wird ein wildes Thier. Das erste vergossene Blut erweckt den Blutdurst; ist es einmal auf dem Weg der Grausamkeit, der Wildheit, so gibt es keinen Ausweg mehr; man kann weder zurückgehen, noch sich anhalten. Daher die Nothwendigkeit, von Anfang mit verzweifelter Energie sich dem zu widersetzen.

„Ich sagte in den ersten Zeiten zu Toffoli, als er meine Popularität rühmte: Dieses Volk, welches jetzt ruft: Manin lebe! — wird binnen kurzem rufen: Tod Manin! und ich sagte dies mit der Ueberzeugung, daß es so sein müßte. Aber ich täuschte mich. Der Bestand meiner Popularität bis in die letzten Tage machte mich erstaunen und flößte mir eine tiefmelancholische Rührung ein.

„Man hatte mir bemerkt, ich würde einen größern Zauber geübt haben, wenn ich mich mit Pomp umgeben hätte. Ich glaube das Gegentheil. Der Pomp widerte auch meine Gewohnheiten, meine Gefühle an, zumal bei der Kenntniß, welche ich von der traurigen Lage des Landes hatte. Die Enthaltung von allem Pomp ist auch ein Anzeichen von der Geneigtheit in das Privatleben zurückzutreten.

„Die Ueberegregtheit meiner Kräfte bringt Wirkungen hervor, welche fürwahr nichts Gewöhnliches sind. Fehlt mir diese Steigerung, so finde ich mich unterhalb des Gewöhnlichen; ich fühle mich unfähig selbst das zu thun, was mittelmäßige Menschen mit Leichtigkeit thun. Meine Thätigkeit hat unter dem Reiz einer beinahe fieberhaften Aufregung etwas Wunderbares; ohne diesen Stachel ist sie

beinahe Null. Ich war oft von einem lebhaften Gefühl der Mattigkeit beherrscht, wodurch in mir ein lebendiges Verlangen nach Ruhe erweckt wurde, und zwar nach der dauernden Ruhe, welche man im Grabe findet. Meine Lossagung vom Leben war vielleicht zum Theil Trägheit. Der Act des Lebens müßte bei einer gesunden Persönlichkeit an und für sich ein Vergnügen sein; für mich war er von Kindheit an beständig mühselig und ermüdend. Ich habe mich stets müde gefühlt. So waren mir denn kühne oder vielmehr verwegene Thaten durch eine gewisse Abneigung gegen das Leben erleichtert, da mich diese gegen die Gefahr das Leben zu verlieren unempfindlich machte. Erhob sich eine Gefahr, und stieg damit der natürliche Instinct sich ihrer zu erwehren auf, so triumphirte ich doch alsbald über denselben, indem ich mir sagte: Und wenn du auch dein Leben dabei lassen müßtest! Ist denn für dich das Leben ein Vergnügen? Manchmal sagte ich mir jedoch auch, ich könnte ja nicht getödtet, sondern verstümmelt werden, und dann flößte mir die Perspective langer scharfer Leiden, einer durch neue Lasten verschlimmerten Existenz ernstliche Befürchtungen ein; ich gab mich aber wieder der Hoffnung hin, daß wenn ich getroffen würde, ich sogleich oder bald todt wäre. Wiederholt, namentlich aber während der letzten Tage der Vertheidigung, fühlte ich das Verlangen von einer Geschützkugel getroffen zu werden. Ich glaubte, dies wäre für unsere Sache nützlich. Ich hatte meine Mission erfüllt; mein Andenken, durch den Märtyrertod geheiligt, hätte unsere Sache besserer Dienste geleistet als ein unnützes, im Exil hingeschlepptes Leben.

„Ich stürzte mich auf Tod und Leben in die Revolution und opferte ihr alles; ich hielt es für eine Unmöglichkeit sie zu überleben. Ich dachte nicht daran mir und meiner Familie im Fall des Mislingens einen Weg der

Rettung, eine Zuflucht oder Existenzmittel zu sichern. Ich dachte sogar nicht daran, mich mit Documenten und Notizen zur Vertheidigung meiner Ehre gegen Anschuldigungen zu versehen. Ich hatte sozusagen keine Sorge um das, was man über mich nachgehends sagen könnte; ich nahm mir selbst die Mühe nicht, die gedruckten Probebogen der Reden, welche ich an die Versammlung gehalten hatte, durchzusehen, obgleich sie von ungeschickten Stenographen entwürdigend verunstaltet wurden. Ich sage dies nicht um zu loben, sondern ich berichte blos.

„Was ich an den Italienern nicht liebte, war ihre Gewohnheit zu viel zu declamiren und überhaupt zu übertreiben; ich zog das Gegentheil vielleicht bis zum Extrem vor. Ich enthielt mich möglichst der Phrase. Mir war stets ein Wort von Tommaseo im Sinn: Der wahrhaft tapfere Soldat kämpft schweigend. Die Fremden nennen uns Großsprecher; ich wollte, daß es unmöglich wäre dies von den Venetianern zu sagen. Wir haben bewiesen, daß unser heiliges Geburtsland, so fruchtbar an allen Gattungen von Größen, immer noch nicht blos Soldaten hervorbringt, welche auf dem Schlachtfelde mannhaft streiten, Märtyrer, welche heldenmüthig auf den Blutgerüsten sterben, sondern auch Staatsmänner und Diplomaten erster Ordnung.

„Ich höre öfters sagen, daß die Erfolglosigkeit der großen italienischen Bewegung von 1848 der Loyalität, der Mäßigung, dem Edelmuthe zuzuschreiben ist, welche wir gegen unsere Feinde zeigten. Ich glaube dies ist ein Irrthum und zwar ein verderblicher Irrthum. Wir haben es nicht zu bereuen, wir haben uns zu rühmen, daß wir uns loyal, gemäßigt, edelmüthig selbst gegen unsere Feinde gezeigt haben. Das innerste Gefühl der sittlichen Ueberlegenheit wird in der materiellen, wieder gut zu machenden Niederlage eine Stütze und eine Macht. Selbst wenn man,

was ich nicht einmal glaube, durch Mittel, welche das sittliche Gefühl verwirft, hätte siegen können, so wäre ein solcher Sieg zu theuer erkauft, er wäre weder wahrhaft nützlich, noch nachhaltig gewesen. Mittel, welche das sittliche Gefühl verwirft, tödten sittlich, selbst wenn sie materiell nützlich wären. Kein Sieg verdient gegen die Verachtung seiner selbst in die Wagschale gelegt zu werden."

Die Achtung seiner selbst und seines Volks ist die schöne Beute, welche Manin in dem harten Kampfe gewann. Selbst Mazzini, gegen welchen die letzten Sätze wie Schwertschläge geführt sind, sein Haß, seine Wühlereien vermochten weder Manin's Andenken zu beflecken, noch die geistige Macht der großen Nationalpartei zu brechen und Italien zu einer Horde Assassinen zu machen. Der Zweck, welcher Manin während seiner unerschütterlichen Vertheidigung Venedigs vorschwebte, welcher ihm erlaubte all die schweren Leiden des Volks auf sein zartes Gewissen zu nehmen, war: den Italienern selbst und allen Völkern durch Kampf und Tod zu zeigen, daß das italienische Volk der Unabhängigkeit würdig sei. Mit stolzem Bewußtsein durfte der Verbannte schreiben: Wir haben es erprobt, und erproben es noch, daß wir uns zu regieren wissen, wir haben die Freiheit gebraucht, ohne in Anarchie zu fallen.

Das ist die Sonne, welche immer wieder durch den düstern Himmel der Verbannung bricht. In der vorhergehenden Selbstsection erkennen wir den kranken Mann, welcher gewohnt ist, seine körperlichen Leiden und ihren Einfluß auf die Seelenkräfte zu beobachten. Das ist Resignation voll Klarheit; aber Resignation nur für seine Person, während die Hoffnungsfrische für sein Vaterland ihn noch bis zum letzten Hauche dafür thätig erhielt. Hat

Manin auch seinem militärischen Muth den Ruhm abgesprochen, sein hoher Bürgermuth, die unverwelkliche Liebe, das unerschütterliche Vertrauen des in seinen edelsten Organen „Verstümmelten" zu seinem Volke, die heldenmüthige, opferfrohe Humanität, das bleibt ihm als edelste Gabe des Himmels und als große, freie, eigene That.

Anmerkungen.

---

1) Weitere charakteristische Vorfälle auf diesem Nationalcongreß s. in meiner „Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart", I, 327, 328.

2) Die Daten unserer Erzählung weichen manchmal von denen bei Martin ab, indem wir Veranlassung haben die seinigen nach den Documenten zu berichtigen.

3) Schon damals sprach der Bericht des französischen Ministers von einer Compensation, welche Frankreich wegen der Vergrößerung Piemonts zum subalpinischen Königreich zu verlangen hätte. Das ministerielle Organ „Le bien public" schrieb vom 20. Juni 1848: „La république française doit réclamer garantie, indemnité, compensation pour cette nouvelle extension de territoire et cette accumulation de forces que le roi de Sardaigne viendrait reporter de la Lombardie sur notre frontière. Nous ne pouvons pas laisser à quelques marches de Lyon et de Toulon, à nos portes, sur nos flancs, un état élever à l'improviste, par son accroissement de population, le chiffre de son armée de cent mille à deux cent mille soldats." Man hatte wol in Paris eine instinctive Ahnung von dem Plan des österreichischen Ministeriums, durch Englands Vermittelung das vergrößerte Piemont in „ein Vertheidigungssystem mit Oesterreich gegen Frankreich" zu verbinden.

4) Martin als echter Franzose stellt es so dar, als sei die Krise über der Frage entstanden, ob Italien französische Hülfe anrufen solle oder nicht; diese Frage stand in zweiter Linie.

5) Es wird auf diese, obgleich interessanten Versuche hier nicht weiter eingegangen, da dies in meiner „Geschichte Italiens",

II, zweite Hälfte, 52—127, geschehen ist. Nur das Wichtigste daraus und einige Ergänzungen aus den Documenten Planat de Lafaye's werden gegeben.

6) Es liegen uns leider wieder nur französische Uebersetzungen dieses Artikels vor; in den Urkunden bei Planat de Lafaye heißt es: „pour que jamais il se résigne à voir de nouveau"; bei Martin heißt es: „pour qu'il se résigne jamais à voir tranquillement reparaître." Jenes ist wol der buchstäbliche Text, letzteres der Sinn, wie ihn das feinfühlige venetianische Volk zwischen den Zeilen seines Manin herauslas. Blos materiell aufgefaßt erscheint diese Ansprache wie ein Programm zu längerm Widerstande, dennoch nahm sie wol niemand dafür.

7) Diese kleine Kirche liegt unweit des Canale grande, zunächst der großen, altberühmten Kirche dei Frari, wo neben Fürsten von Este und neben Dogen unter edeln Denkmälern die Fürsten der Kunst Tizian und Canova ruhen.

8) Dasselbe sagt Goethe von sich bei Gelegenheit der Räumung von Mainz; bei ihm überwog aber, wie er selbst urtheilt, die instinctive Abneigung gegen Unordnung selbst über das Rechtsgefühl; bei Manin war es umgekehrt.

Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum.

Von

Heinrich Asmus.

1.

Die Frauen.

Es ist nicht zu leugnen, daß in Griechenland, diesem Lande der Civilisation, das Weib mit wenig Achtung behandelt und nicht nur gänzlich von allem Umgang mit Männern fern gehalten, sondern auch zur strengen Einsamkeit in die „Gynäkonitis" (weibliche Gemächer) verwiesen wurde. In dem alten Rom war dies anders. Hier genossen die Frauen die größte Achtung und Ehrerbietung, und durften ohne Bevormundung an allen öffentlichen Vergnügungen theilnehmen.

Schon nach vollendetem vierzehnten Lebensjahre war die Tochter eines römischen Bürgers mannbar und wurde von nun ab „Domina" (gnädiges Fräulein) genannt, wie der griechische Philosoph Epiktet in seinem Sittenbüchlein „Enchiridion" mittheilt, sich aber zugleich als ein bärtiger, ungeschliffener Stoiker kund gibt, indem er die boshafte Bemerkung macht, daß man die Weiber in der Titulatur nur deshalb zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht zu fürchten habe und sie nur durch Toilettenkunststückchen gefallen und herrschen könnten. Doch achten wir nicht weiter auf den Spötter!

Wenn dennoch, trotz der ebenerwähnten Freiheit, die römischen Frauen selten im öffentlichen Leben erscheinen,

so gründet sich dies weniger auf das Gesetz als auf die guten Sitten. Anfangs war es ihnen sogar gestattet, klagend vor Gericht zu erscheinen, was jedoch später ihnen wieder entzogen wurde, da einzelne Frauen diese Erlaubniß schamlos gemisbraucht hatten. Dagegen war es ihnen zu allen Zeiten gestattet, als Zeugen vor Gericht aufzutreten, wovon selbst die Vestalinnen Gebrauch machten. Die römischen Frauen durften also nicht nur allein das Haus verlassen, wann sie wollten, sondern sie konnten auch an allen öffentlichen Schauspielen theilnehmen und im Verein mit ihren Männern selbst einem festlichen Mahle beiwohnen — mit Einem Worte, sie genossen völlige Freiheit. Erst viel später, nach der Zeit der Republik, traten Beschränkungen ein, als die Männer und Frauen sich im üppigen Lebensgenuß und in der Verschwendung überboten, als die frühere Schamhaftigkeit und Keuschheit der Frauen immer lockerer wurde, während der Luxus und die Verschwendung alles Maß überschritten — erst mit Beginn dieses Sittenverfalles sehen wir eine große Veränderung in den Verhältnissen der römischen Frauen: sie werden von ihren Männern nicht mehr geachtet wie früher, und um sich für diese Vernachlässigung ihrer Ehemänner schadlos zu machen, hielten sich gar bald viele römische Frauen einen — Cicisbeo. Die natürliche Folge war: die immermehr zunehmende Ehelosigkeit der Männer und der größte Leichtsinn in den Ehescheidungen.

Genau genommen war die römische Ehe zweierlei: die wirkliche und die sogenannte „wilde“ Ehe. Die erste stand mit dem Rechte Kinder zu haben nur den Freien zu, die letztere den Sklaven. In Hinsicht der Form jedoch gab es drei verschiedene Arten von Ehen. Durch die strengere Form der Ehe trat die Frau gänzlich aus ihrer Familie heraus und ging in die des Gatten über.

Von dem Ceremoniell ist wol manches bekannt geworden, allein man muß die allgemein hochzeitlichen von den von der Willkür eines jeden Brautpaars abhängenden Gebräuchen wohl unterscheiden. Die feierliche Abholung der Braut aus dem älterlichen Hause nach der Wohnung des Bräutigams fand nun zwar bei jeglicher Hochzeit statt, ohne daß sie jedoch nothwendig noch gesetzlich war.

Am gewöhnlichsten geschah dies „Rauben der Braut aus der Mutter Schos" (ex gremio matris) am Abend und zwar unter dem Schutze der Juno bei Fackelschein, unter Absingung eines Hymenäus, unter Flötenspiel und im Geleite der Verwandten, Bekannten und Freunde, unter denen die „Pronubä" durchaus nicht fehlen durften. Um dem Zuge noch mehr Relief zu geben, nahm jede der begleitenden Personen nur ein Stück des neuen Hausgeräths, darunter namentlich die Spinngeräthe der Braut, in einem eigens dazu ausersehenen Gefäße. Noch jetzt wird im Orient durch zwölf Sklaven hintereinander getragen, was ein einziger tragen könnte, wie man bei hochzeitlichen Processionen der heutigen Türken wahrnimmt. Jedoch gab es bei den römischen Hochzeiten, nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit, weibliche und männliche Brautführer mit Fackeln, die man „Daduchen" nannte. Häufig war es auch Sitte, daß die Braut, wenn sie beim festlich geschmückten Hause des Bräutigams angekommen war, die Thürpfosten schmückte und mit Schweinefett salbte; und ebenso häufig ward die Braut über die Schwelle des Hauses gehoben. Der Grund dieser „handgreiflichen" Ceremonie dürfte vielleicht darin zu finden sein, daß man eine üble Vorbedeutung vermeiden wollte, indem es bei den Römern für ein böses Omen galt, wenn die Braut beim Ueberschreiten der Thürschwelle mit dem Fuße strauchelte. Daß aber die Braut

unmittelbar nach dem Hinüberheben auf ein Schaffell treten mußte, ist nicht stichhaltig.

Dagegen ist es erwiesen, daß die Hauptfeierlichkeit erst im Hause des Bräutigams stattgefunden. Die Braut nämlich begrüßte den ihr entgegentretenden Bräutigam mit der üblichen symbolischen Formel; dieser entgegnete wahrscheinlich der Braut ebenso. Etwas Genaues darüber besitzen wir nicht; allein das möchte doch wol irrig sein, daß der Braut von dem Bräutigam die Schlüssel des Hauses überreicht worden. Dafür ist es aber als gewiß anzunehmen, daß der Bräutigam die Braut mit Wasser und Feuer empfing und ihr beide Elemente zur Berührung darbot; was jedenfalls eine bedeutungsvolle Ceremonie war. Darauf folgte eine religiöse Feierlichkeit im Beisein von zehn Zeugen — so wollte es die römische Sitte. Das Eigenthümliche dieser Ceremonie ist aber leider nicht mehr bekannt, nur so viel ist ohne Zweifel sicher, daß die Braut und der Bräutigam gemeinschaftlich Brot aßen und ein Zusammenfügen der Hände stattfand. Ob nun die Neuvermählten während des ganzen Actes auf einem Felle gesessen oder gestanden, wie einige wollen, kann gleichgültig sein; dafür wollen wir aber nicht unerwähnt lassen, daß, wenn auch nicht immer, doch häufig am Schlusse der Hochzeitsfeier ein Ehecontract aufgesetzt wurde, der sich auf die Vermögensverhältnisse u. s. w. bezog und den alle anwesenden Zeugen unterschreiben und besiegeln mußten. Anfangs kannte man allerdings diese Sitte nicht; als aber die Ehe ohne „Manus“ allgemein wurde, machte sich das Bedürfniß eines solchen Contracts immer fühlbarer.

Bei weitem bestimmter als diese Nachrichten lauten die über den Anzug der Braut. Die junge Dame trug eine Tunica („Regilla“) von weißer und einen Schleier und ein Haarnetz von hochgelber Farbe. Die Tunica war mit

wollenem Gürtel gegürtelt und dem sogenannten herculischen Knoten geknöpft. Daß auch die Schuhe von gelber Farbe gewesen, ist nicht erwiesen. Eigenthümlich aber war der Haarschmuck der Braut: auf jeder Seite des Kopfes waren drei Locken angebracht, die jedoch nicht mit den gewöhnlichen Instrumenten, von denen wir später sprechen werden, geordnet waren, sondern wozu die symbolische „Hasta cölibaris“ benutzt wurde.

Nach der feierlichen priesterlichen Verbindung folgte, wie überall, ein festliches Mahl, das damit endete, daß Nüsse ausgeworfen wurden. Nach aufgehobener Mahlzeit geleiteten die Pronubä die Braut zu dem „Lectus genialis“, während vor der Thür des Schlafzimmers Hymenäen und schlüpfrige Lieder gesungen wurden. Schon am kommenden Morgen übernahm die junge Frau das Regiment des Hauses und begann dasselbe mit einem Opfer am Altare ihres Gatten. Im Verlauf des Tages fand sodann noch eine Nachfeier statt.

Ganz besonders sahen die Römer bei der Wahl der Hochzeit auf den Tag. Fast ängstlich vermieden sie die nach ihrer Behauptung unglückbringenden, die „Kalenden“, die „Nonen“ und die „Idus“; desgleichen die „Feriä“. Selbst auf die Monate wurde Rücksicht genommen und nicht leicht der Mai zu einer Hochzeitsfeier gewählt; ebenso wenig die erste Hälfte des Juni, wol aber die zweite.

Bei den Griechen mußte, namentlich in Athen, der Vermählung eine Verlobung vorangehen, wenn die Ehe Gültigkeit haben sollte; bei den Römern war dies nicht der Fall, wenigstens war sie nicht wesentlich nothwendig, wenn auch schon ein Anhalten um die Braut, bei deren Vater, Vormund oder Bruder vorangehen mußte. War die Zusage gegeben, so wurde ein einfaches Familienfest gefeiert, und nicht selten empfing die Braut einen Ring als symbolisches

Unterpfand der Treue; auch erhielt der Bräutigam wol ein Geschenk von der Braut. Erst später wurden werthvollere Gegenstände als Unterpfand gegeben, die der zurücktretende Theil einbüßte. Allein das Verlöbniß, selbst wenn es schriftlich eingegangen war, war doch für keinen der beiden Theile bindend und es konnte weder in Rom noch in Athen deshalb eine Klage eingeräumt werden — kurz, beide Theile konnten ohne Nachtheile das eingegangene Verhältniß zu jeder Zeit wieder auflösen.

Aber ganz ohne Rechtsgültigkeit war die Verlobung doch auch nicht. Freilich währte dieselbe nur solange das Verhältniß zwischen Braut und Bräutigam bestand, und es war infamirend, wenn ein Theil während der Dauer ein anderes Verlöbniß einging, ohne das erste gelöst zu haben. Ein solcher Schritt konnte den Bräutigam selbst dann nicht entschuldigen, wenn er die Braut der Untreue bezichtigen konnte. Und ebenso leicht als eine Verlobung rückgängig zu machen, war auch die Ehe selbst zu jeder Zeit zu lösen, ohne daß es der Staatsgewalt irgend möglich gewesen wäre, hemmend einzuschreiten; nur mußte vorher das Hausgericht der Verwandten gefragt werden. Allein die Priesterehen waren bei den Römern unauflöslich.

Die geschiedene Gattin konnte sich sowol zum zweiten mal vermählen, als auch die Witwe nach vollendeter Trauerzeit; jedoch geschah dies nicht ohne Nachtheil für den Ruf der Frau und überdies waren bei der zweiten Verheirathung einige äußere Formen weniger ehrenvoll als bei der ersten. Absichtliche Ehelosigkeit hielt der alte Römer nicht nur für tadelnswerth, sondern selbst für strafbar. Und doch waren die Ansprüche, welche vornehme Frauen machten, derart, daß einem Manne wol die Lust zum Heirathen vergehen konnte; vollends erst, wenn die Frau dem Manne eine bedeutende Mitgift zugebracht.

2.
Haarschmuck und Schminke.

Aus jener Zeit, wo in Rom die Reichthümer einer geplünderten Welt mit genußsüchtigem Uebermuthe verpraßt wurden, klingen über die Putz- und Prachtliebe der Römerinnen so wunderbare Schilderungen zu uns herüber, daß man wol versucht wird, der Morgentoilette einer römischen Dame, wenn auch nur im Vorübergehen, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Freilich könnten wir nach den Worten des großen Sittenmalers Lucian: „Sollte jemand eine (römische) Dame in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus dem Morgenschlafe erhebt, so würde er glauben, er begegnete einer Meerkatze oder einem Pavian, mit denen beim ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen wir im gemeinen Leben für eine sehr ominöse Vorbedeutung zu halten pflegen" — einigen Anstand nehmen, weiter in die Sache einzugehen und uns kurz auf zwei ehrwürdige Kirchenväter, den Zuchtmeister Clemens von Alexandrien und den Tertullian berufen, die bereits im 2. und 3. Jahrhundert über den Putz und die Putzliebe der Frauen im Alterthum geschrieben haben. Allein wir besorgen, den Einwurf hören zu müssen, der erste sei ein Satiriker und die beiden frommen Männer hätten Strafpredigten gehalten, wie sie noch jetzt hier und dort von den Kanzeln erschallen.

Es sei darum gewagt!

Aber wir müssen dem trefflichen, nur mitunter etwas über die Schnur schlagenden Lucian hier doch beipflichten, denn in Wahrheit, die aus dem Schlummer erwachte Domina hat wirklich eine große Portion Widerwärtiges in ihrem Ansehen, ohne es auch nur im geringsten bestreiten zu wollen, daß der Ausdruck „Meerkatzenphysiognomie" kein

gewählter, aber doch ein bezeichnender ist. Das ganze Gesicht der Dame ist über und über mit einem Teige von Brot, das mit Eselsmilch befeuchtet worden, belegt. Die Eselsmilch nämlich wurde schon von den ältesten Völkern nicht nur als Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen, und über ihre Zartheit gingen im Alterthum die wunderlichsten Sagen. So behauptet Synesius, um nur eins anzuführen, daß sie sich in wenigen Tagen selbst verzehre, wenn man sie aufbewahre. Wider die Auszehrung galt sie bei den Alten allgemein als sicheres Heilmittel, und daß einige Frauen sich gerade siebenzigmal des Tages in Eselsmilch badeten und wuschen, sowie die Sage, daß Nero's Gemahlin, Poppäa, auf ihren Ausflügen immer von ganzen Heerden Eselinnen begleitet worden, um sich in der Milch dieser Thiere baden zu können, finden wir schon bei Plinius aufgezeichnet. Auch erzählt Vigneuil Marville, der Arzt Guy Patin in Paris habe schon zu seiner Zeit die Bemerkung gemacht, daß viele Personen durch den Genuß der Eselsmilch das achtzigste Lebensjahr erreichten. Kein Wunder, wenn daher Dichter dem Esel eine Lobrede hielten und Maler ihn in allerlei Situationen darstellen, wie Böttiger in seiner „Sabina" mittheilt.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu der erwachten Domina zurück.

Die Nacht über ist der ebenerwähnte Schönheitskleister getrocknet und gibt dem Gesichte das Ansehen eines zersprungenen Kalkübergusses, wie auch Juvenal diese Brotincrustation ausdrücklich benennt. Die Haut ist aber freilich durch den Brotteig, den die berüchtigte, vorhin erwähnte Poppäa erfunden haben soll, außerordentlich zart und weich erhalten. In dem Moment, wo die Gebieterin die Vorhänge vor dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt, tritt ein Schwarm von harrenden Sklavenmädchen, sechzehn

an der Zahl, ihr entgegen, um ihr hülfreiche Hand beim Ankleiden zu leisten. Denn wie in Aegypten jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers seinen eigenen Arzt hatte, so war auch bei einer römischen Dame von Stande für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, auszumalenden und aufzuputzenden Körpers eine eigene Sklavin auserkoren, die jahrein jahraus nichts anderes zu thun hatte, als das ihr übertragene Geschäft, das sie in Wahrheit denn auch wie ein Lehrjunge sauer genug erlernt hatte, auszuüben.

Nachdem die Herrin nun von ihrer Dienerin „Skaphion" mit frischgemolkener, lauwarmer Eselsmilch von dem Brotkleister befreit, mithin die Meerkatzenphysiognomie beseitigt worden, treten die Schminkmädchen, die Weiß- und Rothauflegerinnen, die Augenbrauenmalerinnen und die Zahnputzerinnen heran, deren sämmtliche Geschäfte man mit dem griechischen Mode- und Kunstausdruck „Kosmetik" belegte. Wie heutzutage an der Toilette mancher deutschen Dame nur das als echt und schön erscheint, was französisch klingt, so affectirten auch die Römerinnen alle Gegenstände, die zum Putz gehörten, griechisch zu benennen. Deshalb hatten alle Gegenstände des Putzes, alle Putzmädchen und Aufwärterinnen, selbst wenn sie aus dem nächsten Dorfe gebürtig waren, griechische Namen. Und wie hätte nun gar eine Schminke sich empfehlen können, die nicht mit einer griechischen Etikette versehen war?

Also die „Kosmeten" schreiten an ihre Arbeit; folgen wir ihnen.

„Phiale", das Schminkmädchen, beginnt damit ihr Geschäft, daß sie die rein gewaschenen und geglätteten Wangen ihrer Gebieterin mit Weiß und Roth bemalt. Ehe sie jedoch an diese kosmetische Operation sich wagt, haucht sie einen metallenen Spiegel an und reicht denselben zum — Beriechen ihrer Herrin dar. Nickte die Dame nun mit dem

Kopfe, so hatte Phiale einen reinen, wohlriechenden Athem, schüttelte sie dagegen heftig das Haupt, so hatte das Mädchen es versäumt, am Morgen genug Pastillen zu kauen, und bekam Strafe, d. h. ward an den Block gebracht, und ein anderes Mädchen mußte auftreten, um die Schminke mit Speichel aufzutragen, denn nur so konnte sie die gehörige Glätte und Dauer erhalten.

Schon die Alten besaßen ein ganzes Receptbuch von Schminken, wobei aber immer der Speichel als Hauptingredienz erscheint, namentlich der Speichel einer nüchternen Frau. Diese Schminke, womit die Frauen Gottes Schöpfung verpfuschten, wurde wie ein Amulet in Elfenbein und Bergkrystall aufbewahrt und begriff das kostbarste Stück der weiblichen Toilette in sich. Außer dem saturnischen, ätzenden Bleiweiß — das schon damals ein sehr beliebtes Schminkmittel war — bestanden alle übrigen Schminken jedoch aus dem Pflanzen= und Thierreiche und waren also weniger zerstörend für die Gesundheit als die meisten Schönheitsmittel jetziger Zeit. Den Hauptbestandtheil der rothen Schminke nämlich bildete ein Moos, das noch augenblicklich an den Küsten des Mittelmeers gefunden wird und aus dem die Bewohner jener Gegenden das Lackmus bereiten; es war schon den Griechen und Römern unter dem Namen „Fucus" bekannt. Auch bediente man sich noch anderer Farbepflanzen, namentlich der Anchusa tinctoria und gegen die Sommerflecken und Hautausschläge benutzte man einen aus dem Schmuz der attischen Schafe abgekochten Extract und den pulverisirten Krokodilmist aus Aegypten.

Während nun Phiale noch mit der Malerei beschäftigt ist, harrt bereits „Stimmi" voll Ungeduld auf das Zeichen der Herrin, um ihre Augenbrauen und Augenwimpern mit einer feinen Schwärze von pulverisirtem Bleiglanz, Spießglas oder Wismut, schlechtweg „Ruß" (fuligo) genannt, zu

bemalen. Denn was noch jetzt bei den orientalischen Frauen als Verschönerungsmittel gilt, sich Wimpern und Brauen schwarz zu bemalen, war auch bei den Römerinnen die unabläſſigſte Bedingung einer schönen Frau; und je mehr diese geschwärzten Augenbrauen den Skorpionscheren gleichen, für desto hübscher hielt sich deren Besitzerin.

Hatte Stimmi so aus ihrer Gebieterin eine „farrenäugige Juno" geschaffen, mit Vater Homer zu reden, so trat an ihre Stelle „Mastiche", die Zahnbürsterin, und überreichte der Dame Mastix von der Insel Chios, das die Römerinnen jeden Morgen gegen die Fäulniß der Zähne zu kauen pflegten — natürlich, wenn sie noch Zähne hatten. Häufig geschah es aber nur zum Schein; so auch bei unserer Domina. Die Zähne, welche in einer niedlichen Kapsel den profanen Blicken entzogen waren, werden von der fingerfertigen Mastiche soeben in das zahnlose Fleisch ihrer Herrin eingereiht und bedürfen durchaus keiner weitern Politur, so künstlich sie auch sein möge.

Diese Täuschung, mit falschen Zähnen zu prunken, ist so alt, daß schon in den ältesten Gesetzbüchern der Römer, in den „Zwölf Tafeln", der Fall erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche, mit Gold eingesetzte Zähne gehabt hatte. Und aus Martial's Sinngedichten müssen wir schließen, daß dieser Zahnbetrug allgemein gewesen ist, da er redend das Zahnpulver mit folgenden Worten einführt:

Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen
Mädchen — keine gekauften Zähne putz' ich!

Die Männer protestirten allerdings gegen dergleichen zusammengeflickte Schönheit — aber was half's? Die allgebietende Göttin Mode äußerte schon damals bei ihren Verehrerinnen ebenso viele magnetische Anziehungskraft als noch in diesem Augenblicke. Und wenn selbst ein Porträt=

maler geäußert — wie behauptet wird — „er habe nie ein anderes Werk copirt, als was er und der liebe Gott geschaffen“, so wird das doch nichts gefruchtet haben, da ja selbst folgendes beißende Epigramm erfolglos seine Pfeile gegen den optischen Betrug der Römerinnen schleuderte:

Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen!
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidenes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir „Ich liebe dich!“ sagen.
Was er liebt, bist du nicht — was du bist, liebet kein Mann!

Doch ich lenke ein. Die Dame hat ihre Toilette bei weitem noch nicht vollendet, wenn auch die Schminkmädchen und Zahnputzerinnen zur Zufriedenheit ihrer launenhaften Gebieterin ihr Geschäft beendet haben und bereits abgetreten sind. Es erscheinen die Haarschmückerinnen mit dem künstlich erworbenen oder selbsterzeugten Haarvorrath auf dem Arm und wissen mit der von ihnen erlernten Kunstfertigkeit die zierlichsten Flechten und Locken hervorzuzaubern. Diese Fertigkeit ist ihnen aber nicht über Nacht gekommen! Nach römischen Gesetzen mußten diese Mädchen mehrere Monate lang bei einer geschickten Meisterin in die Lehre gehen. Eine, die nur zwei Monate gelernt, wurde im Gesetzbuche noch für keine vollendete Künstlerin im Haarflechten gehalten — ein Beweis, welchen großen Werth die Römerinnen auf den Haarschmuck legten.

Aber wie wunderbar wechseln doch die Launen der Mode!

Heutzutage liest man in allen Zeitungen und Intelligenzblättern Ankündigungen und Lobpreisungen von Salben und Tincturen, um helle Haare in dunkle verwandeln zu können; bei den Römerinnen jedoch hatte die allgebietende Mode

hellgelbe, um nicht fuchsrothe zu sagen, zur unerlaßlichen Bedingung der Schönheit gemacht. „Nape“, die betrauteste der Haarschmückerinnen, tritt demnach mit einer erst gestern von einem gallischen Parfümeur, der am Circus Maximus seine Bude hat, erhandelten Goldsalbe hervor und bestreicht mit derselben das Haar ihrer Herrin über und über derartig, daß diese bald wie eine Aurora prangt.

Jetzt treten vier Dienerinnen gleichzeitig hervor, um den kostbaren Bau des Haarputzes zu vollenden. Während „Kalamis“ — auch wol „Aschenbläserin“ genannt — das Brenneisen mit unglaublicher Behendigkeit handhabt, um die Haare in zierliche Löckchen und Zündstrickchen gefällig zu kräuseln, spritzt „Psekas“ das kostbarste Nardenöl und die wohlriechendsten antiochischen und alexandrinischen Essenzen in dem feinsten Staubregen aus ihrem Munde mit einer unglaublichen, jetzt gänzlich verloren gegangenen Kunstfertigkeit auf das Haupt ihrer Gebieterin herab, sodaß in Wahrheit des spottenden Lucian Worte, auf die wir gleich zurückkommen werden, sich buchstäblich erfüllen. Psekas wird von „Kypassis“, einer allerliebsten Negersklavin, die mit vieler körperlichen Geschicklichkeit begabt ist, abgelöst. Ihr ist es vorbehalten, dem Haarschmuck die Krone aufzusetzen. Sie legt die Haare ihrer Herrin in zierliche Flechten und thürmt dieselben dann mit außerordentlicher Behendigkeit über dem Scheitel in eine Art Wulst, mittels einer einzigen Nadel — „Nestnadel“ übersetzt Winckelmann — zusammen, den die Römerinnen zwar Knoten oder Schleife nannten, der aber in sich selbst durch hundert Abänderungen und Verzierungen verschieden war und von den Griechen „Korymbion“ oder „Krobylos“ genannt wurde.

Die ebenerwähnten Haarnadeln waren sieben bis acht Zoll lang, theils äußerst einfach, theils aber auch nicht nur aus theuern Stoffen, sondern überhaupt sehr kunstvoll

gearbeitet, und nicht selten mit Brustbildern oder mit ganzen Figuren behangen, ja selbst mit kleinen Gruppen geziert. Winckelmann erzählt nämlich in seinem „Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen", daß unter den zu Herculanum gefundenen silbernen Nadeln die eine acht Zoll Länge und statt des Knopfes ein korinthisches Capitäl hat, auf dem eine Venus steht, die mit beiden Händen ihr Haar gefaßt hält; neben ihr steht die Liebe und hält ihr einen runden Spiegel vor. Auf einer andern umfassen sich Amor und Psyche. Die dritte hat zwei Brustbilder und auf der vierten steht Venus an den Cippus eines Priapus gelehnt und berührt mit der rechten Hand den aufgehobenen linken Fuß. Man kann diese Nadeln nicht ansehen, ohne innige Hochachtung dem antiken Kunstgeschmack des Alterthums zu zollen, der sich sogar bis auf diese Kleinigkeiten der weiblichen Toilette erstreckte.

Was aber die Haartracht der Römerinnen selber betrifft, so war sie, wie schon beiläufig erwähnt, sehr verschiedener Art. Anfangs freilich bestand sie in einem einfachen Aufrollen der Haare, die mit einem schmalen Bande nur zusammengehalten wurden, wie wir es noch gegenwärtig an antiken Frauenköpfen ersehen können. Selbst unter den Griechinnen war diese Haartracht allgemein und beliebt. Bald aber entfernte man sich von dieser ungekünstelten Einfachheit, und namentlich bekamen die Haartrachten der Römerinnen eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Haare wurden nämlich später mit Perlen, Federn, Lotosblumen verschwenderisch und überfüllt durchflochten, wie uns die Isistafel es zur Genüge darstellt, und von Sulla's Zeiten ab eigneten sich die Römerinnen jede Unform des Haarputzes an und hielten nur noch die ungeheuersten Haaraufthürmungen für schön und geschmackvoll. Locken, Flechten, Zöpfe und Perrüken — alles war an der Tagesordnung.

Juvenal und Martial reden von diesem Gemische ungemein launig, und Ovid gibt in seiner „Kunst zu lieben“ acht verschiedene Arten des Haarschmucks an, die wir aber nicht weiter verfolgen wollen, da bereits Böttiger in seiner „Sabina“ und Becker in seinem „Gallus“ hinreichende Aufklärungen gegeben haben.

Saß nun endlich das „verpfuschte“ Meisterwerk der Schöpfung in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit da und weidete sich an den Ausrufungen der lobenden Dienerinnen, so unterbrach „Latris“ plötzlich das Gejauchze ihrer Gehülfinnen und trat mit einem metallenen und überreich mit Edelsteinen eingefaßten Toilettenspiegel hervor, damit die Herrin endlich erfahre, ob denn auch alles der Mode entspreche und sie auf Schönheit nun wirklich Anspruch machen dürfe. Befriedigte der Blick, so entließ sie holdselig lächelnd die Sklavenmädchen.

3.

Riechwerk und Salben.

Den Gebrauch wohlriechender Sachen finden wir schon in den ältesten Zeiten verbreitet. Schon von Moses wird er durch das Gesetz geheiligt: nur auf dem Altare des Ewigen duftete der Weihrauch, und der Hohepriester allein salbte sich mit dem aromatischen Oele, zu welchem Indien und Afrika ihre Erzeugnisse hergeben mußten.

Das Holz des Sandelbaumes diente in Hindostan seit undenklichen Zeiten schon zum Räuchern und unter den höchst prächtigen und mannichfachen Blumen, womit dort die Fluren prangen, zeichnet sich vor allem die Rose aus, die hier ihren vollen Duft entfaltet, weshalb auch Hindostan und zuerst wol Kaschmir das Vaterland des köstlichen Rosen=

öls ist, das aber in so geringer Menge erzeugt wird, daß 4000 Pfund Rosen dazu gehören, um kaum 16 Loth Rosenöl zu gewinnen. Man scheidet es aus dem concentrirten Rosenwasser an freier Luft ab.

Von dem Betel (Piper betel), auch Tambol oder Tembol genannt, bediente man sich der Blätter, in welche der Hindu die in Scheiben geschnittenen, einer Muskatnuß ähnliche Nuß der Arecapalme, mit Nelken und anderm Gewürze und etwas Kalk vermischt, einhüllt. Diese Zubereitung wurde und wird noch jetzt von allen Hindus gekaut. Lippen und Speichel werden damit hochroth gefärbt, und, wie man behauptet, der Athem verbessert und das Zahnfleisch erhalten. Mit dem Safte einer andern wildwachsenden Pflanze färbten sich die Frauen Hände und Füße gelb, und daß das weibliche Geschlecht in China sich von dem siebenten Jahre an schminkt, ist bekannt. Auf den Sundainseln wurde und wird der Benzoe (Asa dulcis), ein weißes wohlriechendes Harz, durch Einschneiden in die Rinde eines Baumes gewonnen, das man zum Räuchern und zu Schminkwasser verwendet.

Es ist allbekannt, daß wegen Verschwendung von Spezereien und Salben besonders die Höfe von Persien und Babylon berühmt waren. Hier waren gleichsam ordentliche Beamte zur Bedienung der königlichen Nase angestellt. Gab es irgendein Fest, so wurde den Gästen das Haupt mit Blumenkränzen umwunden, über welche man noch überdies die köstlichsten Essenzen ausgoß. Einst wollte Artaxerxes dem Gesandten der Spartaner, Antalkidas, einen recht ausgezeichneten Beweis seiner Hochachtung geben; er löste sich den Blumenkranz, welchen er trug, vom Haupte, besprengte ihn mit königlichem Balsam und sandte ihn so dem mannhaften Spartaner, der vielleicht gar nicht einmal wußte, was er damit anfangen sollte.

Diese Sitte ging einige Jahrhunderte später auf die Liebesverhältnisse bei Griechen und Römer über. Es war eine besondere Gunst, von Römerinnen Kränze zu erhalten, die sie selber getragen hatten. Schon Martial führt bittere Klage über sein Liebchen, weil es ihm nur frischgepflückte Rosen geschickt habe:

A te vexatas malo tenere rosas!

Zu deutsch:

Die Rosen sind wol schön gefüllt!
Doch aber nicht von dir zerknüllt!

Auf die Perser zurückkommend, hat Plinius doch unrecht, wenn er meint, die persischen Geschichtschreiber hätten vor Darius Kodomannus von Salben und Riechwerk gar nicht geredet. Nach Herodot schickte schon Kambyses dem Könige von Aethiopien unter andern Geschenken auch ein Fläschchen mit kostbarem Balsam. Ja, unsere heiligen Schriften selber werfen einiges Licht auf den Handel der Westasiaten mit den Juden, worunter offenbar der Handel mit Salben und Spezereien begriffen ist. Die Karavanen, die zur Zeit des Patriarchen Jakob von Gilead nach Aegypten zogen, führten Waaren, die unmöglich gileadsche Erzeugnisse sein konnten. Und warum sollte Salomo mitten in der Wüste die prächtige Stadt Tadmor oder Palmyra erbaut haben? Ein Blick auf die Karte überzeugt uns, daß die Lage von Gilead und Palmyra einen Karavanenweg anzeigt, der aller Wahrscheinlichkeit nach bis an den Persischen Meerbusen führte, wo ehemals die Stadt Gherra der Markt des ganzen Morgenlandes war, wie es heutzutage Bassora ist. Aegypten empfing damals die Spezereien des Orients noch aus den Händen der Sabäer — so hießen bekanntlich bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen

in Arabien —, die hauptsächlich durch diesen Handel zu jenem üppigen Wohlstande gelangten, von dem das Alterthum nicht Wunder genug zu erzählen weiß.

Die Römer waren noch ein gar armes Volk, als sie bereits bei ihren Leichenbegängnissen eine solche Menge von Salben und wohlriechendem Räucherwerk vergeudeten, daß in den „Zwölf Tafeln" ausdrücklich Verbote dawider gegeben werden mußten. Unter den Kaisern aber überstieg der Aufwand in dieser Art alle Begriffe. Hier sei nur erwähnt, daß Nero bei dem Begräbniß der Poppäa eine größere Masse Weihrauchs anzünden ließ, als in der Regel für den jährlichen Verbrauch des ganzen Reichs, d. h. fast der ganzen bekannten Welt, aus Arabien eingeführt wurde. Daher sagt auch Juvenal, wenn er einen Herrn von der neuesten Mode bezeichnen will: „Er duftet mehr Wohlgeruch aus als zwei Leichenbegängnisse zusammengenommen."

Und doch stritten sich der Gott der Freude und die Göttin der Liebe mit den Göttern der Unterwelt um diese Opfer voll süßen Geruchs! Gab doch Venus selbst den Damen in Rom das glänzendste Beispiel. Kein Wunder also, wenn ihre Toilette in allen nur erdenklichen Wohlgerüchen schwamm. Kriton, der Leibarzt der Kaiserin Plautina, hat in seiner Abhandlung „Ueber die Toilette" nicht weniger als 25 wohlriechende Wasser beschrieben, von denen uns aber unglücklicherweise nur die Namen geblieben sind.

Die Kunstblumen, welche die Römerinnen schon damals den natürlichen vorzogen, wurden mit Nardenwasser besprengt, und es gab äthiopische und indische Sklavenmädchen, die durch den Hauch ihres Mundes einen so künstlichen Thau voll Wohlgeruchs über alle Haare des Hauptes auszugießen verstanden, wie wir bereits wissen, daß man erstaunen mußte. Wo ist heutzutage diese Kunst?

Die ist längst untergegangen und spukt nur noch als Fratze in den Rauchzimmern der amerikanischen Tabackschmaucher.

Und wie süß war damals eine Dame von Welt gebettet! Sie ruhte nur auf Musselinen, geschwängert mit Wohlgerüchen, die nach Martial aus Indien kamen. Es konnte denn auch wol nicht ausbleiben, daß diese Verschwendung der römischen Frauen den Satirikern vollauf zu thun gab. Martial z. B. redet „von wandelnden Buden voll Riechwerk", und Lucian sagt irgendwo in seinen Schriften von einer römischen Schönen: „Ihr Haupt duftete das ganze hintere Arabien aus."

Man konnte, wie aus erotischen Dichtungen zu ersehen ist, einer Römerin kein angenehmeres, aber zugleich kostbareres Geschenk machen, als ein paar Tiegelchen mit — Narden; und Juvenal läßt Ehemänner und Liebhaber schon bei dem Worte „Narden" in Angst und Zittern gerathen, weil sie, was diesen Namen führte, mit Pfunden Goldes erkaufen mußten. Ohne Zweifel waren diejenigen wohlriechenden Sachen billiger zu haben, mit welchen die jungen Herren ihres Liebchens Thür besprengten, wenn sie Ständchen brachten, Libationen davor anstellten und die verwelkten Sträuße und Kränze, welche sie getragen, daranhängten.

Ja, selbst Ausdrücke der Zärtlichkeit und Liebkosung haben die Dichter von diesen wohlriechenden Sachen entlehnt, Ausdrücke, die uns ein wenig lächerlich vorkommen. Bion läßt die Venus zum Adonis sagen: „Du meine Salbe! — Du mein Riechkerzchen!" Und in dem burlesken Monologe, in welchem bei Plautus ein altes, im Dunkeln tappendes Weib ihre Weinflasche sucht und ihr zugleich die zärtlichsten Dinge sagt, hören wir in einem fort: „Mein Herzchen! Mein Röschen! Mein Tiegelchen! Mein Zimmtchen! Mein Myrrhchen!"

Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß dieser allgemein

verbreitete Gebrauch wohlriechender Sachen sowol an Griechen wie an Römern, strenge Tadler und Richter fand. Die Lacedämonier verbannten alle Parfümeurs, weil sie die Gottesgabe des Oels ohne allen Nutzen verthäten, und der gute Plutarch hält sogar den Thieren eine Lobrede, weil sie sich nicht parfümirten; er hätte sie freilich ebenso gut loben können, weil sie Thiere wären. Auch Seneca läßt sich die Gelegenheit zu einer Antithese nicht entwischen; er nennt den Gebrauch von Riechwerk und Salben „die schmuzigste Zierlichkeit“ (immundissimas munditias). Der Consul Cicero wirft seinem Collegen Piso ebenfalls mit Bitterkeit vor, daß er das Haar in künstlichen Locken trage und es mit duftendem Oele überschwemme, und Valerius Maximus erzählt, zur Zeit der Proscriptionen durch die Triumvirn sei ein vornehmer Römer, den die Diener in einer Hütte verborgen gehalten, durch die Düfte, welche von ihm ausgeströmt, entdeckt worden. „Und so wurde“, setzt der Erzähler hinzu, „das allgemeine Mitleiden, das sein trauriges Geschick anfangs erweckt hatte, in Spott und Gelächter verkehrt.“ Der Kaiser Vespasian setzte sogar einmal einen Offizier ab, weil er ihm allzu parfümirt roch. „Es wäre mir lieber, du hättest nach Knoblauch gerochen!“ sagte er zu ihm. Die römischen Soldaten aßen nämlich viel Knoblauch.

Aber Consuln, Kaiser und Philosophen widersetzten sich vergeblich dem herrschenden Geschmack der Menge. Hatten ihn doch auf der andern Seite Aristipp, Anakreon, Horaz, ja selbst Hippokrates empfohlen; schien doch unter so heißem Himmel das Parfümiren recht eigentlich ein Lebensbedürfniß zu sein. Daher keine Gesellschaft, keine Mahlzeit ohne Blumen und Wohlgerüche; in den Sälen Sträuße und Kränze; in den Nischen, auf jeder Brüstung duftende Räuchergefäße; die Gäste, die Tische, ja selbst die Weine voll

köstlicher Essenzen, wie wir weiter unten noch mittheilen werden. In den Prunkgemächern eines Nero und Otho mußten ganze Brunnen voll wohlriechenden Wassers springen; ja, es gab sogar Windbeutel in Rom, die ihre Gäste fast nur mit Wohlgerüchen bewirtheten, was Martial „eine pikante Art zu verhungern" nennt.

4.

Der Fächer.

Hatte die Domina endlich ihre Toilette beendet, so erschienen die Fächerträgerinnen, um ihre Herrin in den Garten zu begleiten. Sie lächeln? Dem ist aber wirklich so. Eine römische Dame und überhaupt eine Frau des Alterthums hielt es unter ihrer Würde, öffentlich den Fächer und Sonnenschirm selber zu tragen; dazu bedurfte sie besonderer Sklavenmädchen, die uns Plautus unter dem Namen „Flabelliferä" vorführt und eigens die Bestimmung hatten, ihre Herrin gegen Sonnen- und Mückenstiche zu schützen. Und dies mag auch wol mit Ursache sein, daß so häufig auf alten Gemälden die Aufzüge vornehmer Frauen in Begleitung solcher Fächerträgerinnen sich wiederholen. Ja, man hatte sogar eigene Körbchen für diese Fächer, in welchen, solange sie nicht gebraucht wurden, die Sklavinnen sie gleichsam zur Schau trugen.

Einleitend muß ich Sie aber erinnern, daß Addison einmal in seinem „Zuschauer" den witzigen Einfall ausgesprochen, in London ein Antikencabinet zu gründen und in demselben, zu Nutz und Frommen der Nachkommen, all die Putz- und Toilettengegenstände älterer und neuerer Nationen aufzubewahren und dasselbe für ein gewisses Legegeld zu jeder Tageszeit jedem offen zu halten. Gewiß, ein praktischer Witz, so beißend er auch scheint! Enkel und

Urenkel hätten ja mit Einem Blick die ganze Kleidertracht und Pracht des Menschengeschlechts übersehen können, während sie diesen Genuß sich jetzt erst nach mehrstündigem Durchblättern dicker und bändereicher Folianten sozusagen nur löffelweis verschaffen können. Wie viele Schweißtropfen würden erspart, sowol dem Leser wie dem Autor, wenn ein derartiges Magazin irgendwo ins Leben gerufen wäre.

Aber das Ding hätte denn doch seinen Haken gehabt. Talma hätte für die modesüchtigen Pariser keine Costüme, Hummel keine für das berliner Theater noch für die königlichen Maskenbälle erfinden können und den Herren Rubens und Ferrari wäre vollends das Handwerk gelegt worden, Bücher über den „Faltenwurf der altrömischen Nationaltracht“ schreiben zu können. Man hätte sich vielmehr in diesem Addison'schen Raritätencabinet nach Herzenslust ergehen und alle alten und neuen Modeerfindungen, von der Semiramis oder der ägyptischen Mumie ab bis auf unsere Zeit beäugeln können. Gewiß, eine Kurzweil, die das weibliche Geschlecht — doch nicht blos dieses? — angesprochen. Und nun erst gar diejenigen Modejournale, die so selten eine vernünftige Mode bringen. Auf, ihr modescheuen Moralisten und ihr frommen Eiferer gegen den Perrüken-, Hosen- und Haubenteufel, gegen Tituskföpfe und Crinoline — bringt Addison's Witz in Ausführung und ihr habt eine unerschöpfliche Rüstkammer für euer Steckenpferd, das ihr so drollig tummelt!

Doch stören wir Addison's Ruhe ferner nicht! Er hat längst seinen letzten, aber schlechtesten Witz ausgespielt. Wenden wir uns lieber zu den ersten Anfängen des Fächers.

Der älteste Fächer des Orients ist unbestreitbar ein eingetrocknetes Cocos-, Pisang- oder Palmblatt gewesen, wenn wir auch ganz davon absehen, daß Pharaonis schöne

Tochter einen Büschel von Papyrusschilf als Fächer gehandhabt hat, wie in manchen frommen Büchern abgebildet steht. O nein! solch zartes Händchen konnte derartige dornige Stiele nicht tragen. Viel lieber stimmen wir dem amsterdamer Alterthumsforscher bei, der in den Fächerstielen der Weinpalme das echte Original der unförmlich großen und grünen Papierfächer vermuthet, mit welchem die holländischen Matrosenfrauen bei ihren Spaziergängen an den Kanälen in Rotterdam und Saardam die Sonnenstrahlen und Wasserinsekten von sich abhalten.

Aber freilich, wir können hier nicht die Ochsenschwänze übergehen, denn auch sie spielen bei den Anfängen des Fächers keine untergeordnete Rolle, namentlich die schneeweißen, mit ihrem zierlichen Büschel Haare am Ende. Böttiger erzählt nämlich in seiner „Sabina“, daß Ochsenschwänze von jeher von den indischen Nabobs und den vornehmen Brahminen zu Fliegenwedeln und Fächern benutzt worden sind, und Aelian berichtet in seinem „Allerlei aus dem Thierreiche“, daß diese Schwanzfächer schon im frühesten Alterthume in Indien ganz gewöhnlich waren und dieser Modeartikel von einer Art wilder Ochsen abstamme, die am ganzen Leibe schwarz und nur am Schwanze weiß wären.

Bei den Römerinnen aber vertraten diese haarigen Ochsenschwänze die Stelle unserer Kleiderbürsten, wie uns Martial in seinen Sinngedichten belehrt. Bei den alten Griechen waren die ersten und gewöhnlichsten Fächer und Wedel Myrten- und Akazienzweige und die dreifach eingeschnittenen und schön gestalteten Blätter des morgenländischen Platanus; vielleicht auch Epheuranken und Weinblätter. Wenigstens finden sich auf alten griechischen Abbildungen die Thyrsusstäbe in den Händen der Bachantinnen und der übrigen Begleiter des Weingottes mit diesen

Rankengewächsen üppig umwunden, woraus wir allerdings schließen dürfen, daß sie außer der feierlichen Bestimmung auch den zufälligen Nutzen hatten, den vom Laufen und Schreien erhitzten Mänaden und Bacchusverehrern Schatten und Kühlung zu verschaffen.

Allein des Menschen veränderlicher Sinn äußerte sich auch hier. Ihm genügte das einfache, natürliche Blatt bald nicht mehr und er bildete sich künstlich aus den Blättern der Platanen, oder nach andern aus Weinblättern, einen Fächer, wie er sich auf alten Denkmälern der Vorzeit noch vorfindet. Daß dieser und jener Erklärer ihm mitunter eine ergötzliche, abenteuerliche Deutung gibt — so hält z. B. Pocock die Blattfächer für ein medicinisches Kraut — macht die Sache zwar noch kurzweiliger, hebt sie aber nicht auf. Mindestens bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. blieben diese Fächer in der Mode, dann aber kamen aus den Küstenländern Kleinasiens, namentlich aus Phrygien, wo man nur zu sehr der Pracht und Ueppigkeit huldigte, die Pfauenwedel nach Griechenland und wiegten sich gar bald statt der Blattfächer in den Händen griechischer Damen nach phrygischer Sitte. Wenigstens lassen die Schriften griechischer und römischer Autoren diese Umwandelung in der Mode des Fächers schließen, indem überall, wo von dem Putz der Frauen die Rede ist, auch des Pfauenwedels gedacht wird.

Da nun aber bekanntlich die Pfauenfedern sehr biegsam und nachgiebig sind und die Luft nicht hinlänglich auffangen können, so verfiel ein von Dädalus' Geist beseelter Kunstjünger auf den glücklichen Gedanken, ihnen dadurch eine gewisse Steifung und Dauer zu geben, daß er zwischen die einzelnen Federn feine hölzerne Bretchen legte. Dies ist der Ursprung der im Alterthum so berühmt gewordenen Tafelfächer, von denen die Lustspieldichter, auch Ovid und

Properz, so vielfach reden und die wir auch auf alten griechischen Kunstwerken, hauptsächlich auf Gemälden und Vasen häufig und in so großer Abwechselung und Mannichfaltigkeit abgebildet finden, daß man darauf wetten könnte, die Fächermoden hätten bei den Frauen in Altgriechenland nicht minder oft gewechselt als bei den Modepriesterinnen in Paris, im wiener Prater oder im berliner Thiergarten. Nur dürfen wir dabei nicht unerwähnt lassen, daß die gegenwärtigen Fächerträgerinnen bei diesem Artikel ihrer Toilette weniger stolz und anspruchsvoll sich benehmen, als die griechischen und römischen Frauen in Wahrheit sich benahmen, indem jene den Fächer doch selber tragen und handhaben, diese sich aber denselben von einem Schwarm Sklavinnen nachtragen ließen.

Diese Fächerart scheint am längsten in Gebrauch und in der Mode gewesen zu sein; wenigstens erhielt sie sich durch das ganze Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert hinein, sowol bei den Römern wie auch bei den Franzosen und Briten, wenn auch die Wahrnehmung nicht umgangen werden kann, daß die Form der Fächer mehr Federbüschen als Federwedeln ähnelte und die Pfauenfedern von den Straußfedern verdrängt wurden, die Venedig und die übrigen italienischen Handelsrepubliken in unglaublichen Massen aus den levantischen Handelsstädten, besonders aus Alexandria, bezogen und äußerst künstlich bearbeitet waren.

Es soll auch ein altes römisches, aus einigen hundert Blättern bestehendes „Kleiderbuch“ existiren, worin nicht nur alle Kleidertrachten der ganzen Welt, insbesondere der lombardischen Staaten seit dem 14. Jahrhundert, nach Zeichnungen des großen Tizian, aufbewahrt sind, sondern auch die Büschelfächer von Straußen- und Pfauenfedern der römischen Frauen aus dem 12. und folgenden Jahrhunderten in seltsamen Zusammenstellungen vergegenwärtigt

werden. Gewöhnlich waren die Federbüsche an einem reichverzierten und künstlich umwundenen Stiel befestigt, der meistens aus Elfenbein, aber auch nicht selten mit Gold und Edelsteinen eingelegt war. Daß man sich jedoch zu diesen Büschen nicht allein der Straußfedern bediente, meint Böttiger, sondern nach der Sitte der Alten auch Pfauen, indische Raben, Papagaien und andere buntbefiederte Vögel ihres schönsten Schmuckes in dieser Absicht entkleidet habe, ließe sich ganz besonders schon aus einem kleinen Bändchen niedlich illuminirter Gemälde von alten italienischen Modetrachten beweisen, das in der wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt wird und zur Geschichte der Moden viele interessante Beiträge liefern könnte.

Aber ich höre fragen, wie wurde der Fächer denn getragen, insbesondere, wenn er nicht gebraucht wurde? Man erinnere sich, daß die römischen Damen statt der Schärpen und Leibbinden, wenn auch nicht immer, doch häufig, kunstvoll durchbrochene und vollwichtige goldene Ketten um den Leib trugen, an denen sie außer den unvermeidlichen Schlüsseln auch noch andere weltliche und geistliche Spielereien herabhängen ließen. An diese Leibkette wurde der Federfächer, wenn ihn kein Sklavenmädchen im Kästchen trug, mit einem Kettchen angeschlossen und am Ende des Fächerstiels befand sich mit seltenen Ausnahmen ein großer Ring, durch welchen dies Kettchen gezogen wurde. Wir erfahren somit, daß an der Stelle, wo heutzutage eine goldene Uhrkette sich bläht, damals venetianische oder genuesische Fächerketten die Römerinnen schmückten, und wo sie vielleicht jetzt eine goldene Uhr tragen, damals sich ein großer Federbusch, der zierlich ineinander gekräuselt, mit seinem bunten Farbengemisch und den geblümten Schnörkeleien sehr gut harmonirte und sich selbstverständlich zu einem asiatischen „Tulipanenparterre“, diesem großen Mu-

ster aller weiblichen Kleiderpracht im Zeitalter der Kreuzzüge, ganz vorzüglich qualificirte.

Ich breche das Fächerthema gewaltsam ab, denn die Frage: „Was hatte die Domina an?“ tönt immer lauter zu mir herüber. Während wir der Dame in den Garten folgen, will ich versuchen, darüber einige Erklärungen zu geben.

5.

Weibliche Kleidung.

Sie mögen mir es glauben oder nicht, so muß ich doch wiederholen, daß eine genaue Beschreibung der Kleidungsstücke der Römerinnen zu geben fast unmöglich ist; schwierig bleibt sie jedenfalls. So viel steht jedoch fest, daß sich die Nationaltracht der Römerinnen bis in die späteste Zeit erhalten hat; zahlreiche Kunstdenkmäler liefern den Beweis dafür.

Der völlige Anzug einer römischen Frau bestand aus drei Stücken: aus der „Tunica“, der „Stola“ und der „Palla“. Erstere war ein einfaches Hemd, das, wenigstens in den ältesten Zeiten, keine Aermel hatte, bis ans Knie reichte und nicht gegürtet wurde. Denn nicht nur kannten die Römerinnen die gesundheitstödtenden Schnürleiber nicht, sondern hätten auch Ekel empfunden bei einer Wespentaille. Um den vollen Busen zu ebnen, legten sie wol ein Busenband von Leder an, aber dasselbe gehörte doch nicht zur eigentlichen Kleidung.

Ueber die Tunica ward die Stola geworfen, die genau genommen eine Tunica war, bis auf die Füße hinabreichte und mit Aermeln versehen war, die mindestens den halben Oberarm bedeckten. Der nach außen fallende Schlitz wurde durch Agraffen zusammengehalten und oben am Halse war die Stola vornehmer Frauen mit Goldreifen besetzt.

Die Palla wurde nur außer dem Hause getragen und war mit der Toga der Männer identisch. Und wie die Römer in dem Wurfe der Toga geübt waren, verstanden es die Römerinnen nicht weniger die Palla auf die zierlichste und vortheilhafteste Weise zu gebrauchen. Zu diesen Kleidungsstücken kommt noch der ebenerwähnte Fächer, der Schleier und der Sonnenschirm.

Das Fußzeug der Frauen war dem der Männer auch ziemlich ähnlich, nur hatte es meistens helle Farben und war zierlicher gearbeitet und reicher geschmückt. Die Schmucksachen waren gewöhnlich aus Gold verfertigt und mit Edelsteinen und Perlen reich geziert; namentlich waren die letztern von hohem Werthe. Die Armbänder waren mehrentheils in der Form von Schlangen, die an der Stelle der Augen Rubinen hatten, vorherrschend. In den Ohren trugen die Römerinnen ebenfalls Perlen oder eigens dazu bestimmte Ohrgehänge. Ringe und andere Toilettensachen waren, wie wir schon wissen, in Menge vorhanden. Die Kämme waren aus Elfenbein und Buchsbaum; über Schminkbüchsen, Salben, Oele und überhaupt über den ganzen Apparat der Kosmetik hat der Leser schon Einsicht erhalten — nur müssen wir noch einige Worte über die Stoffe der Kleider anfügen.

Diese waren von Wolle, Seide, Leinwand und Baumwolle. Wolle war jedoch der vorherrschende Stoff und zur Toga konnte gar kein anderer benutzt werden. Seidene Stoffe wurden erst viel später getragen. Ein Pfund Seide kostete ein Pfund Gold. Wenn daher die berüchtigten „Coa" etwas florartig gemalt waren und von Sittenrichtern häufig gerügt wurden, so liegt doch darin zu entschuldigende Oekonomie.

Wenn man auch die Leinwand wenig zu Kleidern benutzte — linnene Gewänder der Männer kommen erst in späterer Zeit vor —, so gebrauchte man sie doch im Haus=

wesen vielfältig, theils als Ueberzüge, theils als Tücher zum Abtrocknen u. s. w. Ursprünglich wurden diese Stoffe in weißer Farbe getragen, wenigstens war sie bei der Toga die einzig erlaubte. Gar zu gern trugen die Frauen bunte Gewänder, hyacinthenfarbig, eisenfarbig, grünlich — kurz, bis zum jetzigen changeant herab. Wenn auch vom eigentlichen Druck nicht die Rede sein kann, so hatten die Kleider der Römerinnen dennoch etwas Kattunähnliches an sich und entstanden durch Weben oder Stricken, wie Becker schon bemerkt.

Wir hätten nun noch die Purpurgewänder zu erörtern. Bei der Purpurfarbe ist wohl zu unterscheiden der Saft der eigentlichen Purpurschnecke von dem der Trompetenschnecke. Plinius trennt beide Conchylien sorgfältig. Beide Farben wurden von dem Erfindungsgeiste der Färber so mannichfach vermischt, daß es bald 13 Purpurfarben gab. Im engern Sinne unterschied man den reinen von dem verdünnten; ersterer zerfiel in den tyrischen und amethystinischen, wovon jener der theuerste war, denn das Pfund Wolle kostete 1000 Denare und erhielt seinen herrlichen dunkelfarbigen Glanz nur durch doppeltes Eintauchen. Der violette Amethystpurpur bildete an Werth die zweite Gattung, wovon das Pfund Wolle 100 Denare kostete. Die mannichfachen Mischungen und Verdünnungen des Purpurs theilt Plinius ausführlich mit. Uebrigens war der Gebrauch der Purpurgewänder höchst angenehm. Nicht nur Wolle, auch Seide war Hauptstoff für den Purpur. Sie wurden aber nicht als Gewebe, sondern allemal roh gefärbt. Baumwolle wurde nie, Linnen sehr selten in Purpur gefärbt. Die berühmtesten Purpurfärber waren in Aegypten und Phönizien. Die Verzierung mit tyrischem Purpur kam nur den Magistratspersonen zu und galt bei den andern Männern für unbürgerlich. Trug einmal jemand die echten

Purpursorten, so machte man ihm — was Cälius geschah — einen Vorwurf. Mit dem immermehr überhandnehmenden Luxus fiel aber später dieser Unterschied und die Männer trugen oft sogar Kleider von dem besten Purpur.

Von den Frauen scheint nie ein Unterschied in den Purpurarten gemacht worden zu sein. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Stoffe zu diesen Kleidern von den Sklavinnen unter Aufsicht ihrer Herrin gesponnen und gewebt wurden; ganz fertig gewebt jedoch wurde ein solches Kleid nie: der obere Theil mußte erst zusammengeheftet werden. Die Vornehmen und Reichen hatten in ihren Häusern eigene Zimmer, wo Spule und Schiff rauschten.

Ueber die Arbeit selbst gibt Seneca hinreichend Aufschluß. Waren die Kleider unrein, so wurden sie dem „Fello" übergeben, dem es oblag, die Wäsche zu besorgen. Diese Fellos spielten bei den römischen Damen keine unbedeutende Rolle. Da die Römer den Gebrauch der Seife nicht kannten, so wählten sie Nitrum, oder wie schon bekannt sein möchte — Urin. In dem damit vermischten Wasser wurden die Kleider mit den Füßen gestampft. Das war schon im frühesten Alterthum das gewöhnlichste und am häufigsten angewandte Reinigungsmittel. Nach der Wäsche und dem Trocknen kamen die Kleider unter eine große zweischraubige Presse, um ihnen die letzte Appretur zu geben, wie wir in Schmidt's „Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums" ausführlich lesen.

6.

Die Gärten.

Die römischen Gärten standen den französischen an Künstelei und Schnörkelei in keiner Hinsicht nach. Kein

Baum, kein Strauch durfte es sich herausnehmen, auf eine natürliche Weise sich auszubreiten: überall glattgeschnittene Hecken und nur selten kleine, in viele Beetchen abgetheilte Blumenreviere. Die Schere und das Messer des Kunstgärtners (topiarius) waren überall sichtbar. Dieser Mann verstand es meisterhaft, alle Gegenstände in die vorgeschriebene Form zurückzudrängen, und alles, Baum, Strauch, Blume, bis zum Grase hinab, litt unter seinem Schnitt. Hier hatte er Löwen, Bären, Schlangen und anderes Ungethier aus grünendem Taxus, Buchs oder Cypresse kunstreich geschnitten; dort prangte in kolossalen Buchstaben der Name des Besitzers oder des Gartenkünstlers; weiterhin plätscherten Springbrunnen, welche Meisterwerke der Bildhauerei umstanden oder bewachten und zwischen denen die runden Kronen hoher Orangen mit goldenen Früchten prangten.

Jedoch war jene Verstümmelung, dieses unnatürliche Zwängen der Natur in fremdartige Formen, nur in der einen Abtheilung der römischen Gärten sichtbar; in der andern Hälfte waltete die freie Natur vor. Freie grüne Rasen wechselten hier mit Myrten- und Lorberngebüsch, und statt der künstlichen Springbrunnen rieselte ein klarer Bach durch den Park, bald kleine Cascaden bildend, und dann wieder zu einem kleinen Teiche sich sammelnd, in dem die schmackhaftesten Fische schwammen. Aus dieser völligen Ungezwungenheit trat man in einen wohlgeordneten Obst- und Gemüsegarten, oder in eine schnurgerade Allee von Platanen, deren Stämme mit dunkelgrünem Epheu umrankt waren, der von einem Baum zum andern in natürlichen Festons herabhing. Dies war die „Gestatio“ und unweit davon das anmuthigste Plätzchen des ganzen Gartens: ein grüner Teppich, der in einem Halbkreise mit hohen, schattigen und üppigen Weinreben eingeschlossen und mit

Tausenden von Veilchen durchwachsen war, die ihren Balsamduft mit dem Wohlgeruche der mannichfachsten Rosen und blühenden Lilien vermischten, welche auf der nahen Anhöhe und an deren Fuße wuchsen und zwischen denen ein geschwätziger Quell dahinrieselte. Weiter hinten aber erhoben sich die blauen Gipfel des nahen Gebirges, das den Garten am Ausgange umrahmte und den Beschauer einigermaßen mit der Schere des unbarmherzigen und tyrannischen Topiarius wieder aussöhnte, ohne sie jedoch ganz vergessen zu machen.

Wir ersehen aus diesen kurzen Andeutungen, daß das alte Sprichwort „Nichts Neues unter der Sonne!" auch hier Anwendung findet, denn in Wahrheit, wenn wir uns einen französischen Garten aus dem 17. Jahrhundert vergegenwärtigen, so ist das Bild desselben ganz ähnlich einem römischen aus den frühesten Jahrhunderten. Dieselben Anlagen, dieselben steifen geometrischen Formen, dieselbe Abgeschmacktheit, dieselbe Künstelei waren nicht nur in Rom, sondern schon in Pompeji beliebt, wie uns Wandgemälde beweisen, auf denen Gärten damaliger Zeit dargestellt sind.

Wenn wir nun auch wol eine solche Künstelei der antiken Welt belächeln, so ist sie doch wiederum zu entschuldigen, da die natürlichen Mittel, welche die Jetztzeit darbietet, verglichen mit denen im Alterthum, bedeutend im Vorzug sind. Damals hatten noch nicht die fremden Welttheile ihre reichen Schätze einer üppig prächtigen Vegetation aufgeschlossen und weder Bäume oder Sträucher noch Blumen versandt. Man war also auf eine kärgliche, wenig veredelte Flora angewiesen und mußte gleichsam, um dies einigermaßen auszugleichen, zu allerlei Künsteleien, zu steifen, barocken Formen, wie sie schon aus alten morgenländischen Gartenanlagen bekannt waren, seine Zuflucht

nehmen. Den Griechen jedoch waren diese unnatürlichen Formen stets fremd geblieben. Daß aber ganze Gärten in jenem steifen Geschmack bei den Römern bestanden, müssen wir streng verneinen, vielmehr waren ihre Gartenanlagen, wie auch schon angedeutet, gemischt und wechselten mit künstlich lebendigen Hecken, mit Alleen, zwanglosen Gebüschen und freien Plätzen ab. Selbst Wein, Obst und Gemüseanpflanzungen waren nicht ausgeschlossen, wie wir gleich erzählen werden.

Allein die einfachen Zierden der Gärten befriedigten die Römer nicht auf lange. Nach dem ältern Plinius — dessen Schriften wol die Hauptquellen der alten Gartenkunst sein dürften — gab man bald den Bäumen und Sträuchern künstliche Formen, Thierfiguren, Schiffe, Buchstaben u. s. w. Und wenn selbst Bären und Schlangen dazwischen ihr Wesen treiben, so kann uns das so sehr nicht wundern, da noch heutzutage Thierarten in Gärten zu finden sind, wenn wir es auch für unnatürlich halten, Platanen und Cypressen in Zwergform zu bringen.

Was nun die freien, mit Blumen bepflanzten Plätze und Rabatten betrifft, so waren sie dem Geschmacke der ganzen Anlage entsprechend und durch Buchsbaum in verschiedene Formen eingetheilt; erhoben sich die Rabatten terrassenförmig, so war der wulstartig aufsteigende Rand mit Immergrün und Bärenklau eingekleidet. Ein ganz besonderer Theil der römischen Gärten aber war, wie schon erwähnt, die „Gestatio“, ein breiter, regelmäßiger, jedoch nicht immer gradliniger Gang, wo man sich in der „Lectica“ tragen ließ; an dieselbe schloß sich häufig der „Hippodromus“, eine circusähnliche Rennbahn, mit verschiedenen durch Buchsbaum abgeschnittenen Wegen. Diese beiden Partien waren weniger künstlich als die übrigen, und dort sind

auch die von Martial oft erwähnten Platanen- und Lorberwäldchen und Myrtenbüsche zu suchen.

Wenn wir auch zugeben, daß die Flora der alten Römer, im Vergleich zu der unserigen, arm genannt werden muß, so kann man doch wiederum ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn man von gewiegten Alterthumsforschern die Behauptung ausgesprochen findet, die Römer hätten sich mit wildwachsenden Pflanzen begnügen müssen, durchaus keine Blumengärten angelegt und überhaupt gar keine Pflanzen cultivirt. Die antike Flora erwartet freilich noch immer eine durchgreifende kritische Bearbeitung, aber so viel steht doch schon fest, daß im Alterthum Violarien und Rosarien die Hauptzierden der römischen Gärten waren, denen sich Crocus, Narcissen, Lilien, Gladiolus, Hyacinthen, Mohn, Amaranthen u. s. w. anschlossen. Ganz besonders aber ist die Rosencultur zu erwähnen, da diese Blume zu jedem Schmucke gern gewählt wurde und von der Myrte fast unzertrennlich war. Selbst Gewächshäuser waren nichts Ungewöhnliches. Martial gedenkt ihrer häufig. In ihnen wurden Weintrauben, Melonen, Gurken und Blumen aller Art getrieben. Wie konnte es auch bei dem außerordentlich großen Blumenverbrauch der Römer anders sein? Denn daß die zum Schmucke dienenden Blumen und Kränze allein aus Wachs gemacht waren, wie hier und dort behauptet wird, ist gewiß ein Irrthum, wenn wir auch ganz davon absehen, daß die Römer schon viel früher künstlich nachgemachte Blumen kannten.

Lesen wir die zahlreichen Vorschriften des Cato, Varro u. a., so müssen wir gestehen, daß der Römer nicht nur mit großer Vorliebe die Obstcultur betrieben, sondern daß die Kunst selbst in Luxus ausgeartet. Die Obstbäume wurden theils in den Gartenanlagen, und zur Abwechselung einzeln, zwischen andern Bäumen, theils in besondern Baumgärten, theils

auf den Feldern gepflanzt und boten den verwöhnten Gaumen der Römer eine überreiche Auswahl von Früchten dar. Becker gibt in seinem „Gallus“ als die vorzüglichsten Obstarten folgende an: „Unter den zahlreichen Aepfelsorten waren die Honigäpfel eine der frühesten, die aber nicht lange dauerte, während sich die «Amerina» am längsten hielt.“

Die Mannichfaltigkeit der Birnen war vielleicht noch größer, da Plinius gegen 30 verschiedene Sorten aufzählt. Die gesuchtesten und geschätztesten waren die Crustuminer, die Falerner und die Syrischen. Wegen ihrer besondern Größe war die Faustbirne „Volema“ berühmt, vielleicht dieselbe, welche Plinius „Libralis“ nennt.

Ebenfalls zahlreich waren die Pflaumenarten; beliebt waren namentlich die „Armeniaca“ und die „Damascena“. Letztere wurde auch getrocknet aus ihrer Heimat eingeführt. Dies Trocknen des Obstes soll nach Palladio in ganz Italien sehr gewöhnlich gewesen sein. Auch Feigen gab es in vielen Sorten und ebenso Kirschen, Pfirsichen, Quitten, Nüsse, Kastanien, Mandeln, Mispeln und Maulbeeren.

Die bedeutendste Rolle spielte jedoch der Wein- und Olivenbau, denn Oel gebrauchte der Römer nicht nur zum Brennen, sondern es diente auch zur Speise und zu Salben; am berühmtesten waren die venafrischen und tarentinischen Oele.

Den Weinstock zog man an Pfählen in den eigentlichen Weingärten, doch wurde er auch mit Bäumen verbunden, und selbst an den Häusern und innern Säulenhallen nahm man ihn gewahr, wo er von der Geschicklichkeit der Römer in diesem Zweige der Gartenkunst Beweise ablegte und uns zugleich belehrt, welchen Werth sie überhaupt auf den Weinbau legten. Die von ihnen cultivirten Rebensorten erstreckten sich auf mehr als 30 und wurden, theils als Tafeltrauben, theils als Wein benutzt. Das Keltern des Weins geschah

auf eine sehr einfache Weise. Die gesammelten Trauben wurden mit bloßen Füßen getreten, und zwar zweimal. Dann wurden die Trauben unter die Presse gebracht. Sehr ergötzlich soll das Basrelief eines marmornen Brunnenbeckens im Museo borbonico sein, eine Weinlese der Satyrn darstellend, wo einige die Trauben in zusammengenähten Thierhäuten herbeitragen, andere sie mit einem Felsstücke pressen. In allen Figuren soll sich so recht Lust und Leben aussprechen, wie es bei einer Weinlese unerlaßlich ist.

Nicht weniger lachend — bemerkt Becker — war der Anblick eines römischen Gemüsegartens. Lange Spargelbeete, auf denen der zartgeröthete Stengel eben die Rinde durchbricht, wechselten mit dichten Pflanzungen der das Mahl eröffnenden „Lactuca" ab, hier der braunrothen cäcilianischen, dort der gelbgrünen, großköpfigen kappadocischen. Hier grünten große Strecken cumanischen und pompejanischen Kohls, dessen zarte Keime ebenso zum ärmlichen Mahle der niedern Volksschichten als für den verwöhnten Gaumen des Schwelgers ein beliebtes Gericht lieferten; dort viele Beete mit Porro, Lauch und Zwiebeln, daneben würzhafte Kräuter, die mattgrüne Raute und die weitduftende Münze; auch die von vielen im stillen geliebte „Eruca", von deren geheimen Kräften die zahlreiche junge Bevölkerung der Villen ein unzweideutiges Zeugniß ablegt. Und wer hätte nun gar die Reihen der Malven, Endivien, Bohnen, Lupinen und anderer Gemüse zählen können!

Daß die Römer selbst Fenster- und Dachgärten kannten und hatten, können wir nur andeuten, denn die Domina befindet sich plötzlich in einer Aufregung, die uns ganz erklärlich scheint, aber doch wol näher besprochen werden muß. Ihre vertrauteste Dienerin hat ihr eine schöne Vase eingehändigt, die soeben ein Freund zum Angebinde überreichen ließ.

„Und darüber ist sie so aufgeregt?"

Allerdings! Wie ihre Augen flammen — wie verlangend sie die Vase anlächelt! Jetzt enteilt sie mit derselben ins Haus; jauchzend folgt die Schar der Fächerträgerinnen.

„Aber warum?"

Sie hat einen — Liebesbrief erhalten. Ich werde jeglichen Zweifel sogleich lösen. Hören Sie!

7.

Liebesbriefe.

Seit Adam's Zeit ist es unter allen Zonen Sitte und Brauch gewesen, seine Liebe zu äußern, wo sich Gelegenheit dazu findet; nur die Mittel und die Art und Weise, diese Gefühle und Empfindungen dem geliebten Gegenstande kund zu geben, waren verschieden und richteten sich nach dem Culturzustande des Volks und den dem Zeitalter sich eignenden Begriffen von Sittlichkeit und Anständigkeit.

Gewiß, es gab mehr denn tausend Abstufungen und Verschiedenheiten in der Kundgebung der Liebe; aber sie selbst blieb sich überall gleich. Ein spanisches Guitarrenliedchen, ein litauisches Daino und die Serenade, welche der sicilianische Schäfer vor der Grotte seiner Amaryllis singt — wie in der dritten Idylle Theokrit's geschieht — haucht dieselben Gefühle, dieselben Empfindungen aus, nur der Ausdruck, die Accorde, sind verschieden. Der sogenannte „Kiltgang" eines appenzeller Bauerburschen, die mitternächtliche Herzensergießung eines süddeutschen Natursohnes auf der obersten Sprosse einer mühsam angelegten Leiter am Kammerfenster seiner Schönen — das „Fensterln" —, und der Selam, diese hieroglyphische Blumensprache, womit die Bewohner des Morgenlandes durch die geheime Uebersendung einer Hyacinthe oder Narcisse der Geliebten ihre Ge=

fühle entdecken, durch eine Orangenblüte Hoffnung, durch eine Ringelblume Verzweiflung, durch eine Sonnenblume die Beständigkeit, durch die Tulpe die Beschuldigung der Untreue, durch die Rose aber Schönheit andeuten, oder in welchem der türkische Gärtner durch Anordnung der Blumentöpfe seiner lustwandelnden Gebieterin ein Liebesbriefchen schreibt — alles gibt das eine, die Liebe kund, so verschieden die Ausströmungen einer und derselben Leidenschaft in ihren Geberden und Aeußerungen auch sein mögen.

Doch Scherz beiseite. Wir wollen lieber sogleich eine altgriechische Sitte bemerken, die, sowie alles, was der feingebildete Grieche angab, das Gepräge griechischer Verschönerung, Verfeinerung und Bildung an sich trägt. Man hatte nämlich im Alterthum die Gewohnheit, werthvolle irdene Vasen mit den schönsten Zeichnungen und Gemälden zu verzieren und sie an den Ort des Hauses hinzustellen, der am meisten besucht wurde. In Samos, Korinth, Sikyon und namentlich in den blühenden Städten Siciliens und des untern Italien waren allem Anschein nach ganze Fabriken solcher Schmucksachen, auf denen Malerei und Plastik miteinander wetteiferten, um diesen Vasen die geschmackvollste Rundung, die schönsten Henkelwindungen und die zierlichsten Zeichnungen zu geben. Beabsichtigte man nun einem schönen Jünglinge oder Mädchen seine zärtlichen Empfindungen bekannt zu machen, so gab man einem Vasenkünstler Auftrag zu einem derartigen Gefäße mit einem entsprechenden Gemälde, das dem in der Bildersprache geübten Griechen ungemein leicht und sicher zu entziffern war, und machte bei der ersten sich ihm darbietenden Gelegenheit damit dem geliebten Gegenstande ein Geschenk.

So nur lassen sich die Darstellungen auf Vasen erklären, welche man viele Jahrhunderte nachher in den stillen Wohnungen der Todten unter der Erde aufgefunden

hat und die noch gegenwärtig Zierden ganzer Vasensammlungen ausmachen, welche man nicht nur in Italien und Frankreich, sondern auch in Deutschland und England antrifft und, mit Böttiger zu reden, von Kennern als Seltenheit bewundert werden. Auf einer solchen Vase — erzählt der ebengenannte Autor in seiner „Sabina" — überreicht ein in ein Sklavenhabit gekleideter Liebhaber einem Mädchen, das oben aus einem Fenster blickt, drei Aepfel, während ein anderer ihm zur Seite steht und dem verliebten Abenteuerer durch eine Fackel die nöthige Beleuchtung gibt. Auf der Rückseite steht das Mädchen dem Jünglinge gegenüber und hält mit vorgestreckter Hand die drei Früchte, während der Jüngling in bescheidener, fast bittender Stellung mit einem Blümchen im gefalteten Busen geschmückt, seine Leiden zu klagen scheint. Wer möchte noch zweifeln, daß die Auflösung beider Bilder dieser Vase eine Liebeserklärung oder ein Liebesbrief sei?

Bekanntlich waren der Venus Aepfel, besonders Granatäpfel und Quitten, geheiligt. Wer nun diese Art Früchte einem andern zuschickte oder zuwarf, was auch wol geschehen sein mag, machte solche gleichsam zu sprechenden Geschäftsträgern der Göttin von Paphos. Noch diesen Augenblick heißt dieser Liebesapfel auf der Insel Sicilien der Bräutigamsapfel, und viele alte Denkmäler erhalten erst dadurch, daß man durch den Apfel eine Liebeserklärung aussprach, ihre Bedeutung. In Ermangelung eines Apfels vertrat auch wol eine angebissene Feige die Stelle eines symbolischen Liebesbriefs, bemerkt Böttiger, wie man noch jetzt überhaupt diese Früchte als Geschenke für gute Freunde wählt. Wie bedeutungsvoll mußte nun erst vollends eine Vase mit einem ebenerwähnten Bilde als Spende eines Jünglings sein, die er der Geliebten an ihrem Geburtstage oder selbst bei einer andern feierlichen Gelegenheit übermachte?

Es scheint aber, daß man auch später eine geschriebene Erklärung seiner Absicht auf die Vase gesetzt habe; wenigstens lesen wir in der „Sabina“, daß auf einer derartigen Vase, die sich anfangs in der berühmten Mastrill'schen Sammlung zu Neapel befand, jetzt aber schon seit geraumer Zeit nach Petersburg gewandert ist, folgende drei Worte eingegraben sind: „Schön ist Kallikles!“ Die Abbildung deutet Böttiger so: Ein geflügelter Genius in einem langen festlichen und mit eingewirkten Blumen geschmückten Talar gießt eine Libation auf die lodernde Opferflamme eines kleinen Altars und darüber stehen in altgriechischen Schriftzügen die angeführten Worte. Die Zusammenstellung sowol wie die Bestimmung dieser Vase ist gar leicht zu finden: der schöne Kallikles erhielt sie zu seinem Geburtstage, der durch die Libation entsprechend bezeichnet wird, als Geschenk oder Angebinde.

Ganz unverkennbare Züge eines Liebesbriefs trägt auch eine Vase an sich, die früher der Abbate Vivenzio zu Nola besaß, dessen Alterthumssammlungen für die schönsten und ausgesuchtesten in jener Gegend galten, wie Gerning in seinen „Reisen durch Oesterreich und Italien“ erzählt. Diese Vase trägt die Inschrift: „Der schönen Klymene!“ Jeder Fremde, welcher diese Vase gesehen und Gelegenheit hatte ihre Schönheit zu bewundern, huldigt nach Verlauf vieler Jahrhunderte noch der schönen Klymene.

Das waren denn doch noch Liebesbriefe von Dauer! In der Jetztzeit ist ein gewöhnliches Billetdoux — und wäre es selbst auf parfümirtes Rosenpapier mit sympathetischer Tinte geschrieben und mit Goldlack versiegelt — schon nach etlichen Wochen, oder doch nach einem Monate vergessen — und nun erst gar nach einem Jahrtausend! Allenfalls ließen sich diese auf Thon gemalten Liebesbriefe des Alterthums mit der Galanterie eines Malers aus

der alten Schule des großen Rafael von Urbino vergleichen, die der Kunstfreund noch augenblicklich auf einer Schale der sehenswürdigen Sammlung von Majolikagefäßen in dem Museum zu Braunschweig mit Vergnügen erblickt und womit sich, nach einer Sage, der verliebte Künstler den schönsten Minnesold von des Töpfers Tochter verdiente, welche er durch das Bild auf dieser Schale verewigte.

Wäre es ein so großer Uebergang, wenn unsere Porzellanfabriken, die ja schon Mundtassen mit den Anfangsbuchstaben und den niedlichsten Verzierungen einfassen, von diesen zu einem porzellanenen Liebesbriefe, im Geschmack der Alten, übergingen? Ist denn nicht schon Aehnliches vorhanden in den mit der Silhouette der Schenkenden bemalten Porzellantassen oder gar Vasen, wie dergleichen eine die berühmte Stickerin, die Frau Hofräthin von Schlözer, von der Königin von Preußen zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Geschenk erhalten?

Ein solcher Uebergang würde noch überdies dem Scharfsinn eines transatlantischen Antiquars Gelegenheit geben, eine zerbrochene Scherbe von einem solchen deutschen Liebesbriefe noch nach Jahrhunderten zu entziffern und einen Vergleich in der Kunst von sonst und jetzt anzustellen.

Wir wollen für jetzt das Geplauder über römische Liebesbriefe abbrechen, der vorausgeeilten Dame ins Haus folgen und uns einmal die Räumlichkeiten eines römischen Hauses näher ansehen.

8.

Wohnlichkeiten.

Wenn auch durch die Ausgrabungen der Städte Herculanum und Pompeji ein ziemlich treues Abbild altrömischer Häuser uns gegeben wird und überhaupt die Woh-

nungen im Alterthum sich fast durchgängig in Lage und Einrichtung gleichen, so möchte dennoch nichts schwieriger sein, als die Wohnungen altrömischer Häuser beschreiben zu wollen, und zwar aus dem Grunde, weil das römische Haus sich so wesentlich von denen einer Provinzialstadt unterschied und manches hatte, was diesen fehlte; vor allem aber, weil es keinem römischen Schriftsteller je eingefallen, uns eine vollständige Beschreibung eines eigentlichen römischen Hauses zu überliefern. Der jüngere Plinius beschreibt in seinen Briefen nur die Villen, aber keine „Domus urbana". Ich muß demnach die Nachsicht des Lesers in Anspruch nehmen und kann überhaupt nur durch Combinationen aus den zerstreut vorhandenen Nachrichten einiges Licht über die baulichen Einrichtungen altrömischer Häuser bringen. Die besten Leiter sind bisjetzt Becker, Böttiger, Niebuhr, Winckelmann, Wüstemann, Zumpt u. a. Sie sollen auch uns ein Führer sein.

Darf man den vorhandenen Nachrichten Glauben schenken, so hat es in Rom 2742 Miethhäuser (insulae) und nur 89 Privatwohnungen (domus) gegeben. Die erstern waren mehrere Stockwerke hoch und dazu bestimmt, mehrere Familien aufzunehmen, und gewiß so verschieden eingerichtet wie die unserigen. Sie hatten mehrere Höfe und viele Zugänge und standen zweifelsohne isolirt, wenn nicht das Wort insula überhaupt schon einen Häusercomplex bedeutet, um den ringsum ein Weg führte. Aber nicht jedes Haus hatte eine Nummer, sondern deren fünf, sechs und wol noch mehr, sodaß wahrscheinlich jeder noch so kleine Ausgang mit einer Nummer versehen war, wie es noch gegenwärtig in Neapel üblich, da es mehr denn 40000 Hausnummern zählt. Aber freilich hat auch jede Thür, jede Boutique ihre besondere Nummer. Wir wollen uns nicht weiter in erfolglose Muthmaßungen einlassen, und das um

so weniger, da wir ja eigentlich nur von den altrömischen Privatwohnungen reden.

Um in ein solches Haus zu gelangen, betreten wir einen freien, nach der Straße hin offenen und unbedeckten Platz, „Vestibulum" genannt, der mit Spolien, Reiterstatuen und Quadrigen geschmückt ist, mitunter sogar Säulenhallen und Bassins hatte, aber keineswegs der Eingang zum Hause selbst war und noch weniger den ersten Raum des Hauses andeutete. Von hier erst gelangen wir in den eigentlichen Eingang oder „Ostium", der mitunter einige Stufen hatte, die gerade in die Mitte des Hauses führten. Die Schwelle war von Stein, die Thürbekleidung aber immer von Holz. Häufig erblickte man auf der Unterschwelle Mosaikarbeit und über der Thür hing wol gar ein Papagai, der irgendeinen Gruß zu sprechen gelernt hatte. Die zu beiden Seiten stehenden Thürpfosten waren aus kostbarem Marmor oder Holz und mit schönen Schnitzarbeiten versehen, oder mit Schildpatt, Elfenbein oder wol gar mit Gold verziert. Die Thüren öffneten sich nach innen und außen, hingen aber nicht wie die unserigen auf Angeln, sondern es befanden sich an der beweglichen Thür — meint Becker — keilförmige Angelzapfen, die in eine Höhlung in der obern und untern Schwelle eingelassen waren, oder auch in bronzenen und eisernen Ringen sich drehten. Dies war jedoch wol nur vorzugsweise der Fall bei größern Thüren und Thoren. Aber selbst bei den Thüren der innern Gemächer waren die Zapfen oder Thürschenkel an den Thürflügeln, und die Höhlungen oder Ringe befanden sich in der Schwelle oder an den festen Seitenpfosten. Den Tag über war diese Thür nicht verschlossen und für das Vorhandensein von Thürklingeln liegen auch keine Beweise vor. Sie wären überhaupt auch überflüssig gewesen, da mit wenigen Ausnahmen fortwährend neben der Hausflur

ein „Janitor" Wache hielt. Jedoch dürften die Römer metallene Klopfer oder Ringe gekannt haben; wenigstens erblickt man sie hier und dort auf Gemälden, auf denen Doppel- oder sogenannte Flügelthüren abgebildet sind. Schlugen die Thüren nach innen, so verschloß man sie durch einen Querriegel aus Holz, wie wir aus Plinius' Schriften erfahren; waren es Flügelthüren, so bedurfte es natürlich einer Verbindung beider und diese wurde durch hohle Bolzen bewirkt, die Thür und Riegel verbanden. Um den Riegel vor- und rückwärts schieben zu können, bediente man sich eines Schlüssels. Selten aber hatten die Häuser Thüren zum Einfahren; häufiger kleine Hinterthüren, die in eine Nebenstraße mündeten.

Ob die römischen Häuser eine Hausflur gehabt, oder ob man unmittelbar in das Atrium getreten, ist wol schwerlich zu bestimmen, da wir nicht einmal Muthmaßungen aufstellen können. Allein, wenn die Etymologen das Wort Atrium auch verschieden ableiten, so bleibt doch immer die Meinung aufrecht, daß man unter diesem Namen den ersten und vordersten Saal verstanden habe, der zwar bedeckt war, aber wie fast alle Theile des römischen Hauses sein Licht von oben erhielt. Der Aermere hatte natürlich in seinem Hause kein derartiges Atrium.

Dieser Raum war gleichsam der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens, wo sich die wichtigsten Lebensmomente ereigneten. Hier standen der Herd und die Kasse; hier wurde das gemeinsame Mahl eingenommen; hier thronte die waltende Hausfrau in der Mitte ihrer Dienerinnen; hier wurden alle Besuche empfangen und die Clienten angehört; hier lag die Leiche auf dem Paradebett; hier hingen die Wachsmasken, die theuern Erinnerungen an die Verstorbenen. Erst viel später, als sich die einfachen Sitten verloren, wurde das Atrium nur als Empfangssaal und

Wartesaal für Freunde und Clienten bei allen Gelegenheiten benutzt, der Familienherd in einen entfernten Theil des Hauses verlegt und somit seine bisherige Bedeutung in irdischer und religiöser Hinsicht aufgelöst, behauptet der Verfasser des „Gallus". Nur die Leiche noch wurde hier nach wie vor aufgenommen und auch die Ahnenbilder behielten hier ihren Platz. Jetzt war eine geschlossene Decke nicht mehr nothwendig, im Gegentheil bedurfte man frischer Luft und hinreichendes Licht. Eine solche umfangreiche Dachöffnung war aber ohne Stützen nicht möglich: es wurden demnach Säulen aus dem schönsten Marmor aufgeführt und zwischen ihnen Statuen errichtet; auch erhielten sie Bassins und Brunnen, wie selbst kleine Rasenplätze und Zierpflanzen. Vor Sturm, Sonne und Regen ward der Platz durch Teppiche geschützt und im Winter benutzte man bewegliche Breterdächer, wenn nicht hölzerne Schieber zwischen den Säulen darunter verstanden werden müssen.

Rechts oder links aus dem Atrium getreten, gelangte man in schmälere Seitenhallen (alae), ähnlich denen in unsern Kirchen, die in das Schiff führen. Doch hatte nicht jedes Haus Alä, sondern es gab auch Häuser, die nur eine Ala hatten und zwar immer an dem rechten Ende des Atrium.

Schon schwieriger wird es, die Bedeutung des „Tablinum" zu geben. Nach Plinius' Ansicht war es gleichsam das Archiv des Hauses. Auch über die „Fauces" weichen die Meinungen weit auseinander, oder richtiger, wir wissen über sie soviel wie nichts. Wahrscheinlich waren es schmale Durchgänge oder Corridore neben dem Tablinum, die jedoch selten die ganze Breite des Atrium ausfüllten, sondern noch Raum genug für ein Zimmer übrig ließen; wenigstens geht diese Meinung aus der Ansicht pompejanischer Grundrisse hervor.

Weiter schreitend gelangen wir in den innern Hof, das eigentliche Herz eines römischen Hauses, den alle übrigen Theile begrenzten und in dessen Mitte ein unbedeckter Raum war, den von allen Seiten bedeckte, fünffach verschiedenartige Gänge einschlossen. In der Mitte dieses Raumes, „Impluvium“ genannt, erblickte man eine Cisterne, oder wol gar einen Springbrunnen, deren runde oder viereckige Bassins mit herrlichen Reliefs geschmückt waren; wenigstens hat man derartige Wasserbehälter aus Marmor oder Bronze in Pompeji gefunden. Ihre Form war jedoch sehr verschieden, alle aber waren sehr kunstvoll gearbeitet. So z. B. fand man Marmorsäulen, an deren oberm Ende kleine Enten angebracht waren, die das Wasser aus ihren Schnäbeln herabträufelten; oder einen Tigerkopf, der das Wasser ausspie u. s. w. Besonders kunstvoll war ein Brunnen, bei dem in einer verzierten Mosaiknische Silen stand, sich auf ein Brunnenrohr stützend, aus dem das Wasser über mehrere Stufen in das Bassin floß. Ueberhaupt scheinen die Römer für Wasserfälle eine große Vorliebe gefaßt zu haben, denn fast immer fließt das Wasser in diese künstliche Brunnen über mehrere Stufen, sodaß es gleichsam einen kleinen Sturz bildet.

Hinter diesem innern Hofe befanden sich die Bäder, die Bibliothek und das „Peristylium“, reich und immer mit Säulen geschmückt. Das größte Peristyl in Pompeji wird von 44 dorischen Säulen getragen. (Vgl. Becker's „Gallus“.)

Wir wollen nun diejenigen Abtheilungen eines römischen Hauses skizziren, die für den täglichen Gebrauch bestimmt waren oder doch dem Luxus dienten. Wir wenden uns demnach zu denjenigen kleinen Gemächern, die als eigentliche Wohn- und Schlafzimmer anzusehen sind. Aber freilich möchte über dieselben wenig mehr zu berichten sein, als daß sie ein kleines Vorzimmer hatten und soviel nur

möglich allem Geräusch fern lagen. Unter den „Triclinien" verstanden die alten Römer kleine Speisezimmer, die nach Vitruv noch einmal so lang als breit waren und deren Höhe die Hälfte der zusammengerechneten Breite und Länge betrug. Sie waren nach den Jahreszeiten verschieden beschaffen. Jedoch spricht Plutarch etwas ausführlicher über sie. Dagegen waren die „Oeci" wirkliche Prachtsäle, von eminenter Größe, jedoch höchst verschiedenartig gebaut. Eine Art, die man „oecus Aegyptius" nannte, hatte auf allen vier Seiten korinthische Säulen, von der Höhe der Gänge; über diese Säulen war eine zweite Reihe gestellt, die aber um ein Viertel niedriger waren als die untern. Auf ihrem Epistyl ruhte die Felderdecke, und da über den äußern Gängen ein Estrich gemacht war — versichert Becker —, so konnte man außerhalb um den mittlern höhern Saal herumgehen und durch die zwischen den Säulen angebrachten Fenster in denselben hineinsehen.

Wir nähern uns jetzt den Gesellschafts- oder Conversationszimmern. Dies waren halbrunde Erweiterungen der Säulengänge mit steinernen Sitzplätzen, an den Wänden hinlaufend, exedrae genannt. Daß sie bedeckt gewesen, ist wol gewiß; nur die öffentlichen waren unter freiem Himmel. In Pompeji sind derartige, halbkreisförmige Räume mehrere gefunden, auch werden ihrer in Athen erwähnt.

Nachdem der Herd aus dem Atrium verschwunden — ich meine in den Häusern der Reichen, denn bei den Armen blieb er nach wie vor mit den Göttern verbunden —, wurde den Laren und Ahnenbildern ein Platz in der Hauskapelle angewiesen. Der Platz dieser Kapelle war aber nicht genau bestimmt. Bald finden wir nämlich das „Lararium" auf dem innern Hofe, bald im Garten, selten im Atrium. Durch dieses Lararium war wol der Anfang

zur Pinakothek gelegt, wo eine Anzahl Kunstwerke aufbewahrt wurde; wenigstens gehörte es bald zum guten Ton, eine solche zu haben. Zu solchen Werken der Kunst wurden die Römer aber nicht durch Liebe zur Kunst geleitet — es war ja nun einmal Mode geworden, sich eine Pinakothek anzulegen. Fast immer wählte man für sie die Nordseite, damit die Bilder, welche auf Holz oder Leinwand gemalt und in die Wand eingelassen oder an derselben aufgehängt waren, vor dem Sonnenlicht geschützt würden. Von Rahmen ist keine Spur vorhanden.

Weiter hinten an den abgelegensten Theilen des Hauses befanden sich die Sklavenzimmer; sie waren schmucklos, klein und gewöhnlich führte eine Treppe in dieselben. Unweit dieser Zimmer befand sich die Küche, ebenfalls im hintern Theile des Hauses. Diese war viel geräumiger als jene, nicht selten gewölbt und ganz dem Luxus der Gastmähler angemessen; es fehlen in ihr selbst Wandgemälde nicht, unter denen häufig das Bild der Schlange vorkam, das über dem Herde angebracht war. Der Rauchfang war ungemein kurz, das Mauerwerk aber ungemein fest und dauerhaft, da es sich bis auf unsere Zeit erhalten. Wol nicht ganz passend befand sich neben der Küche die „Latrina“. Etwas weiter lagen die Vorrathskammern gegen Norden, die Oelkammer aber gegen Süden. Auch befand sich in ihrer Nähe die Bäckerei und die Mühle, die von Sklaven bewegt wurde. Die Backöfen waren rund, 7—8 Fuß tief und ebenso breit. Die Essen bestanden aus zwei bis drei thönernen Röhren, die 10 Zoll im Durchmesser hatten.

Sehr häufig hatten die städtischen Häuser an den Seiten in der Nebenstraße einen Anbau kleiner hölzerner Buden, die nicht selten eine ganze Reihe bildeten und unter dem gemeinschaftlichen Namen „Tabernen“ schon erwähnt wur-

den. Sie dienten zu Arbeits- oder Verkaufslokalen, standen aber nicht mit dem eigentlichen Hause im Zusammenhange, sondern hatten eigene Eingänge und wurden von dem Besitzer des Hauses vermiethet. In diesen Tabernen kaufte der Unbemittelte seinen Bedarf, bot der Buchhändler seine Bücher feil, schloß der Sklavenhändler seinen verabscheuungswürdigen Menschenhandel, und wiederum bargen diese Räumlichkeiten das kostbarste Geschmeide und das theuerste Hausgeräth.

Somit hätten wir das Erdgeschoß oder untere Stockwerk, das nur zur eigentlichen Wohnung diente, durchwandert. Später legte man jedoch noch ein zweites Stockwerk mit Söllern, Erkern und Balcons an, das aus verschiedenen Gemächern bestand, zu denen Treppen von Holz und Stein führten, die aber meistens steil und unbequem, alle aber mit einem guten Versteck versehen waren. Auch hatten diejenigen Tabernen besondere Treppen, welche zu den Räumen dieses zweiten Stocks führten, selbst von der Straße hinauf. Ueber diesem zweiten Stock finden sich häufig Terrassen, mit Blumen, Bäumen, Weinreben u. s. w. bepflanzt. Derartige Dachgärten waren fast allgemein, wie schon erwähnt, oder es müßte denn die Bedeutung des Wortes „Solaria" eine mehrfache sein und einen Platz bezeichnet haben, wo man sich sonnte. Daß dieser anmuthige Gebrauch bald übertrieben wurde, bemerkt schon Seneca, und Nero ließ sogar auf den Säulengängen solche Dachgärten anlegen. Die Dächer der römischen Häuser waren gewöhnlich flach, doch gab es auch schräge Dächer und zwar in oblonger Form mit zwei langen und zwei schmalen Seiten, die den Giebeltheilen unserer Bauerhäuser ähnelten und mit Stroh, Schindeln, Ziegeln, Schiefer oder Metall gedeckt waren. Die Ziegel waren glatt und hohl; doch gab es auch Holzziegel, die zugleich als Dachrinnen dienten.

Nachdem wir nun so den verschiedenen, größtentheils äußerlichen Theilen eines altrömischen Hauses einen flüchtigen Besuch abgestattet haben, bliebe uns noch auferlegt, einiges über die innern Einrichtungen desselben — mit Ausnahme der Haus- und Küchengeräthe, auf die wir weiter unten speciell zurückkommen werden — anzuführen. Die Fußböden finden wir nie gedielt; sie bestehen entweder aus Estrich oder sind mit Backsteinen belegt. Dies führte wahrscheinlich schon frühzeitig zum Belegen des Bodens mit Steingetäfel, viereckigen Platten weißen oder farbigen Marmors. Daneben waren schnell zwei Arten feinern Getäfels Mode, von denen die Mosaik am beliebtesten wurde. Diese Kunst, kleine bunte viereckige Steine zusammenzufügen, soll nach Plinius schon im 6. Jahrhundert der Stadt nach Rom gekommen und so vollkommen ausgebildet sein, daß sie selbst, wie Becker bemerkt, der Malerei nachahmte, oder doch wenigstens Kenntniß des Zeichnens, des Schattirens, der Perspective voraussetzte.

Die Anfänge dieser Mosaikarbeiten geschahen in Thon, dann in Glas und Marmor und endlich in den kostbarsten Steinarten. Wie ungemein mühsam diese Arbeiten gewesen sein müssen, dürfte schon daraus zur Genüge hervorgehen, daß man in dem Raum eines einzigen Quadratfußes nicht weniger als 2000 farbige, viereckige Marmorsteine gezählt hat. Und dennoch wurde, nach Zahn's Aussage, in Pompeji kein Haus gefunden, das nicht einen Mosaikfußboden gehabt hätte. Das bedeutendste alles bekannten antiken Mosaikgetäfels ist das im Hause des Faun zu Pompeji aufgefundene Schlachtgemälde. Doch auch andere Arbeiten zeichnen sich durch großartige Composition, lebendigen Ausdruck, schöne Färbung und zierliche Ausführung aus und zeugen von dem geläuterten Geschmacke der Künstler.

Gegen das Ende der Kaiserzeit wurden selbst Wände

und Deckengewölbe mit Mosaik belegt. Anfangs waren diese Wände nur geweißt, dann aber wurden sie mit künstlichem Marmor bekleidet und schon vor Augustus' Zeit selbst mit Malerei versehen. Die ebenerwähnte Malerei war bald einfarbig, bald buntfarbig auf nassem Kalk al fresco oder auf trockenem Grunde mit Leimfarbe. Waren die Wände in Sockel und Fries abgeschieden, so wußten die Maler den Raum höchst geschmackvoll in größere und kleinere Felder zu theilen, die sie mit den phantasiereichsten Arabesken umgaben, sodaß Winckelmann sie mit den Loggien Rafael's vergleicht. Ein heiteres Colorit, mit verschiedenen Farbentönen, war überall vorherrschend, wie das auch wol nicht anders bei einem südlichen Himmel und solcher antiken Lebensanschauung sein konnte. Der Gegenstand der Darstellung war aber höchst mannichfach. Die Nachbildung der Marmorwände möchte wol den Anfang dieser Wandmalereien geben; dann folgten architektonische Ansichten, Bühnendarstellungen, Landschaften, historische Compositionen, Bilder von Göttern und mythologischen Scenen, Opfer u. dgl. Alle Bilder bewiesen jedoch den kühnen, oft phantastischen Geschmack der Künstler; namentlich sind die historischen und mythologischen von hohem Werthe; weniger die Landschaften. Nach Winckelmann's Urtheil sind die erstern unübertrefflich, „flüchtig wie ein Gedanke und schön wie von der Hand der Grazien ausgeführt".

Gewöhnlich nimmt man an, daß den alten Römern der Spiegel an der Wand überall gefehlt habe; das ist aber jedenfalls zu weit gegriffen, denn es läßt sich nachweisen, daß sie nicht nur Spiegel mit rahmenartigen Einfassungen gekannt haben, sondern Vitruv gedenkt sogar aufgehangener Spiegel; ob diese Spiegel aber aus Glas oder anderm Material gewesen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Auch an den Zimmerdecken verschwendeten die Römer ansehnliche Summen, weil sie ihnen durch Malereien oder sonstige theuere Stoffe ein zierliches Ansehen gaben. In den Speisesälen hatte man Decken, die durch einen geheimen Mechanismus gehoben und gesenkt werden konnten. Wenn Böttiger aber in seiner „Sabina" behauptet, die Alten hätten im Innern der Häuser fast alle Gemächer nur mit Teppichen behangen, so scheint dies doch, in Bezug auf die Römer, zu viel gesagt. Allerdings hatten die römischen Häuser Thüren, wenn auch nicht, wie Becker ganz richtig angibt, jede Abtheilung mit einer solchen versehen war. Nur dann, wenn die Thür nicht vorhanden, vertrat ein Vorhang die Stelle derselben, oder die Thüren wurden auch wol mit Teppichen verhängt wie im obern Stock die Fenster. Diese römischen Fenster muß man sich aber immer nur klein und ziemlich hoch angebracht denken, und noch weniger in einer ganzen Reihe fortlaufend wie die unserigen. Vielleicht sind die Fenster anfangs sogar unverschlossene Oeffnungen gewesen, die man hin und wieder mit Netzen verschloß, denn nur so bekommen Ovid's, Juvenal's und Plinius' Worte Sinn. Später bediente man sich jedoch durchgängig des Frauen- oder Marienglases und selbst Säulengänge wurden mit derartigen Fenstern verschlossen. Diese Erfindung schreibt Plinius dem Sergius Orata zu. In Pompeji sind mehrere Glasscheiben und selbst Fenster vorgefunden und es ist daher außer allem Zweifel, daß auch die Römer sich des Fensterglases bedienten.

Die Heizung der Zimmer während des Winters geschah sehr mannichfaltig, nur muß man nicht unsere feststehenden Oefen zum Muster nehmen. Man hatte auch wirkliche Kamine, oder die Heizung geschah durch einige in die Zimmer geleitete Röhren, oder auch von einem kleinen

Gemache aus, das neben der Wohnstube lag, und konnte durch verschließbare Oeffnungen gestärkt oder geschwächt werden. Daraus folgt, daß die Römer schon Luftheizung kannten. Auch hatten sie tragbare Oefen und vor allem ein ehernes Kohlenbecken, auf das man Kohlen oder solche Brennmaterialien legte, die wenig Rauch geben, da dieser größtentheils nicht durch Essen, sondern durch Decken, Fenster und Thüren abströmte. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß die Römer durchaus keine Schornsteine gekannt, wie wol einige behaupten, im Gegentheil, wir sind überzeugt, daß ihre Wohn- und Arbeitszimmer Rauchfänge gehabt haben, nur die tragbaren Oefen hatten keine Essen und — konnten sie nicht haben.

Wollen wir uns nun schließlich den Totaleindruck vergegenwärtigen, den der Anblick des altrömischen Hauses auf uns machen würde, so möchte dieser ein sehr geringer sein. Der Leser wird selber entscheiden. Da die Häuser selten gerade Linien, noch seltener rechte Winkel bildeten und sehr niedrig gebaut waren, dann nur kleine Fenster und ein zweites Stockwerk hatten, das nur einzelne Theile des erstern bedeckte, so muß allerdings durch solche Unregelmäßigkeit der Eindruck geschwächt werden. Um so nachhaltiger und angenehmer aber ist der Eindruck, den das Innere auf uns machen würde. Hier herrscht überall die größte Symmetrie: alle Zimmer sind um einen offenen Raum gruppirt, der mit Baumgruppen, Blumen und Hallen geschmückt ist, und es muß von bezaubernder Wirkung gewesen sein, wenn man von hier aus bei offenen Thüren alle Pracht überblickte, die ein tiefblauer italienischer Himmel umspannte.

Doch alle diese Herrlichkeit ist nicht mehr! Seit dem Mittelalter ist diese römische Bauart, bis auf einen klösterlichen Kreuzgang, leider gänzlich verschwunden!

Erlauben Sie mir darum, dem oben gegebenen Versprechen nachzukommen und Ihnen einiges über die Haus- und Küchengeräthe altrömischer Häuser mitzutheilen.

9.

Haus- und Küchengeräthe.

Nach unsern Begriffen würden wir ein altrömisches möblirtes Zimmer leer nennen. Tische, Stühle, Candelaber und „Lecti" machten durchgängig die ganze Einrichtung aus; allenfalls kam noch das erwähnte Kohlenbecken für den Winter hinzu. Allein, mit welcher Pracht und Eleganz waren diese Gegenstände ausgestattet! So recht wissen wir freilich nicht, was wir aus dem Lectus machen sollen, denn es war weder ein Sofa noch ein Bett, sondern vielmehr ein einfaches Gestell, das, wenn nicht immer, doch häufig, am Kopfende eine niedrige Lehne hatte und bald aus Holz, bald aus Erz bestand. Die Reichen ließen sich den Lectus — meint Becker — aus Cedern- oder Terebiethenholz verfertigen, mit Gurten umspannen, verschwenderisch mit Schildpatt, Elfenbein und edelm Metall auslegen, gaben ihm elfenbeinerne, silberne oder selbst goldene Füße und ihr ausschweifender Luxus belegte es mit Matratzen aus den schönsten und theuersten Stoffen. Anfangs stopfte man die Polster der Matratzen allerdings mit Stroh, Aermere selbst mit geschnittenem Schilfe oder getrocknetem Grase; dann bediente man sich ausschließlich der Wolle, bis später Weichlinge Federn dazu verwandten und zwar weiße Gänsefedern, vornehmlich die Flaumen. Ganz besonders beliebt waren auch die Federn der germanischen Gänse; sie standen in so hohem Werthe, daß ein Pfund mit fünf Denaren bezahlt wurde. Nach Martial wurde selbst Schwanenflaum zu diesen Polstern

genommen. Statt der erwähnten Gurten gebrauchte man auch wol ein Geflecht von Bronzeschienen.

Am Kopfende eines solchen römischen Bettes lag ein kleiner Pfühl, mitunter mehrere, von runder Form, auf den man den Elnbogen stützen und den man speciell Kopfkissen nennen konnte. Diese Polster waren jedoch mit Decken belegt, deren Farbe bei den Reichen purpurn war und eingewebte Figuren und schöne Stickereien hatten. Wie groß die Zahl dieser Decken gewesen, läßt sich nicht bestimmen; je reicher der Besitzer, desto größer die Zahl. Martial spottet über die eiteln Römer, die sich krank machten, um den Besuchenden die eben aus Alexandria erhaltenen Bettüberzüge zu zeigen.

Ein anderes Mobiliar waren die „Pulvini" und die „Cervicalia"; erstere wurde mit seidenen Stoffen, letztere mit einem Federteppich überzogen. Dies sollen Arbeiten der Plumarii gewesen sein. Die Bedeutung ist dunkel. Becker erklärt sie in seinem „Gallus" so: „Plumatae vestes sind Gewänder, deren Grund, er mochte nun weiß oder purpurfarbig sein, mit eingesticktem Golde auf gewisse Weise gemustert war. Warum aber die eingestickten notae eben plumae genannt werden, wird wol schwerlich aufgeklärt werden. Allein die Beweise dafür sind unzweideutig, denn überall wird der Schmuck als golden bezeichnet, nirgends aber die Stickerei als in bunten Farben ausgeführt, angegeben. Auch werden die Werkstätten der Plumarii überall ausdrücklich «Textrinä» genannt. Es werden also nicht fertige Gewänder durch Stickereien geschmückt, sondern es wird auf irgendeine Weise gewebt; noch weniger ist von Gold die Rede, sondern es handelt sich um Farben, die das Sonnenlicht nicht treffen soll, damit sie nicht erbleichen. Dies alles scheint eine andere Erklärung des Ausdrucks zu fordern, und in den Glossarien wird plu-

marius durch Federfärber übersetzt. Freilich, wenn von einem Buntdrucke die Rede wäre, dann wäre es möglich. Da dies aber nicht der Fall ist, so müssen wir aus Martial und Properz schließen, daß die Plumarii wirkliche Federteppiche verfertigten, mit denen man die Pulvini überzog. Hat man in neuerer Zeit große, sehr dauerhafte Tapeten mit allerhand Emblemen aus lauter bunten Federn zu fertigen verstanden, warum wollen wir nicht dem Alterthum dieselbe Geschicklichkeit zutrauen, das an Künstlichkeit der Arbeit unsere Zeit in so manchen Stücken übertraf?"

Jetzt wieder zu dem Lectus zurück. Auf demselben meditirten, lasen und schrieben die römischen Damen liegend; man könnte also, mit Martial zu reden, diese Lecti „die Katheder der Frauen" nennen. Dieser berühmte Epigrammendichter sagt nämlich bei der Schilderung eines Stutzers: „er treibe sich den ganzen Tag zwischen den Kathedern herum." Allein die Lage der Damen muß doch äußerst unbequem gewesen sein, weshalb man die Lehnen an diesem Lectus wol auch in ein Schreibpult umformte, wie aus Properz zu ersehen, wo eine Kupplerin einer Buhlerin Unterricht ertheilt und zu ihr sagt: sie müsse zu schreiben scheinen, während der Liebhaber schmachtend vor ihr knie.

Mitunter waren diese Lehnen aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht und, da sich die Damen auf dem Lectus zugleich tragen ließen, auch leicht und elegant. Schreibpulte oder nun gar Stehpulte kannten die Römer bis ins 4. Jahrhundert durchaus nicht. Auch Stühle waren wenig gebräuchlich; doch kann man nicht gerade sagen, daß sie ihnen gänzlich gefehlt haben, vielmehr erblickte man sie sowol in den Tabernen der Handwerker und Tonsoren wie auch in den Lehrzimmern, den Bädern, an den Hausthüren der Buhlerinnen u. s. w.

Man unterschied vielmehr zwei Sorten, die „Sella“ und die „Cathedra“; die letztern dienten vorzugsweise für besuchende Frauen. Es gab zwar noch eine dritte Art, das „Solium“, das man sich aber immer als einen thronähnlichen Ehrensitz denken muß; selbst der kaiserliche Thronsessel führte diesen Namen. Man könnte ihn allenfalls auch den Großvaterstuhl nennen, da vorzugsweise der Hausherr ihn einnahm. Dieser Stuhl hatte gerade stehende Rücken- und Armlehnen, gleichartige Füße von der zierlichsten Form und war mit kleinen Fußschemeln versehen; bunte Kissen fehlten ebenfalls nicht und im Rücken lag ein weiter Ueberwurf, der an beiden Seiten der Rückenlehne faltenreich herabfiel.

Zwischen dem Solium und der Cathedra ist demnach ein bedeutender Unterschied: diese diente gleichsam der Bequemlichkeit, jenes aber dem Prunke und der Repräsentation. Darum hatte es auch wol gerade stehende Lehnen, die Cathedra aber gefällige, dem Körper mehr anschmiegende Formen, also schräg ablaufende Rückenlehne, in denen es sich behaglich ruhte. Und dieser Bequemlichkeit wegen wird auch wol dieser Stuhl gewöhnlich in Verbindung mit Frauen erwähnt, wenn man auch nicht behaupten kann, daß er ausschließlich und allein von römischen Damen besetzt worden ist. Die übrigen Stühle führten keine besondern Namen, sondern wurden nur allgemein „Sella“ genannt.

Die große Mannichfaltigkeit derselben erkennen wir jedoch schon aus pompejanischen Wandgemälden, deren Form unsern modernsten oft überraschend ähnlich sind. Die Füße liefen geradeauf, oder waren anmuthig geschweift, immer aber zierlich gedrechselt. Manche Sessel hatten aber auch gekreuzte, dem Sägeblock ähnelnde Beine. Die Lehnen waren noch mannichfaltiger, bald niedrig, bald hochragend,

hier vorwärts gebogen, dort rückwärts geneigt, meist halbrund, selten gitterartig. Bänke wurden nur im öffentlichen Leben, in den Bädern, dem Theater und dem Gerichte gebraucht.

Jetzt noch einige Worte über die Candelaber der Römer. Der feine cannelirte Schaft ruhte in der Regel auf drei zierlichen Thierfüßen, über denen sich häufig etwas Blätterschmuck befand, und endigte in ein Capitäl, auf dem eine Art Vase stand. Mitunter befand sich auch wol über dem Capitäl ein Kopf oder eine Figur, auf dem ein Teller ruhte, der, wie der ganze „nasenartige" Aufsatz mit dem niedlichsten Schmucke verziert war. Allgemein berühmt wegen der Vorzüglichkeit ihrer Arbeit waren die Candelaber, welche die Werkstätten von Tarent und Aegina lieferten; doch standen auch die sogenannten korinthischen in hohem Werthe. Einige Candelaber konnte man höher und niedriger stellen, ihre Form und Verzierungen aber waren sehr verschieden, wie uns Abbildungen beweisen. Jedoch muß man nicht die baumähnlichen oder korallenartigen Lampadarien, mögen sie nun Zweige, Teller tragen, oder an ihnen Lampen hängen, für Candelaber halten; das sind spätere Ausartungen. Die schönsten und kunstvollsten Candelaber standen in den Tempeln; besonders soll der in dem Tempel des Apollo ein vorzüglich schönes Kunstwerk gewesen sein.

Wer sich einen ungefähren Begriff von der unverantwortlichen Verschwendung der Römer machen will, der braucht nur die Nachrichten über ihre Tische zu lesen. Es ist kaum glaublich, aber Männer wie Plinius, Cicero u. a. erzählen es. Am kostbarsten war der Säulentisch, welcher mit dem übrigen Luxus aus Asien nach Rom gekommen war. Die massive Platte bestand aus einem Stücke, das nicht selten vier Fuß im Durchmesser hatte und von einer elfenbeinernen Säule getragen wurde. Diese

Platte oder Scheibe wurde aus der cypressenartigen Thuia geschnitten und war überaus theuer. Cicero bezahlte einen derartigen Tisch mit 1 Mill. Sesterzen, das sind mehr denn 55000 Thlr. (ich rechne nämlich 1000 Sesterzen zu 55 Thlr.). Je näher diese Platte der Wurzel gesessen, um so kostbarer war sie, weil diese als Maser verschiedenartig gezeichnet war. Wer sich keinen echten „Orbis“ anschaffen konnte, mußte sich mit einem Tische von gewöhnlichem Holze begnügen, den er sich mit jenem Holze fournirte. Die andern kleinern Tische waren aus Marmor, aus Silber oder Gold und anderm kostbaren Metall und gewöhnlich viereckig. In dem Hausstande des Unbemittelten gab es allerdings bescheidenere Tische aus Buchenholz, aus Ahorn u. s. w., die auch eine viereckige Platte hatten, aber auf drei oder vier Füßen ruhten.

Die Spiegel waren von verschiedener Größe und mannichfacher Form; am häufigsten jedoch oval und rund, anfänglich aus Zinn oder Kupfer, dann aus anderm Metall, später aber aus Silber bestehend. Es gab eigene Sklavinnen, die den Spiegel der Gebieterin vorhalten mußten. Wenn ich noch kurz der Schränke und Laden, der Kästchen und Körbchen gedenke, so kann ich zu den Küchengeschirren übergehen.

Einige Kochgeschirre hatten ganz eigenthümliche Formen. Zuerst ist wol das „Miliarium“ zu nennen, ein schlankes und hohes Gefäß von Metall oder Silber, worin man Wasser schnell zum Kochen brachte. Die „Authepsa“, eine griechische Kochmaschine, war ebenfalls ungemein kostbar. Das „Ahenum“ hatte die Form unserer Kessel und diente zum Kochen der Speisen, auch die „Lebes“ war kesselförmig aber flach wie ein Becken. Die „Cortina“ war ein halbkreisförmiger Kessel, dessen sich hauptsächlich die Färber bedienten. Kochtöpfe von Metall, Thon, Bronze und selbst

von Silber; Dreifüße, Bratspieße, Durchschläge, Trichter, Siebe, Löffel, Schöpfkellen, Mörser, Kohlenschaufeln u. s. w. waren in den verschiedensten Formen und aus dem verschiedensten Material vorhanden.

Ebenso zahlreich waren die Wassergefäße, oder überhaupt die Gefäße für Flüssigkeiten (vasa). Letztere waren aus Thon, Metall, Silber und Gold; am gesuchtesten jedoch waren die von korinthischem Erze, am zahlreichsten aber die bronzenen verbreitet. Ueberdies hatten die Römer noch Gemmen-, Bernstein- und Glasgefäße, von denen die letztern so künstlich geschliffen waren, daß sie unsere böhmischen und die englischen Glasschleifer in Schatten stellten.

Ueber die „Vasa murrhina“ hat man schon viel hin und her gestritten; bald sollten sie aus natürlichem Stein, bald aus Glas, dann wieder aus Marmor verfertigt worden sein. Nach Plinius' Beschreibung wird sie wol aus Flußspath bestanden haben, denn dieses Mineral hat alle Eigenschaften, die der römische Schriftsteller angibt: es ist weich, zerbrechlich und matt glänzend. Diese Geschirre waren fast alle von ungemein hohem Werthe, wurden aber wol mehr zum negativen als positiven Gebrauche benutzt.

Das Reinhalten aller dieser Geschirre oblag wiederum den Sklaven und Sklavinnen, und es möchte wol an der Zeit sein, daß wir auch diese armen Geschöpfe etwas näher, als bisher geschehen, ins Auge fassen.

10.

Sklaven und Sklavinnen.

Das Verhältniß der Sklaven war bei den Griechen ein ganz anderes als bei den Römern. Jene betrachteten die Sklaven, welche sie besaßen, als ein zinstragendes Kapital, das sie verwenden müßten, wie es für sie am ein-

träglichsten war. Sie benutzten sie daher zu jeglichem Gewerbe. Bald mußten sie als Handwerker arbeiten, bald wurden sie an andere vermiethet, aber nur selten zur Bedienung benutzt.

Bei den Römern war es nicht so. Kein Römer hielt sich dergleichen Fabriksklaven; er verwandte sie nur für sich selbst. Sie mußten seine Ländereien in Ordnung halten, für seine Bedürfnisse, die der Luxus ins Unendliche gesteigert, Sorge tragen und ihm dienen. Zu den ersten Arbeiten verwendeten die Römer vorzugsweise Sklaven celtischer und germanischer Abkunft; als Luxussklaven genossen die Neger den Vorzug.

Der Kaufpreis für einen Sklaven war nicht so ganz unbedeutend. Der ältere Cato gab nie unter 1500 Denare für einen Sklaven. Bei dem Verkaufe wurde mit vieler Roheit und schonungsloser Gemeinheit verfahren, namentlich bei den Mädchen, um den Käufer für den Gegenstand einzunehmen; die männlichen aber wurden durch Peitschenhiebe zum Laufen und Springen gebracht, ganz wie bei uns die Pferde auf den Märkten.

Wir wollen uns zwar nicht allzu strenge an die Zahlen binden, die römische Schriftsteller von einem solchen Sklavenheere bei einem Reichen aufstellen, müssen uns aber immer eine ungeheuere Sklavenzahl als möglich denken. Als die geringste Zahl für einen nur in leidlichen Umständen lebenden Römer können wir 10 Sklaven annehmen, bei den Reichen aber steigerte sich die Zahl auf 100. Ihre Beschäftigung war sehr verschieden und nach dieser ihr Rang.

Diejenigen, welche über gewisse Theile des Hauses die Aufsicht führten, oder wol gar das Vermögen verwalteten, scheinen die angesehensten gewesen zu sein und das besondere Vertrauen des Herrn genossen zu haben. Unter diesen

gab es nicht wenige, die ein großes Vermögen besaßen, ihren eigenen Haushalt und ihre eigene Wohnung hatten. Ein solcher Sklave hieß „Procurator". Ihm zunächst standen der „Actor" und der „Dispensator"; dem erstern oblag die Landwirthschaft, der andere war Rechnungsführer; doch konnte auch einer beide Aemter in einer Person verwalten. Weiterab folgte der „Atriensis", welcher die Aufsicht über das ganze Haus und auch über das Hauswesen führte; unter ihm standen alle diejenigen Sklaven, die für Reinlichkeit und Ordnung bestimmt waren. Nach ihm folgte der Aufseher über die sämmtlichen Lebensmittel. Einen nicht geringern Rang nahm der „Silentiarius" ein, welcher über die Ruhe im Hause wachen mußte. Ob zu diesen „Ordinarii", wie man alle bisjetzt bezeichneten Sklaven nannte, auch diejenigen, welche als Künstler und für wissenschaftliche Zwecke benutzt wurden, zu zählen sind, kann nicht genau bestimmt werden. Ihre Zahl aber war sehr groß, denn sowol die Aufseher über die Bibliotheken und Kunstsachen, als auch die Mediciner und Chirurgen, die Literaten (welche als Abschreiber und Vorleser agirten), die Hausphilosophen u. s. w. waren Sklaven.

Die Zahl der Sklavinnen war nicht geringer, da nicht nur für die Toilette und Bedienung, sondern für jedes Geschäft, jedes Bedürfniß, alle Handarbeiten und Kunstfertigkeiten Sklavinnen verwandt wurden. Alle wohnten, ohne Ausnahme, in kleinen Kämmerchen, die, wie wir wissen, den ganzen Hinterflügel des Hauses einnahmen und höchst ärmlich eingerichtet waren. Die verachtetsten von allen waren unstreitig die Spinnerinnen und Weberinnen. Die Meisterin wog jedem Mädchen die Arbeit täglich zu, sodaß eben wol kein großer Unterschied zwischen den römischen Spinnstuben und unsern Zucht- und Spinnhäusern

gewesen sein mag — nur daß sie singen durften, denn Ovid sagt:

Gern auch singet die Sklavin und dreht die emsige Spindel,
Denn der muntre Gesang kürzt und versüßet die Müh'.

Gewiß war die Lage der Sklaven bei den Römern nicht nur hart, sondern selbst inhuman; galten sie doch völlig als Eigenthum oder Sache ihres Herrn, der sie zu allen Zwecken gebrauchen und nach Befinden selbst tödten lassen konnte. Bei den Griechen wurde ihnen doch noch Personalität zuerkannt; selbst die Macht ihrer Herren hatte bestimmte Grenzen, noch weniger konnte er eigenmächtig einen Sklaven tödten lassen. In Rom galten andere Bestimmungen! Hier ward man in Wahrheit zweifelhaft, ob ein Sklave noch als ein Mensch zu betrachten sei.

In ältern Zeiten mag diese Behandlung der Sklaven bei den Römern anders und milder gewesen sein, wenigstens finden wir, daß sie gemeinsam mit ihrem Herrn das Mahl genossen, aber dies Familienleben hörte schon frühzeitig auf und galt nur für die Zeit jener „horridi barbati", wie Cicero sie nennt. Später durfte kein Sklave an dem Tisch seines Herrn essen, sondern er erhielt sein Deputat täglich oder auch wol monatlich. Cato bestimmt diese Lebensmittel nach dem Verhältniß der leichtern oder schwerern Arbeit und der Jahreszeit. Wir entnehmen daraus, daß sie Getreide, Wein, Oel, Salz, Feigen, Oliven, Essig und „Halec" erhielten. Man muß aber den armen Menschen nicht selten den Brotkorb gar zu hoch gehängt haben, denn Beispiele, daß Sklaven wegen allzu schmaler Kost reißaus genommen, kommen häufig vor. Doch erhielten sie Kleidungsstücke, mußten aber die alten abliefern. Nur in Einem Stücke scheinen die römischen Herren nach-

sichtig gewesen zu sein: ersparte sich der Sklave etwas, so konnte er sich dadurch ein „Peculium“ erwerben und später vielleicht loskaufen. Wenn es aber wirklich sehr reiche Sklaven gab, so müssen wir das der verfallenden Zeit zuschreiben.

Die Namen der Sklaven waren gewöhnlich ihrem Vaterlande entnommen, oder die Ironie borgte sie von Helden und Göttern, wie man noch jetzt in Sklavenländern Beispiele findet. Ihre Kleidung war zwar grob, unterschied sich aber durchaus nicht von der eines Freien. Als Hauptschmuck diente die Tunica, nur war sie vielleicht etwas kürzer und stand in Stoff und Farbe selbstverständlich weit nach. Von der Toga findet sich keine Spur bei ihnen; sie konnten sie der ihnen obliegenden Arbeiten wegen auch gar nicht tragen, gleichwie sie denn auch überhaupt der ganzen arbeitenden Klasse fehlte. Eine eigene Livree hatten nur die Sänftenträger, welche die Reichen und Vornehmen sich eigens zu diesem Geschäft hielten. Zu Martial's Zeit scheint diese Kleidung eine hochrothe gewesen zu sein; doch fuhr auch Nero schon „canusinatis mulionibus“.

Es überläuft einem die Gänsehaut, wenn man in Martial's und Juvenal's Gedichten die Behandlungsweise liest, welche die römischen Sklaven und Sklavinnen für das kleinste Vergehen erdulden mußten, wenn wir auch wiederum zugeben, daß es wol nicht leicht sein mochte, diese Menschen, welche man Jahrhunderte hindurch systematisch demoralisirt hatte, in Ordnung zu halten. Alle Strafen waren fast körperlich. Die gelindeste möchte vielleicht noch die Verweisung ins „Ergastulum“ gewesen sein, wo sie in einem Raume unter der Erde arbeiten mußten. Damit sie nicht entlaufen konnten, legte man ihnen Beineisen oder Handschellen an, mitunter selbst ein Halseisen.

Hiebe mit dem „Fustis" oder mit der „Lora" waren ganz allgemein und gewöhnlich; aber weder sie noch die Stampfmühle, wo sie schwere Arbeiten verrichten mußten, noch das Aufhängen an den Händen, während an den Füßen sich schwere Gewichte befanden, konnten sie bessern. Auch hier finden wir die Wahrheit bestätigt: Wer bessern will, der strafe selten! Alle diese Strafen waren den Sklaven so alltäglich geworden, daß sie darüber lachen und scherzen konnten, versichert Plautus.

Eine empfindlichere Strafe war die Brandmarkung; ob diese aber durch einen Buchstaben (F), oder durch mehrere geschehen, ist ungewiß. Das letztere könnte jedoch am wahrscheinlichsten sein. Dies Zeichen blieb auf der Stirn für das ganze Leben sichtbar, wenn sich der Inhaber nicht an den Arzt Eros wandte, der es verstanden haben soll, die Spuren dieses Brandmals zu vertilgen. Eine andere sehr häufige Strafe war das Tragen der „Furca", welche die Form eines V hatte, und über Nacken und Schultern geworfen wurde, während die Arme an ihre beiden nach vorn stehenden Schenkel festgebunden wurden. Mitunter ward hiermit noch eine andere körperliche Züchtigung verbunden, die aber nur an solchen Sklaven in Anwendung kam, welche gekreuzigt werden sollten. Diese „Kreuzigung" war ganz gewöhnlich und wurde anfangs ausschließlich nur bei Sklaven angewandt. Waren sie wegen Diebstahls dieser Strafe verfallen, so wurden ihnen vorher die Hände abgehauen; doch war es auch nicht selten, daß sie wilden Thieren zum Fraße vorgeworfen wurden. Ich übertreibe nicht und könnte diese raffinirte Mishandlung durch zahlreiche Beispiele beweisen.

Ganz besonders gefielen sich in solchen Grausamkeiten die römischen Damen: höchst selten kam ein Sklavenmädchen anders als zerschlagen, zerkratzt, zerrauft oder mit

Nadeln gestochen von deren Toilette. Nicht selten wurden die Peitschenknechte beordert, diejenigen, welche ein kleines Versehen in ihrer Function begangen, an einen Block zu schließen, der oberhalb der Knie angeschlossen wurde, zugleich als Sessel diente, und den die arme Person Tag und Nacht mit sich schleppen mußte. Wenn bei einer solchen harten Behandlung die Sklaven eher eine feindliche als ergebene Gesinnung gegen ihre Gebieter durchblicken ließen, so liegt das in der Natur der Sache. Und dennoch finden wir, daß Sklaven in Augenblicken der Gefahr, vornehmlich in den Schreckenstagen der bürgerlichen Kriege, sich für ihre Herren aufopferten, die sie wol ebenso viel Grund zu verachten als zu hassen hatten, da sie zu ihrer Entsittlichung die alleinige Ursache waren.

Jedoch in einer Hinsicht scheinen die Sklaven nachsichtig behandelt worden zu sein — aber freilich nur im Interesse ihres Gebieters —, indem man ihnen erlaubte eine eheliche Verbindung einzugehen, die allerdings im großen Gegensatze zu den Ehen der Freien stand und nur nach dem Naturgesetze Geltung finden konnte, aber doch immer das Zusammenleben eines Sklaven mit einer Sklavin gestattete. Gegenseitige Zuneigung war jedoch ein Haupterforderniß, da dem Herrn aus der Geburt ein bedeutender Vortheil erwuchs. Mitunter scheint aber doch auch das Los entschieden zu haben.

Ueberhaupt hatte man damals eine ganz andere Ansicht über Liebesverhältnisse junger Männer zu schönen Mädchen, die mit ihren Reizen ein Gewerbe trieben. Namentlich waren die Hetären, von denen Plautus so viel erzählt, keine gemeine Dirnen, sondern vorherrschend lebensfrohe, naiv leichtfertige Mädchen, die nicht nur innige Liebe fühlten, sondern sich auch dem jungen Manne ohne den Zweck ihres Gewerbes hingegeben hätten, wenn nicht eine

„Mater" oder ein „Leno" sie gezwungen, Vortheil aus der Liebe zu ziehen. Deshalb hatte auch ein derartiges Verhältniß für den jungen unverheiratheten Mann durchaus nichts Anstößiges. Kein Vater schlug ihm die Tochter ab, wenn er um dieselbe anhielt. Erst als die Sitten in Rom tief gesunken und die Zerrüttung des Familienlebens fast allgemein war, erst da stellen sich uns diese von den Dichtern gepriesenen Mädchen anders dar, und wir erfahren, daß selbst pflichtvergessene Frauen sich zu solchem Gewerbe hergaben und nicht selten sehr hohe Summen für ihre Gunst gefordert haben. Dies mag Veranlassung gewesen sein, daß Caligula den Buhlerinnen jährlich eine bestimmte Abgabe auferlegte, ihnen aber damit zugleich das Recht einräumte, ihr Gewerbe treiben zu dürfen. Ueberdies bestimmte das Gesetz noch nachdrücklich, daß eine Frau, die sich zu so niedrigem Gewerbe hergebe, nicht des Ehebruchs angeklagt werden könne.

Die mehrsten Buhlerinnen in Rom wohnten in der Subura; jede hatte ihre eigene Zelle, über der ihr Name stand. Leichtfertige Frauen fanden sich dort ebenfalls ein und hefteten einen fingirten Namen an die Thür, wie Juvenal von der berüchtigten Messalina erzählt. Waren sie für den Tag oder auf längere Zeit versagt, so stand das Wort „occupata" daneben. Diese Zellen durften vor der neunten Stunde vielleicht nicht geöffnet werden. Bestimmtes darüber finden wir nicht; nur die Analogie der Bäder ist vorhanden, deren Eröffnung aber verschiedentlich festgestellt wurde.

Eine römische Buhlerin war schon an der Kleidung zu erkennen. Sie durfte weder die Stola noch die Palla, sondern nur eine kürzere Tunica und darüber eine dunkelfarbige Toga tragen. Wenigstens deutet Horaz in seinen „Satiren" darauf hin. Außerhalb Roms jedoch verbargen

die „Meretrices“ ihren Stand und ihr Gewerbe und trugen eine längere Tunica. Auch durften sie nicht den Kopfputz der ehelichen Frauen tragen, wie wir aus Plautus ersehen. Allein dieser Unterschied in den Trachten wurde in spätern Zeiten gar wenig beachtet und manche Buhlerin kleidete sich zum Aerger gefallsüchtiger Römerinnen ebenso verschwenderisch reich wie die vornehmste Dame.

Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter.

Von

Dr. Heinrich Rückert,

Professor zu Breslau.

Jeder neue Tag unserer unmittelbaren Gegenwart bringt immer unzweideutigere Beweise, wie mächtig in allen Völkern Europas das Streben anschwillt, die zusammengehörenden Massen auch in äußern festen Formen miteinander zu verbinden und die Hindernisse zu bewältigen, die einem solchen Einigungstriebe entgegenstehen. Mag man immerhin den Einfluß unlauterer Elemente dabei zugeben, so erklärt sich doch daraus die ganze Erscheinung so wenig, wie sie dadurch als unberechtigt oder erfolglos verurtheilt wird. Ohne es zu wissen und zu wollen müssen sich jene in die Rolle dienender Kräfte fügen, die von der vernünftigen Macht der Geschichte nach ihrem Bedürfnisse verwandt werden, während sie sich dem Wahne hingeben, als seien sie es, die die Zügel der Ereignisse in ihrer Hand hielten.

Daß auch unser Vaterland von denselben Kräften aufs tiefste bewegt und aufgeregt wird, daß auch hier die Bewegung im fortwährenden Anschwellen begriffen ist, wenn auch manchmal ihre Energie durch eine momentane Stockung etwas zurückzutreten scheint, bedarf keiner weitern Bemerkung. Darum dürfte es nicht blos ein geschichtliches Interesse im gewöhnlichen Wortsinne, sondern auch ein unmittelbar praktisches haben, wenn wir es hier unternehmen, zwei Begriffe oder Schlagworte aus dem Kreise, in dem sich jetzt das Denken und Wollen der Nation vorzugsweise ein-

gelebt hat, gleichsam in ihrem frühern Lebenslaufe vorzuführen. Die Beziehungen auf die Gegenwart ergeben sich von selbst und wir können uns nach der eigentlichen Aufgabe dieses der Geschichte als solcher und nicht der Tagespolitik gewidmeten Buches streng auf dem historischen Standpunkt halten, ohne fürchten zu müssen, ein Thema zu behandeln, das blos für den gelehrten Antiquar, aber nicht für das lebendige Bewußtsein der Zeit Bedeutung hat.

I.

Nicht ein innerer, aus dem Volksgeiste selbst stammender Drang, sondern eine von außen hervorgebrachte Nöthigung ist es gewesen, die die Deutschen in den Strom der Weltgeschichte geführt oder vielmehr gerissen hat. Jahrhunderte-, ja vielleicht jahrtausendelang fluteten auch bei unsern Urvätern jene rein elementaren Bewegungen hin und her, in denen sich bei vollkommen ungeschichtlichen oder vorgeschichtlichen Völkern die überschüssige Naturkraft zu entladen pflegt, ohne daß die Geschichte davon Notiz zu nehmen hat. Mit deutschen Augen jener Zeit gesehen, war es ein reiner Zufall, daß eine dieser Eruptionen, die Wanderung der Cimbern und Teutonen, das eigentlich geschichtliche Volk des spätern Alterthums, die Römer zwang, die Nordgrenze Italiens und die Völkerverhältnisse an ihr schärfer als bisher ins Auge zu fassen. Während sie die Unterwerfung der ganzen Welt schon vollbracht zu haben vermeinten, während ihre Proconsuln und Legaten den Königen, Städten und Völkern am Euphrat, am Nil und am Atlas Gesetze dictirten, hatte jener gänzlich unvorhergesehene Völkersturm aus Norden das Dasein der weltbeherrschenden Stadt aufs Spiel gestellt. Daher denn auch der maßlose Schrecken, der sich an den Namen dieser neuen

Feinde knüpfte und der den Römern, selbst als sie von einem Cäsar geführt wurden, nicht aus den Gliedern weichen wollte. Er hat sie alle die langen Jahrhunderte hindurch begleitet, in denen sie mit den Stammverwandten jener Cimbern zu kämpfen hatten.

Sobald einmal die Gefahr erkannt war, ging Rom mit der nur ihm eigenen Energie und Consequenz daran, sie auch für alle Zukunft zu beseitigen. Cäsar's Unterwerfung Galliens war nur ein Theil seines großartigen Plans, den ganzen Norden von Europa, namentlich alle deutschen Völker zu bezwingen und die römische Herrschaft auch nach dieser Seite hin zu einem wahren orbis romanus abzurunden. Was er nicht ausführen konnte, suchte Augustus nach seiner Art mit Schlauheit und ohne viel Geräusch durchzusetzen. So sahen sich alle deutschen Völker auf einmal von einer methodischen Machtentfaltung bedroht, deren wahres Verständniß ihnen noch völlig abging, aber die sie doch zwang, aus ihrem bisherigen naiven Vegetiren herauszutreten. Die große Politik der Zeit hatte sie auf einmal zu ihrem Hauptobjecte genommen, und bald gab es keinen so versteckten Winkel im damaligen Deutschland, keine noch so entlegene und abgeschlossene Gliederung des ganzen Volkes, wo man nicht den Einfluß davon verspürte. Mit dem naiven Vorwärtsschieben nach Süden und Westen, das ungezählte Jahrhunderte hindurch die Volkszustände auf die einfachste Art in Bewegung und zugleich im Gleichgewicht gehalten hatte, war es nun auf einmal vorbei, seitdem die Linien der Donau und des Rhein zu unübersteiglichen Wällen geworden waren. Die vorgeschobenen Massen drängten mit aller Gewalt zurück, die weiter zurück schon im Flusse befindlichen noch immer vorwärts, die mittlern sahen sich ebenso sehr von diesen beiden wie von den Römern in ihrem bisherigen ruhigen Walten nach alter Art

gestört und beengt. Denn die Befestigung der Grenze genügte Rom nicht: das sollte nur die Basis zu einer vollkommenen Unterwerfung des ganzen Deutschland sein, und bis zur Schlacht im Teutoburgerwalde hatte es den Anschein, als wenn diese Arbeit lange nicht so mühselig, gefährlich und langwierig sein würde, als man noch zur Zeit des Drusus geglaubt hatte.

Nach moderner Denkweise hätte ein solcher Zustand, unter welchem alle deutschen Völker und fast alle auf gleiche Weise litten, bei welchem das Dasein aller auf gleiche Weise bedroht war, die Veranlassung geben sollen, daß sich alle mit gemeinsamer Kraft dagegen zur Wehre setzten, falls sie überhaupt ein Gefühl oder ein Bewußtsein für ihre Zusammengehörigkeit, folglich auch für die Gemeinsamkeit ihrer Sache besaßen. Da sich nun weder in den geschichtlichen Ereignissen vor noch nach der Schlacht im Teutoburgerwalde irgendeine Spur zeigt, daß das ganze deutsche Volk als solches, und nicht blos einzelne Massen desselben einheitlich handelnd dem gemeinsamen Feinde sich gegenüberstellten, so zieht man häufig kurzweg den Schluß, es habe damals kein Nationalbewußtsein, kein Gefühl und keine Empfindung für die Einheit und Zusammengehörigkeit des ganzen deutschen Volks gegeben, sondern nur jene niedere und beschränkte Stufe desselben, die wir einstweilen mit dem Namen Stammesgefühl bezeichnen wollen. Der moderne Beobachter vermißt die Früchte, die er von seinem Standpunkte aus für die ersten und nothwendigsten des Nationalbewußtseins zu halten sich gewöhnt hat, und leugnet darum kurzweg die Existenz desselben.

Wenn die gewöhnliche dilettantische Betrachtungsweise der Geschichte dies thut, so verfährt sie hier ebenso wie anderwärts, wo sie schlechtweg ihre eigene Individualität mit ihrer zufälligen Begrenzung zum absoluten Maßstab der

unendlichen individuellen Formen der Vergangenheit macht, und demnach über dieselben lobend oder tadelnd, das eine stets ebenso unzureichend wie das andere, aburtheilt. Wenn es aber auch in diesem besondern Falle von eigentlichen Leuten vom Fache geschieht, und namentlich in der neuesten Zeit mit einer gewissen nachdrücklichen und anmaßlichen Bestimmtheit, die ihrer Sache ganz sicher zu sein scheint, und darum auch auf alle die ihres Eindruckes nicht verfehlt, die sich jeder Art von Dogmatismus gern fügen, weil er das eigene Sehen und Denken erspart, so muß sich die echte Wissenschaft im Namen der Logik und der Thatsachen und zugleich auch unser heutiges nationales Bewußtsein im Namen unserer eigenen dadurch in ihrem Rechte gekränkten Vergangenheit entschieden gegen einen solchen Trugschluß erklären.

Halten wir einen Moment stille, um nach geschichtlichen Analogien zu blicken. Kein Volk hat wol jemals ein intensiveres Bewußtsein seiner Eigenart, einen fester wurzelnden Stolz auf dieselbe, eine schärfere Abgeschlossenheit gegen fremde Völkerindividualitäten bewährt, als das Volk der Hellenen. Und doch, wo findet sich irgendwo in seinem tausendjährigen Lebenslauf als eminent weltgeschichtliches Volk eine feste äußere Gestaltung, die dem entsprochen hätte? Nur die Mythe reflectirt in ihrer Art das, was wol hier und da dem hellenischen Denken als eine Forderung der übrigen Thatsachen in dem Leben der Nation entgegentreten mochte. Vor Troja sind die Panachäer als eine Masse, ein Volk oder Heer, unter einem Führer handelnd aufgetreten, aber weder früher noch später ist es zum zweiten male geschehen. Alexander der Macedonier versuchte auch hierin die Poesie der Heroenzeit in die Wirklichkeit einer sehr nüchtern gewordenen Welt umzusetzen: jedermann weiß aber, wie es mit seiner Hegemonie aller

Griechen gegen den Nationalfeind bestellt war. Weder der erste noch der zweite Perserkrieg mit ihren das Dasein aller Griechen nach griechischem Bewußtsein selbst aufs Spiel stellenden Katastrophen haben diese Griechen als eine geschlossene Masse dem gemeinsamen Untergang entgegenkämpfen lassen. Wie in unserer ältesten Zeit sind es immer nur einzelne, verhältnißmäßig kleinere Bruchtheile aus dem ganzen Volkskörper, die zunächst für sich selbst und dann allerdings auch durch den Erfolg für ihr ganzes Volk die nationalen Thaten der Abwehr und Befreiung vollbracht haben. Wie in unserer Vorzeit kämpfen bei Marathon und Salamis, an den Thermopylen und bei Platää Griechen unter den Fahnen der Nationalfeinde, nicht blos weil sie müssen, sondern auch aus freiem Willen, ohne deshalb weniger als die andern Stammgenossen, die für ihr Volk kämpften, von dem hellenischen Nationalbewußtsein in sich zu tragen, das sie in eine unerreichbare Höhe über ihre barbarischen Bundesgenossen oder richtiger Herren emporhob.

Trotzdem ist es niemand in den Sinn gekommen, die Existenz eines hellenischen Nationalbewußtseins anzuzweifeln. Es hat sich in tausend andern Thatsachen der Geschichte, die ebenso schwer wiegen wie politische oder militärische Actionen, so unverkennbar ausgeprägt, es ist von den Hellenen selbst so unzähligemal mit beredtem Munde ausgesprochen und gerechtfertigt worden, daß man sich gewöhnt hat, sein Dasein als das einer wirklichen Macht der Geschichte und einer in sich vollendeten Erscheinung zuzugeben. Man läßt es sich gleichsam als selbstverständlich gefallen; auf dasjenige Product davon zu verzichten, das man für die Gegenwart und bei der Beurtheilung unserer eigenen Vergangenheit allein als vollgültigen Beweis dafür passiren lassen will.

Hätte unser eigenes Alterthum es dazu gebracht, uns so vielseitige, abgerundete und noch mehr so völlig von der bewußtesten und freiesten Reflexion erhellte und verdeutlichte Gebilde seines Daseins zu hinterlassen, wie es den Griechen vor allen andern Völkern der ganzen Weltgeschichte möglich geworden ist, so würde sich wahrscheinlich auch das Urtheil der Gegenwart billiger und richtiger stellen.

Doch selbst daran fehlt es nicht ganz, wenn man sich nur die Mühe geben will unscheinbaren Trümmern nachzugehen, wenn man nicht vergißt, daß es sich um die Anfangszeit des geschichtlichen Lebens unsers Volks handelt, wo es zu allem eher als zu reflectirender Selbstbetrachtung befähigt war. Was sich aus solchen Trümmern machen läßt, wenn der rechte Geist der treuen und sinnigen Forschung sie sammelt, einigt und zusammenfügt, zeigt der bewunderungswürdige Bau unserer deutschen Mythologie, unserer ältesten Sprachgeschichte, unsers ältesten Rechtslebens durch die Hand Jakob Grimm's.

Der Natur der Verhältnisse nach sind wir für unsere engere Aufgabe mehr wie auf den andern Gebieten unserer Vorzeit auf directe geschichtliche Zeugnisse im gewöhnlichen Sinne verwiesen. Sie stammen alle aus der Fremde: keine deutsche Feder setzte sich damals in Bewegung, um über die Thaten und Schicksale des eigenen Volks zu berichten. Auch sind es nicht unparteiische Fremde, sondern solche, die auch wenn sie gerecht hätten sein wollen, bei der Verbitterung des ewigen Kampfes gegen ein störriges Barbarenvolk nicht wohl gerecht sein konnten, die zugleich von dem überreiztesten Selbstbewußtsein der absoluten Cultur erfüllt waren und daher auf diese Barbaren mit doppelter Geringschätzung herabsahen.

Aber wo diese fremden Beobachter von den deutschen

Völkern zusammen oder von einem einzelnen deutschen Stamme sprechen, läßt sich durchfühlen, daß es stets unter dem Eindruck einer scharf ausgeprägten Nationalität geschieht, die ihnen je nach Stimmung oder Ueberzeugung zu Lob oder Tadel Anlaß gibt, aber immer als eine solche Potenz von ihnen entweder stillschweigend vorausgesetzt oder ausdrücklich anerkannt wird. Es ist beachtenswerth, daß die Wucht derselben auf die Fremden in dem Maße fühlbarer wirkte, als sie selbst frischere und energischere Naturen gewesen sind. Die im allgemeinen saftigern und körnigern Römer haben auch einen viel kräftigern Eindruck von der deutschen Nationalität empfangen als die stubengelehrten Griechen, obwol den erstern aus nahe liegenden politischen Gründen das Dasein derselben so viel störender, bald auch gefährlicher erscheinen mußte als den letztern, die sich mehr und mehr gewöhnten, die Welt und die Völker mit indifferenten oder kosmopolitischen Augen anzusehen, unbeschadet natürlich der Ueberzeugung, daß das Hellenenthum für alle Zeiten die eigentliche Darstellung des menschlichen Wesens sei.

Der erste Römer, der sich veranlaßt sah, näher auf das Wesen der Deutschen einzugehen und in wenigen großen Zügen ein Gesammtbild davon zu entwerfen, Cäsar, weiß dies nicht wirksamer zu thun, als daß er diesem Bilde das der Gallier zur Folie entgegenstellt. [1]) Diese Gallier sind seit unvordenklichen Zeiten die unmittelbaren Nachbarn der Deutschen gewesen, unzählige Berührungen friedlichen und feindlichen Verkehrs herüber und hinüber hätten Veranlassung genug geboten, die beiden Völkerindividualitäten miteinander auszugleichen. Dazu existirten infolge des Vorschiebens und Vordringens deutscher Stämme weit über den Rhein bis in das Herz Galliens und des zeitweiligen Rückschlags von seiten der Gallier unleugbar neutrale Gebiete

oder Mischzustände, in denen wirklich deutsche und gallische Art wenigstens für den gelegentlichen fremden Beobachter untrennbar verbunden war. Aber im ganzen und großen hat dies alles keine Folge gehabt: jeder einzelne Zug in den Bildern beider Nationen weicht diametral voneinander ab und jeder einzelne ist so gesehen und gezeichnet, wie es eben nur das Auge und die Hand dieses Cäsar vermochte, der nicht blos auf dem Schlachtfelde Cäsar war. Ihm steht es fest, daß die so ursprüngliche, so markige Eigenart der Deutschen keine Verwechselung mit einem andern Volke zulasse, daß sie sich überall in den Hauptzügen finde, wo sich Deutsche, gleichviel welches besondern Namens finden, und daß wo sie sich finde, auch ein deutsches Volk vorhanden sei.

Was Cäsar nach seiner Art an großen thatsächlichen Ergebnissen mehr abnehmen läßt, als ausdrücklich erörtert, das weiß Tacitus, der Sohn eines an Redefertigkeit und Reflexion beinahe übersättigten Jahrhunderts, aufs geläufigste in allgemeine Formeln zu bringen. Keine Worte sind ihm stark und bedeutungsvoll genug, um die Ursprünglichkeit und Eigenart, die Individualität der deutschen Nationalität zu bezeichnen. „Die Deutschen sind ein durchaus eigenthümliches (propriam) und rein ursprüngliches (sinceram) Volk, das nur sich selbst gleich ist, durch keine Vermischung mit andern Völkern befleckt (infectos)!“ [2]) Selbst der überspannteste Verehrer der Reinheit des nationalen Vollbluts könnte sich nicht kräftiger, nicht deutlicher als dieser Römer ausdrücken, der noch dazu von Barbaren redet, auf die er doch immer herabsieht, wenn auch mit einem wunderlichen Gemisch streitender Gefühle: Geringschätzung und Bewunderung, Nationalhaß und unwillkürlicher Vorliebe.

Tacitus beruft sich zum Beweise seiner Behauptung auf

äußere und innere Zeugnisse. Von äußern stehen ihm nicht viele zu Gebote: es ist eigentlich nur die deutsche Stammsage selbst, die er dafür heranzuziehen vermag [3]), allerdings ein Beweismittel von größter Bedeutung, obwol der pragmatische Historiker weniger Gewicht darauf legt, als ihm einwohnt, weil ihm ihre mythische Einkleidung Anstoß erregt. Was wir für unsere Zwecke daraus entnehmen können, wird sich weiter unten ergeben.

Die innern Zeugnisse für die Eigenart und Einheitlichkeit des deutschen Wesens darzulegen sind die 27 ersten Kapitel der „Germania“ bestimmt. Sie lösen diese Aufgabe nach allen Seiten so, daß sie für immer die eigentlich unverrückbaren und unzerstörbaren Grundsteine bleiben müssen, auf denen sich der Bau unserer Alterthumskunde erhebt. Von den sinnlich nächsten Zügen der körperlichen Erscheinung, dem Bau des Leibes, der Farbe der Augen und Haare, durch die mehr äußerlichen Gebiete des häuslichen Lebens und Wohnens, der Nahrung und Kleidung, der Bewaffnung und Kampfweise, hinaufsteigend zu dem Rechts- und Verfassungsleben, zu der Poesie und Religion weiß dieser fremde Beobachter so viele und so treffende Linien in seiner Zeichnung der deutschen Art anzubringen, daß die Fülle und Richtigkeit des Blicks, die sich hier kund gibt, gewissermaßen wie ein Wunder erscheint. Aber alles, was er darstellt, dient nur dazu, um seine einleitenden Worte, seine Ansicht über die Eigenartigkeit, Ursprünglichkeit und feste Abgeschlossenheit des deutschen Wesens durch tausendfältige Thatsachen zu bekräftigen. Was er gibt, gibt er ausdrücklich als Eigenthum der ganzen Nationalität, nicht als Besonderheiten einzelner Theile und Ausschnitte derselben. Er weiß recht wohl auch die Bedeutung dieser zu schätzen: die ganze zweite Abtheilung der „Germania“ ist dazu bestimmt, dieses Besondere neben und in dem

Allgemeinen nach seiner ganzen Wichtigkeit herauszuheben. Aber gerade daraus geht hervor, daß es eben überall nur eine weitere, zwar originelle, aber nirgends disparate Ausführung des Themas ist. Ganz ähnlich stellt auch Cäsar dem allgemeinen Bilde der Deutschen das besondere derjenigen Stämme, die ihm am meisten zu schaffen machten, der Sueben, zur Seite, und zwar so, daß das eine das andere nur ergänzt und erläutert, aber nirgends stört oder aufhebt. Gewiß mag der eine wie der andere Beobachter in einzelnen Dingen falsch gesehen oder gehört haben und Irrthümliches berichten, obgleich wenige unter allen, die je beobachtet haben, sich an geeigneter Ausrüstung mit diesen beiden messen dürfen: jedenfalls aber erleidet dadurch das allgemeine Resultat keinen Eintrag, das wir schon oben mit den Worten des Tacitus aussprachen.

Von größtem Gewicht für den Eindruck der deutschen Nationalität dieser Zeit ist es, daß sie stets bei Römern und Griechen mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet wird. Mag das Wort Germanus entschieden undeutsch sein, was trotz immer wiederholter Versuche, seine Deutschheit zu retten, doch ebenso wenig zu leugnen sein wird, als daß die Bezeichnung Graecus nicht hellenisch ist, mag dieser Name von den Deutschen selbst nur angenommen und gebraucht worden sein, wo man sich der römischen Sprachweise anbequemen wollte oder mußte, so war er doch immer für die Fremden ein Schibbolet und seine Bedeutung trat um so energischer heraus, je länger er im Umlauf blieb. Denn schon zu Tacitus' Zeiten konnte er nur dann für neu gelten, wenn man neu in etwas weitem Sinne, d. h. von vielleicht 150—200 Jahren her, nahm. [4]) Gerade weil der Begriff Germani so feststand, konnte man auch von halbgermanischen Völkerschaften reden [5]) oder zweifelhaft sein, ob

diese oder jene meist entlegene und wenig bekannte Völkergruppe den Germanen beizuzählen sei. [6])

Mit alledem wäre freilich noch nichts für unsere Sache entschieden; man könnte ja annehmen, fremden Beobachtern sei die Identität des germanischen Wesens leicht entgegengetreten, aber den Blicken der Einheimischen oder des Volks selbst habe sie sich entzogen. Befangen in dem nächsten Kreise von Interessen, nur daran gewöhnt die engste Gemeinschaft des Wohnorts, der Sitte, des Rechts, der Verfassung und der Geschichte zu verstehen und sich an sie anzuschließen, alles aber was darüber hinauslag, gleichviel ob innerlich verwandt oder unverwandt, als etwas Anderes, Fremdes und Feindseliges zu betrachten, mochte jeder deutsche Stamm zwar deutsch durch und durch bleiben, aber ohne je eine Spur von dem zu entwickeln, was man als Nationalbewußtsein bezeichnet. So könnte es in der That jedoch nur bis zu dem Augenblick, wo die Hand der Römer in die deutschen Verhältnisse eingriff, gewesen sein. Von dem Augenblicke an, wo die Fremden, mit denen alle deutschen Völker in fortwährender Beziehung standen, selbst so fest und scharf die Einheit und Eigenart des deutschen Gesammtvolks erfaßten, wo sie immer zuerst den Gesammtnamen und dann erst die Einzelnamen als den symbolischen Ausdruck dafür gebrauchen, war es unmöglich, daß nicht auch auf die deutschen Völker selbst diese fremde römische oder schon früher gallische Auffassungsweise wirkte. Wenn sie nicht schon früher wußten, daß sie ein Volk seien, daß ein Name als eine Art von Naturnothwendigkeit ihnen allen zustehe — und wir werden sehen, daß sie es schon lange wußten, ehe ein Römer den Fuß nach Deutschland gesetzt hat oder der Name Germani in Umlauf gekommen ist — so mußten sie es jetzt von ihren Feinden lernen. Sie konnten sich ihnen viel furchtbarer machen, wenn sie

als Germani und insofern als die Stammesgenossen der Cimbern und Teutonen oder der Sueben des Ariovist auftraten und nicht als einstweilen noch obscure Bructerer, Chamaver, Chauken u. s. w. Es wäre auch über alle maßen wunderlich, wenn sich nicht alle, denen es von Rechts wegen zustand, die Ehren und Vortheile dieses Namens zugeeignet hätten, besonders da dies schon Fremde thaten, denen kein Recht darauf zukam, wie die gallischen Nervier und Trevirer und viele andere belgisch-gallische Stämme.

So könnten wir einstweilen die Römer als die Schöpfer des deutschen Nationalbewußtseins fassen, obgleich es von vornherein natürlicher erscheint anzunehmen, daß sie nur einer schon vorhandenen Thatsache Rechnung getragen, aber dieselbe nicht erst geschaffen haben.

Daß dieses germanische Gesammtbewußtsein auch nach der Wahrnehmung der Römer eine wirksame Macht der Geschichte wurde, daß es in ihren Kämpfen mit den Deutschen eine mächtige Rolle spielte, wenn auch durchaus nicht die, welche die moderne Anschauungsweise nun ein für allemal dabei voraussetzt, dafür zeugen nicht blos große geschichtliche Thatsachen, sondern auch directe und reflectirte Aeußerungen der Deutschen selbst, welche uns die römischen Berichterstatter aufbewahrt haben. Da man über geschichtliche Thatsachen hin und her streiten kann, wenn man streiten will, so halten wir uns an die letztern, die keinen Einwand zulassen.

Niemand kann die Verhandlungen zwischen Cäsar und Ariovist, die der Schlacht zwischen Besontio und dem Rhein vorhergingen, lesen, ohne von dem gewaltigen Selbstgefühl überrascht zu werden, mit dem der germanische Abenteurer dem römischen Triumvir die Spitze bot. Aber dieses Selbstgefühl gründet sich, wie Cäsar's detaillirte Darstellung sehr lehrreich nachweist, nicht sowol auf eine Ueberschätzung der

eigenen Verdienste als auf den germanischen Nationalstolz. Um Cäsar's Vorstellungen, Anklagen und Drohungen kurzweg niederzuschlagen, als sie ihm allzu lästig werden, beruft sich Ariovist auf die Waffen: Cäsar möge sie gebrauchen, dann werde er sehen, was unbesiegbare Germanen in der Tapferkeit leisteten. Nicht die Tapferkeit der Sueben oder irgendeines andern besondern Stammes ist es, mit welcher Ariovist droht: er selbst mag wol ein Suebe gewesen sein, obgleich es sich nicht beweisen läßt, aber er gründet den Schrecken, der vor ihm hergeht, auf den germanischen Namen, wie sich seine factische Macht nicht blos über beutelustige Scharen aus einem Stamme, sondern aus einer ganzen Menge von deutschen Stämmen erstreckt. So war dieses abenteuernde Heer, wie sein König selbst, in seiner realen Erscheinung ein deutsches oder germanisches. Es galt dafür nicht blos bei den Feinden, bei den Galliern und Römern, die deshalb, als sie ihm gegenübertraten, sofort an die Cimbern und Teutonen dachten, obwol diese Scharen mit jenen in keiner unmittelbaren Zusammengehörigkeit standen, sondern auch bei den einzelnen germanischen Bestandtheilen selbst. Ihr besonderes Stammesgefühl ist ganz in das Bewußtsein ein germanisches Heer zu sein aufgegangen. Zu Hause waren es Haruder, Markomannen, Triboken, Wangionen, Nemeter, Sedusier, hier sind es nur Deutsche.

Tacitus fiel es auf, daß die Ubier zu seiner Zeit immer noch ihren alten Stolz auf ihre germanische Abkunft bewahrten und sich immer noch als Germanen fühlten. [7]) Und doch waren sie damals schon seit etwa 130 Jahren Unterthanen der Römer, saßen mitten zwischen fremden, gallischen und bereits stark romanisirten Nachbarn, hatten die römische Colonia Agrippina, Köln, in ihrer Mitte und wenig Veranlassung ihren germanischen Brüdern und

Stammesverwandten mit besonderer Anhänglichkeit zugethan zu sein. Denn die Unbilden, die sie einst von den übermächtigen Sueben hatten erleiden müssen, waren die Ursache geworden, daß sie ihrer alten Heimat rechts vom Rhein den Rücken kehrten und auf das linke Ufer flüchteten, wo sie von den Römern mit offenen Armen, wie sich von selbst versteht, empfangen wurden.

Tacitus wirft hier so wenig wie anderwärts mit leeren Phrasen um sich. Aber wollte man auch eine solche in diesem Zeugniß sehen, das er mit einem für den Römer ganz gerechtfertigten Gefühle von Verwunderung und Mitleid abgibt, so würden auch die andern Thatsachen nicht entkräftet werden. Daß die Ubier selbst während der folgenden Jahrhunderte römischer Herrschaft mitten unter den Einflüssen römischer Art, die von einem so bedeutenden Mittelpunkte der Cultur, wie Köln damals war, ausgingen, doch nicht aufhörten Deutsche zu sein, daß nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Mittelrhein die römische Herrlichkeit der Colonia Agrippina spurlos verschwand, dafür aber die alte deutsche Art des Volks, gleichsam als wenn die vergangenen fünf Jahrhunderte durch das Blutbad der Völkerwanderung weggespült seien, in ihrer frühern Kraft wieder auftauchte, könnte sich zur Noth aus der bloßen Zähigkeit des germanischen Wesens im allgemeinen, also auch seiner einzelnen Bestandtheile erklären lassen. Aber diese Zähigkeit wird nur dann erst recht begreiflich, wenn sie auf einer so festen geistigen Grundlage ruht, wie sie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit mit einem großen Volksganzen gewährt, von welchem einzelne Glieder recht wohl äußerlich getrennt, aber nie auf die Dauer innerlich entfremdet werden können.

So wenig wie die Ubier selbst aufhörten sich als Ger=

manen zu fühlen, so wenig entzog auch ihre römische Verkleidung ihr deutsches Wesen den Augen ihrer Stammesgenossen. Selbstverständlich galt die Feindschaft, die diese gegen die Römer je nach Umständen offen darlegten, oder auf passendere Zeiten vertagten, auch ihren germanischen Schützlingen und nachweislich mit noch größerm Grimme diesen als jenen. Aber als nach Nero's Tode der Aufstand der Bataver und anderer deutscher Nordweststämme, die auch etwas von den Früchten römischer Freundschaft und Bundesbrüderschaft genossen hatten, auf einmal den seit Cäsar und Augustus scheinbar so sicher gegründeten Bestand der römischen Herrschaft nördlich von den Alpen in Frage stellte, da richteten sich die Blicke der Führer dieser großen und anfangs wohlorganisirten Bewegung auch auf die Ubier und diese schlossen sich dem großen Befreiungskampfe an. Damals war es als die Tencterer zu ihnen sandten und ihre Freude kund thaten, daß auch dieser so lange entfremdete deutsche Stamm sich wieder seines Ursprungs erinnere, „daß er zum Leib und Namen unsers Germanien zurückgekehrt sei". Die gemeinschaftlichen Götter haben das große Werk gethan, daß die Ubier wieder Freie unter Freien, d. h. deutsch sein wollen [8]), so empfanden es die Deutschen, und dies ist wieder nicht eine bloße Phrase des Tacitus.

Freilich entsprach weder hier noch anderwärts der Erfolg dem glänzenden Anfang. Alles Selbstgefühl der Deutschen, alle ihre Tapferkeit, ihr Freiheitsstolz war doch nicht im Stande, die innern Feinde — die Uneinigkeit, das Ungeschick und die Eifersüchteleien unter den Führern und Völkern — zu überwinden. Die Ubier selbst gaben bald das traurigste Beispiel. Römische Einflüsse brachten sie dazu, von dem Bunde der andern Deutschen abzufallen, und bald kehrten am ganzen Rhein die alten Zustände directer

oder indirecter römischer Herrschaft wieder. Doch genügt es schon, daß einmal wenigstens das germanische Gesammtbewußtsein selbst in einem solchen, beinahe entfremdeten Gliede stark genug war, um es aus seiner bisherigen, äußerlich genommen sehr vortheilhaften Lage herauszureißen, und noch bemerkenswerther ist es zu sehen, daß zwei Hauptmomente, die jedem Volke zu seinem unbewußten Fundament dienen, die Religion und das Recht, oder das Staatsleben — die deutsche Freiheit — dabei mit vollem Bewußtsein in Thätigkeit gesetzt wurden.

Wer dennoch behaupten wollte, Tacitus habe hier wie anderwärts römische Denkweise in die germanischen Seelen hineingetragen, wird doch wol das gelten lassen müssen, was er von der germanischen Stammsage mittheilt. Hier trägt alles den Stempel authentischer, aus den besten Quellen, d. h. aus dem Munde germanischer Berichterstatter gezogener Ueberlieferung. Hier ist auch nicht der entfernteste Grund denkbar, weswegen der Römer eine ihm in jeder Art so abstruse und unzugängliche Mythe umgeformt und irgendeiner beliebigen Voraussetzung zu Gefallen umgedeutet haben sollte.

Der erdgeborene Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus sind die Urväter des deutschen Volks, von welchem zunächst drei große Stämme, die Hauptäste des ganzen deutschen Volks, abzweigen, dann von diesen die andern. Wenn irgendetwas, so beweist dies ein bis in unabsehbare Ferne hinaufreichendes Bewußtsein der nationalen Einheit, das sich noch in der verhältnißmäßig späten und nüchternen Zeit des Tacitus in ganzer Kraft erhalten hatte. Selbst wenn alle andern Zeugnisse dafür fehlten, so wäre dies eine genug. Nicht blos einzelne Stämme oder einzelne Helden- und Fürstengeschlechter, wie anderwärts, z. B. in der griechischen und römischen Stammsage, sondern jeder, in dem

germanisches Blut rollt, ist der Nachkomme eines und desselben Ahnherrn; daß es ein Gott sein muß, versteht sich von selbst, und dies trägt nicht wenig dazu bei, die Bedeutung dieser Mythe für das Volksbewußtsein zu erhöhen. Immerhin mag zugegeben werden, daß die deutsche Mythe hier nur uralte, einer frühern noch ungebrochenen Gemeinschaft vieler Völker angehörige Glaubenstrümmer aufgenommen und in ihrer Art umgestaltet habe, denn gewiß ist der Manu der Inder, der Minos der Griechen, vielleicht auch der Menes der Aegypter ursprünglich eins mit dem deutschen Mannus. Aber gerade diese Verdeutschung ist das Charakteristische daran und zugleich das einzige, was für unsere besondern Zwecke Belang hat. [9])

Diese deutsche Ursage erweist sich aber auch nach einer andern Seite hin für unsere Untersuchung von der größten Fruchtbarkeit. Sie beurkundet nicht blos das Bewußtsein der Einheit, das deutsche Nationalbewußtsein jener Tage, sie gibt auch die interessantesten Fingerzeige zur Beurtheilung seines Gegengewichts, des Stammesgefühls oder des Gefühls für die Besonderheit im deutschen Volksleben.

Was über die gemeinschaftliche Wurzel des ganzen deutschen Volks, die göttlichen Ahnherren, hinaufsteigt, die Theilung des Hauptstammes in einzelne Stämme und Aeste, ihre Beziehung und Gruppirung ist, wie Tacitus selbst kurz aber überzeugend darthut, den Deutschen seiner Zeit verdunkelt. Denn neben den drei großen Namen der Herminonen, Ingävonen, Istävonen, suchte man auch eine Reihe anderer Völkernamen, große und kleine, berühmte und unberühmte, an den Gott oder die Götter anzuknüpfen. [10]) Daher denn auch ein anderer noch dazu älterer und in seiner Art ebenso genauer Kenner und Darsteller deutscher Zustände, Plinius der Aeltere, zwar wie Tacitus große Gruppen deutscher Völkermassen unterscheidet,

aber zum Theil mit andern Namen und in anderer Zahl. [11]) Man hat deshalb noch nicht nöthig ihm eigenmächtige Compilation vorzuwerfen. [12]) Allerdings weiß er nichts von dem Stammythus, oder hält es nicht für angemessen darauf einzugehen in seiner blos ethnographisch-geographischen Darstellung, doch dies ist noch kein Grund anzunehmen, daß er nicht seine andern Notizen aus guter Quelle geschöpft habe und sie so treu wie möglich wiedergebe. Aber er hat nur eine Ueberlieferung gehabt oder will nur eine geben, während Tacitus sich auf die Controversen des Mythus einläßt.

Aus solchem Schwanken der Ueberlieferung im Gegensatz zu der Festigkeit und Klarheit, von der sie ausgeht, ergibt sich, daß es überhaupt für das damalige deutsche Bewußtsein wenig darauf ankam, jene Abzweigungen der Wurzel des ganzen Volks festzuhalten. Wenn und wo man auch noch auf deutschem Boden sich unter einen der drei Hauptstämme unterzuordnen pflegte, eine Bedeutung für das nationale Einzeldasein kam dem nicht zu. Nichts weist auf ein herminonisches, ingävonisches, istävonisches Stammgefühl, das auf gewisse, in ihrer Art gleichberechtigte Eigenthümlichkeiten in der äußern und innern Erscheinung des Volkslebens gebaut, wie sie in dem Wesen des ganzen Volks als dessen Grundzüge auftreten, irgendwie in die Geschichte einzugreifen vermocht hätte, oder als eine reale Macht empfunden worden wäre, wie es mit dem Nationalbewußtsein dieser Zeit geschah. Gewiß hat es eine Zeit gegeben, wo es anders war, wo diese Namen nicht blos fast verklungene Schälle, sondern lebendige Kräfte vorstellten, von denen das nationale Dasein bewegt wurde. Aber zu dieser Zeit, in der sie uns zufällig zuerst und fast auch zuletzt bekannt werden, kann davon nichts mehr wahrgenommen werden. Nunmehr hat sich alle Kraft der

Besonderheit in kleinere Ausschnitte und Gliederungen des Volkskörpers verlegt. Diese sind die eigentlich beherrschenden Mächte der deutschen Geschichte der Zeit, in jeder Art eigenthümliche, lebensvolle Gebilde, wenn auch sehr weit entfernt von der Regelrichtigkeit moderner politischer Schemata. Sie dürfen wir deshalb auch als die Stämme bezeichnen, deren Sondergefühl im Gegensatz zu dem allgemeinen Nationalbewußtsein eine wirkliche Macht gewesen ist. Denn jenes herminonische, ingävonische u. s. w. Bewußtsein, wenn es je eins gegeben hat, ist damals zu dünn geworden, als daß der Ausdruck Stammesgefühl dafür paßte. Wir haben uns einmal gewöhnt, uns dabei ein kräftiges Gewächs vorzustellen, und dies findet sich eben nur dort, bei den Markomannen, den Cherusken, den Chatten, den Hermunduren und wie die Hunderte deutscher Stämme dieser Zeit heißen mögen.

Was man sich heute unter deutschen Stämmen zu denken pflegt, wenn man sich überhaupt etwas dabei denkt, entspricht freilich diesen Atomen des deutschen Völkerlebens der ältesten geschichtlichen Zeit begrifflich nicht recht. Die moderne Ansicht hat größere Massen dabei im Auge: wenn sie auch etwas mehr als drei deutsche Stämme zugibt, also über jene mythische Dreizahl hinübergeht, so will sie doch für gewöhnlich nichts von einem Stamme der Reuß-Schleizer, Schwarzburg-Sondershäuser, Lippe-Detmolder u. s. w. wissen. Und doch sind es ungefähr solche Größen, mit denen damals die deutsche Geschichte operirte, in denen sich der lebendige Zusammenfluß der Individuen auch zu politischen Ganzen darstellte, in denen sich demgemäß auch ein starkes Gefühl der nächsten Zusammengehörigkeit als die eigentlich herrschende Macht der deutschen Dinge dieser Zeit, eben jenes Stammgefühl erzeugte und erhielt, und

insofern, aber freilich nur insofern sind dies damals die wahren deutschen Stämme gewesen.

Denn was in der Mitte zwischen jener mythischen Dreieinigkeit und dieser hunderttheiligen Wirklichkeit liegt, Conglomerate einer Anzahl von Völkeratomen oder Stämmen, hat innerhalb der geschichtlichen Zeit die Bedeutung verloren, die ihm vielleicht noch kurz vor dem ersten Zusammenstoß der Deutschen und Römer einwohnte. Eine solche Bildung mittlerer Größe — ungefähr das, was wir uns jetzt gewöhnlich unter einem deutschen Stamme denken, der ein Recht auf Sonderexistenz hat — und zwar die berühmteste von allen ist das Volk der Sueben, wie es Cäsar noch als eine einigermaßen organisirte Einheit entgegentrat. [13]) Ihre hundert Gaue mögen eine poetische oder ruhmredige Ausschmückung sein, aber gewiß ist, daß eine lange Reihe einzelner Völkernamen, die daneben damals und noch mehr später als selbständige Organismen auftauchen, in dem Gesammtnamen der Sueben einbegriffen war, daß wenigstens für Vertheidigung und noch mehr für den Angriff nach außen gewisse zusammenhaltende Formen gefunden waren, die bis dahin dieses Volk unwiderstehlich für seine Feinde gemacht hatten, daß demzufolge auch ein suebisches Gesammtbewußtsein im Gegensatz zu dem Sondergefühl der einzelnen Glieder existirte, das sich dazu ähnlich verhielt, wie das germanische Gesammtbewußtsein im Heere des Ariovist zu den Sondergefühlen seiner einzelnen Bestandtheile.

Aber 150 Jahre später weiß Tacitus zwar noch ganz geläufig anzugeben, welche Völker zu den Sueben gehören und welche nicht, er bringt auch einige gemeinsame Züge für Tracht, Bewaffnung, Lebensweise, aber dies ist auch alles, was von der geschichtlichen Bedeutung des Suebenthums übrig geblieben ist. Die einzelnen Atome sind selbst=

ständig auseinander gefallen, an die Stelle der Gemeinsamkeit in Abwehr und Angriff ist wildes Fehdengetümmel getreten. Die blutigen Schlächtereien zwischen Chatten und Hermunduren fanden zwischen zwei suebischen Völkern statt. Anderwärts kämpfen Sueben an der Seite von Nichtsueben gegen Sueben, und wie es scheint beinahe mit größerer Vorliebe als gegen ferner abstehende Völker oder als gegen die Römer. Nur im religiösen Leben hat sich noch ein Band der Einheit erhalten: zu dem heiligen Haine der Semnonen, an den die besondere Stammessage aller Sueben anknüpfte, wallfahrten Festgesandtschaften aller blutsverwandten Völker. [14]) Vielleicht, daß daran ähnlich wie an den Stammesheiligthümern so vieler griechischen Völkerschaften, Staaten oder Städte, oder an den Amphiktyonien, auch noch ein Nachklang jener alten äußern, wenn man will staatlichen Gemeinschaft des ganzen suebischen Stammes haftete, doch weiß unser römischer Gewährsmann nichts davon. Jedenfalls müßte er dann schon so schwach gewesen sein, daß man ihn eben nur wie so vieles Abgestorbene im Herkommen forterhielt, ohne ihm die geringste Bedeutung im wirklichen Leben einzuräumen.

Natürlich sind es in erster Reihe römische Einflüsse gewesen, auch wo sie sich im Dunkeln zu halten wußten, oder die im ganzen so dürftigen Zeugnisse der Geschichte sie nicht erwähnen, welche die Zersplitterung des deutschen Volks oder dieses Sondergefühl seiner Atome nährten und ausbeuteten. Direct und indirect wirkte alles, was von Rom ausging, nach diesem Ziele hin. Ohne Zweifel ist nur dadurch die rasche Auflösung der suebischen Masse zu erklären, sowie die kurze Lebensdauer und die ungenügenden Ergebnisse anderer Einigungsversuche. Ein solcher war das Reich der Markomannen, das sich auf die Kraft und das Glück eines Heldenkönigs gründete, und demgemäß mit

einer echten Eroberungspolitik gegen seine deutschen und nicht deutschen Nachbarn auftrat; der Bund der Cherusker, Chatten, Marsen, Bructerer unter Führung des Arminius im Jahre 9 n. Chr., dessen nächstes Ergebniß die teutoburger Schlacht und die verunglückten Rachezüge des Germanicus wurden; die Verbindung nordwestdeutscher Stämme, an ihrer Spitze die Bataver, zur Vernichtung der römischen Herrschaft in Germanien und Gallien; die große Völkerliga, welche den sogenannten deutschen oder markomannischen Krieg 165 begann und zuerst seit den Zeiten der Cymbern und Teutonen deutsche Waffen wieder nach Italien trug. Jedes dieser Ereignisse bezeugt, daß unter gewissen Verhältnissen es den Deutschen immer noch möglich wurde, ihren Sondertrieb oder das Stammesgefühl zu überwinden und sich durch ein Bewußtsein der Gemeinsamkeit oder durch das nationale Bewußtsein auch in großen geschichtlichen Actionen bestimmen zu lassen. Aber jedes davon bezeugt auch ebenso unwiderleglich, daß der Sondertrieb, das Stammesgefühl, oder wie man es bezeichnen mag, sehr bald in einem um so mächtigern Rückschlag die Oberhand gewann. Jeder solche verunglückte Versuch des gemeinsamen Handelns verstärkte naturgemäß nur noch die Wucht der trennenden Momente und die Stämme oder Völker, die eben erst gemeinsam den gemeinsamen äußern Feind bekämpft hatten, standen sich dann als um so erbittertere und unversöhnlichere innere Feinde gegenüber. Mit schadenfrohen Augen sahen die Römer die Saat, die sie ausgestreut hatten, aufs üppigste gedeihen. Sie bedurfte kaum einer weitern Pflege, aber es verstand sich von selbst, daß sie darin lieber etwas zu viel als zu wenig thaten. Daß man die Deutschen nicht einfach mit Gewalt niederwerfen und festhalten könne, wie es ihren Nachbarn im Süden und Westen, den Kelten in den Alpen und in

Gallien geschehen war, hatte man in Rom einsehen gelernt. Dafür aber wirkte die Diplomatie und Politik, und was die Gewalt zur Vollendung der Arbeit zu thun hatte, überließ man dem Stammeshaß der Deutschen. Es schien als würde dieser besser als die Römer es je vermocht hätten, dafür sorgen, jedes deutsche Volk und Völkchen so zu schwächen, zu zersplittern, mürbe zu machen und innerlich zu verstören, daß alle zusammen nicht blos ungefährliche Nachbarn, sondern schließlich auch, wenn sich alle gegenseitig zu Tode gehetzt hätten, von selbst eine Beute der Fremdherrschaft werden müßten. Die inhaltschweren Worte des Tacitus [15]), in denen er über einen solchen typischen Vorgang, die Vernichtung der Bructerer durch ihre umwohnenden deutschen Nachbarn, sein eigenes und das allgemein römische Urtheil abgibt, sprechen deutlicher als die weitläufigsten Erörterungen. So bekannt sie sind, so können sie doch deutschen Augen nicht oft genug vorgehalten und deutschem Sinne zur Beherzigung geboten werden, und darum mögen sie auch hier eine Stelle finden: „Pulsis Bructeris ac penitus excisis vicinarum consensu nationum, seu superbiae odio seu praedae dulcedine seu favore quodam erga nos deorum. Nam ne spectaculo quidem proelii invidere: super sexaginta millia non armis telisque romanis, sed, quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt. Maneat duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna majus potest quam hostium discordiam."

II.

Dennoch ist es besser für die deutsche Nation gekommen, als die Römer in ihrer Todesangst hofften, und als es

nach verständigem Ermessen damals den Anschein hatte. Selbst wenn das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Ursprungs, der Zusammengehörigkeit des ganzen Volkskörpers in noch größerer Intensität unter den deutschen Völkerschaften dieser Zeit aufgetreten wäre, als es sich aus unwiderleglichen geschichtlichen Zeugnissen begründen und abmessen läßt, wäre damit noch nichts gewonnen gewesen. Denn es fehlten nach der Lage der Dinge, nach dem Bildungsstande, der Lebensweise, der Verfassung, ja selbst nach der örtlichen Umgebung der damaligen deutschen Völker die Brücken, welche von dem einzig Concreten, was es für sie gab, eben jenem Einzeldasein, zu einer gleichfalls concreten Fassung des idealen Nationalbewußtseins führen konnten. Welche Persönlichkeit oder welches Ereigniß wäre mächtig und nachdrücklich genug gewesen, um Chauken und Friesen von dem äußersten Rande der Nordsee, Markomannen und Quaden von dem Ufer der Donau, Peuciner und Bastarnen von der Küste des Schwarzen Meeres zu irgendeiner äußern Form nationaler Einheit zusammenzufügen? Die einzige, wenigstens annähernde Möglichkeit dafür, jene Stammesverbindungen nach Art der Sueben hatten sich aufgelöst und schienen um den Anfang des 2. Jahrhunderts alle factische Bedeutung verloren zu haben.

Aber es sind gerade ähnlich, wenn auch nicht gleichgeartete Gebilde, deren Hervorbrechen der deutschen und allgemeinen Geschichte eine neue Wendung gab, indem sie zunächst den weitern Zerbröckelungsproceß der deutschen Nationalität aufhielten, der gar kein Ende als das der Auflösung in die elementarsten Staubkörner finden zu können schien, und bald auch der Kraft der ganzen Nation einen Aufschwung gaben, wodurch der Sturz der römischen Herrschaft und der Untergang der antiken Welt überhaupt besiegelt wurde.

Es gehört zu den empfindlichsten Lücken der geschichtlichen Ueberlieferung, daß wir über den innern Verlauf dieses weltgeschichtlich so unendlich bedeutsamen Processes im deutschen Volksleben gar nichts wissen. Nur einzelne schon vollständig gereifte Früchte lassen sich und auch diese meist nur nothdürftig wahrnehmen, aber wann, wo und wie ihre Keime gepflanzt, wodurch diese entfaltet und so eigenthümlich ausgebildet wurden, bleibt für immer nach dem Stand unserer Quellenzeugnisse im Dunkeln.

Von dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. an wurden die Römer, die schon an den altherkömmlichen deutschen Feinden genug hatten, durch das für sie wenigstens plötzliche Auftauchen neuer feindlicher Völker erschreckt und bald auch in einer Weise bedrängt, daß alle bisherige Noth von den schon fast mythisch gewordenen Cimbernkriegen an bis zu dem jüngsten großen deutschen Kriege, dem markomannischen seit 165, ein Kinderspiel dagegen gewesen zu sein schien. Die Namen der Franken, Sachsen, Alamannen an der Rheingrenze, der Gothen an der Donaugrenze wurden in Rom vielleicht schon früher gehört, jedenfalls aber wieder vergessen, wie so viele andere Barbarennamen, die einen Augenblick von sich reden machten, um dann für immer in die alte Nacht ihres vegetirenden Daseins zu versinken. Aber seit der angegebenen Zeit war dafür gesorgt, daß Rom diese Namen nicht mehr vergaß. Es dauerte nicht lange, so hörte man an allen römischen Küsten von der Rheinmündung bis zu den Säulen des Hercules von unerhört kecken Piratenzügen der Sachsen, im Pontus Euxinus, im Aegeischen und Mittelländischen Meere von nicht weniger kecken Thaten der Gothen. So weit der Landweg offen stand, gab es bald bis in die Nähe der Welthauptstadt selbst keinen noch so abgeschiedenen Winkel, der nicht von den wie der Sturmwind herein-

brechenden Reitergeschwadern der Alamannen, von den leichtbeweglichen Schlachthaufen der Franken furchtbare Dinge zu erzählen wußte.

Die Römer sahen leicht, daß es nicht mehr jene Einzelvölkerschaften waren, mit denen sie jetzt zu thun hatten, sie konnten auch häufig, wenngleich nicht überall erkennen, aus welchen Atomen sich diese neuen Massen zusammengeballt hatten, wie denn auch neben den neuen weitern Namen die alten engern noch auf lange hinaus, zum Theil immerwährend im lebendigen Gebrauch blieben. Aber die Sache selbst erschien ihnen, eben weil sie sie so sehr überraschte, als ein Werk des Zufalls. Es bestärkte sie in dieser Ansicht, die jedenfalls, wenn auch nicht die richtigste, so doch die tröstlichste für sie war, die Wahrnehmung, daß einer der furchtbarsten der neuen Völkernamen, der der Alamannen, eine damit stimmende sprachliche Erklärung aus dem Deutschen selbst zuließ. [16]) Er konnte eine zusammengelaufene Masse von Völkertrümmern bedeuten, die möglicherweise ebenso rasch wieder auseinander laufen konnte. [17])

Hätte jemand in dieser Zeit deutsche Dinge mit den Augen eines Tacitus zu sehen vermocht, so würden die Römer wol erfahren haben, daß es nicht der Zufall war, der ihre neuen Feinde zusammengekehrt hatte. Wie hätte der Zufall ein so dauerhaftes und so gründliches Werk zu Stande gebracht, dessen Folgen noch heutzutage sichtbar sind? Zufällige Conglomerate haben überall und namentlich im deutschen Volksleben nur eine kurze und sehr relative Bedeutung gehabt. Erinnern wir uns an den Bund der Cherusker, der Bataver, der Markomannen. Wenige Jahre genügten um ihre Spuren zu verwischen. Dagegen haben sich nicht blos die Namen, wie sie damals zuerst auftauchten oder aufgetaucht sein sollen, durch alle weitern Epochen der deutschen Geschichte und zum größern Theil

bis auf den heutigen Tag erhalten, sondern auch ihnen entsprechend eine unzerstörbare Gliederung des deutschen Gesammtvolks nach örtlicher Verbreitung, häuslicher Sitte und Lebensweise, körperlicher Beschaffenheit und Tracht, nach Sprache und geistigen Anschauungen. Wenn man noch jetzt von deutschen Stammeseigenthümlichkeiten in allen diesen Beziehungen sprechen darf, so ist dies nur die Folge jener angeblich zufälligen Erscheinung, die schon deshalb nicht als ein Zufall angesehen werden kann. Wie hätten zufällige Gebilde, jene zusammengelaufenen Mischvölker, wie sie den Römern erschienen, den Stürmen der wildesten Periode der ganzen Weltgeschichte vom 3. bis zum 7. oder 8. Jahrhundert, der Völkerwanderung und ihren Nachwehen zu trotzen vermocht? So wurden sie, recht nach Art eines kerngesunden Baumes durch alle diese Stürme nur noch fester und kräftiger in ihren Wurzeln, aber eben nur weil sie Wurzeln hatten. Hätten ihnen diese gefehlt, so wären sie bald in alle Lüfte verweht gewesen.

Hält man die Erscheinungen der abgelaufenen Periode mit den Thatsachen dieser und aller folgenden im Laufe der deutschen Geschichte zusammen, so ist es nicht schwer, zu sehr wohlbegründeten Muthmaßungen über den leiblichen Zusammenhang dieser neuen Gebilde mit denen der Vergangenheit zu gelangen. Die angeblich zusammengelaufenen Alamannen sind nichts weiter als die alten Sueben, die spurlos untergetaucht schienen. Sogar ihr Name lebt in dem neuen Dasein des alamannischen Volks wieder auf, um erst neben dem neuen Namen, wenn es ein solcher war, wie immerhin dem Römer zugegeben werden mag, dann ihn verdrängend, die Macht uralter natürlicher Verhältnisse noch den Ohren der spätesten Geschlechter unwiderleglich zu beweisen. Denn es bedarf wahrlich keines besondern historischen und sprachlichen Blicks, um in Schwaben

die alten Sueben wiederzuerkennen. Was der Sprachinstinct von selbst findet, rechtfertigt dann im einzelnen die historische Grammatik, die Laut für Laut in ihrer Lebensdauer und ihrem Verwandlungsproceß verfolgt. Waren es auch nicht alle suebische Völker, die sich in dem neuen Bunde zusammenfanden, waren vielleicht — obwol dies eine Vermuthung ohne allen urkundlichen Halt bleibt — auch nicht suebische Bestandtheile eingemischt, so überwog doch die suebische Art wie im Volksnamen so in allen andern Dingen und drückte dem Ganzen ihren Stempel auf, wie sie der treibende Grund seiner Entstehung gewesen ist. Und gleiches gilt für die andern genannten Massen, für Gothen, Franken und Sachsen. Ueberall ist es uralte nächste Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, Gemeinsamkeit des Bluts und des Geistes in den wichtigsten Dingen, welche das damalige Volksleben kannte, gewesen, die sie zusammengefügt und die ihnen eben darum jene bewunderungswürdige Festigkeit gegeben hat. Zufall mag im einzelnen wol immer dabei gewaltet haben. Die Ausbreitung und Abrundung einer solchen Masse war davon abhängig und richtete sich im einzelnen natürlich nicht nach den organischen Gesetzen, die sie im ganzen beherrschten.

Wir wissen sehr wenig von ihren äußern Bindemitteln, die selbstverständlich nicht gefehlt haben können, wo ein gemeinschaftliches Handeln nicht blos in einem rasch vorübergehenden Momente, sondern lange Jahrhunderte hindurch stattgefunden hat. Nur von der Verfassung der Sachsen sind einige ergiebigere Notizen erhalten.[18]) Wie die Sueben zu Cäsar's Zeit, kannten auch sie im Frieden keine gemeinsame obrigkeitliche Gewalt, wol aber im Kriege einen gemeinsamen, durch Wahl aufgestellten Führer. Die Verhältnisse mußten es mit sich bringen, daß diese Stelle selten leer blieb, denn fortwährender Krieg war noch immer

die Lebensluft jedes deutschen Volks. Daneben aber gab es regelmäßige Landtage von Abgeordneten der einzelnen kleinern Gliederungen — der Völkerschaften oder Stämme im frühern Sinne —, welche nach innen hin in den großen Fragen des Rechts und der Verfassung einen wenn auch noch so lockern Organismus erhielten. Dazu kam noch das Gewicht der Religion. An derselben Stelle zu Markloh, wo die Landtage gehalten und die äußern Geschicke des ganzen Volks entschieden wurden, brachte man auch große feierliche Opfer durch und für das ganze Volk, beging man gottesdienstliche Gebräuche, deren Einzelheiten uns unbekannt sind, die aber jedenfalls einen mehr als lokalen Charakter hatten.[19]) So war auch einst von dem Verbande aller Sueben nur noch der gemeinschaftliche Cultus im Stammheiligthum übrig geblieben, allerdings zu wenig, um den Mangel anderer vereinigender Kräfte in einer Zeit zu ersetzen, in der alles nach schärffster Herausarbeitung der trennenden Momente im deutschen Volksleben hindrängte. Aber jetzt, wo die Religion neben oder über so vielen andern verbindenden und zusammenhaltenden Momenten stand, erhielt sie von selbst die Stellung einer auch in der gewöhnlichen Praxis des äußern geschichtlichen Lebens wirksamen Macht und zwar ohne Frage der wirksamsten von allen.

Aehnliches wird auch anderwärts gegolten haben, wo sich der Einigungstrieb in der Gruppirung größerer Massen bethätigte, also auch bei Gothen, Alamannen, Franken, wenn auch überall in freiester individuellster Formirung und Durcharbeitung, wie sie in dem Wesen der deutschen Art liegt. Gewiß mag auch überall die religiöse Gemeinsamkeit, ein Stammheiligthum und der Cultus eines Stammgottes oder der Stammgötter eine Hauptstelle darunter eingenommen haben. Für die Gothen läßt sich dies aus der

so reich entfalteten Stammsage schließen, deren dürftige und confuse Trümmer Jordanes mittheilt. Für die andern beiden Massen hat die innere Auflösung des deutschen Heidenthums, das Eingreifen des römischen Christenthums, wie es scheint, schon sehr bald in der Art zerstörend gewirkt, daß wenigstens für unsere Kunde jede darauf hindeutende Spur verwischt ist. Dagegen zeigen die Alamannen eine wohlgefügte Kriegsverfassung: an ihrer Spitze gewählte Führer aus der Zahl der geborenen Fürsten der einzelnen Völkerschaften, ihnen stufenweise untergeordnet diese selbst.[20]) Bei den Franken galt bis in verhältnißmäßig späte Zeiten wenigstens die Gemeinsamkeit des Bluts aller fürstlichen Familien in den einzelnen, weit zerstreuten Gliederungen des Volks als eine unumstößliche Thatsache. Ob sie es auch war, mag dahingestellt bleiben[21]), für uns hat es nur Bedeutung zu wissen, daß man daran glaubte. Denn der Gemeinsamkeit des Bluts in dem Haupte des Volks mußte nothwendig dasselbe im ganzen Volkskörper entsprechen. Alle Franken, gleichviel ob sie sich mit besondern Namen als Chatten, Ripuarier, Chattuarier, Chamaven, Salier oder Sicambern bezeichneten, ob sie an der Schelde oder an der Eder, an der Nordsee oder am Taunus wohnten, waren für ihr Bewußtsein durch das stärkste Bindemittel, welches die germanische Vorstellungsweise kannte, durch die leibliche Gemeinschaft des gleichen Blutes verbunden. Und doch ist es gerade hier bei den Franken schwerer als bei ihren andern Bruderstämmen, die concrete Basis dieses Einheitsgefühls oder Glaubens mit den Thatsachen der Geschichte oder den gewöhnlichen Hypothesen über die Völkerverhältnisse unserer Vorzeit zu vereinbaren.

Je länger, desto mehr verstärkte sich im vollen Gegensatz zu der vorigen Periode die Kraft der zusammenhaltenden Momente. Auch dafür wirkte nicht der Zufall,

auch nicht blos der Pragmatismus der äußern Geschichte, der freilich jedem, auch dem beschränktesten Sinne den Vortheil dieser neuern Zustände im Gegensatz zu der alten Zersplitterung deutlich genug darzuthun geeignet war. So gruppirten sich nach und nach auch die andern, noch vereinzelten Atome des deutschen Völkerlebens, und wenigstens schon im Anfang des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war unser ganzes Vaterland, soweit es überhaupt noch in den Händen seiner alten Bewohner blieb und nicht durch den Nachschub der Völkerwanderung, Slawen und Avaren, der deutschen Art einstweilen sich entfremden lassen mußte, mit solchen Bildungen bedeckt, die jetzt als immer compactere Organismen und zunächst noch in völliger Selbstständigkeit nebeneinander die gewaltige Gliederung des deutschen Volksleibes viel imposanter darstellten als jene hundertheiligen Splitter und Splitterchen der ältesten Zeit. Die Friesen im Norden — nicht mehr das altbekannte friesische Einzelvolk, sondern nur der Kern einer nach ihnen genannten Verbindung — die Thüringer in der Mitte, in denen, wenn auch nicht der Name, so doch das Element der Hermunduren fortlebte, und die jüngsten, aber nicht die schwächsten von allen, die Baiern im äußersten Südosten schieben sich zwischen die großen Lücken, welche die schon länger gefestigten Organismen gelassen hatten.

Jetzt war das Stammgefühl als eine lebenskräftige Macht, wie es damals keine zweite gab, in die deutsche Geschichte eingeführt. Der Erfolg zeigt immer deutlicher, daß es über jene individualisirenden Tendenzen, denen es einstmals unterliegen mußte, immer entschiedenere Siege erfochten hat, wenn wir gleich die Kämpfe, die ihnen vorhergingen, nicht mehr kennen. Jetzt waren es wirkliche Stämme oder Völkerschaften, nicht mehr bloße Atome von solchen, wie einstmals, in welchen sich die Geschicke der deutschen

Nation vollzogen. Aber es waren auch eben nur Stämme und nichts weiter, es gab nur Stammgefühl und nichts Höheres. Keine Periode der deutschen Geschichte zeigt einen so gänzlichen Mangel an alledem, was wir Nationalbewußtsein nennen, was wir noch in der vorigen Periode als eine reale Macht thätig, wenn auch nicht allein oder nur hauptsächlich thätig sahen, als diese. Sie ist ganz und ausschließlich Stammesgeschichte, und wer die deutschen Zustände des 5. und 6. Jahrhunderts ohne ihre Verbindung nach rückwärts und vorwärts mit den Augen des gewöhnlichen historischen Pragmatismus betrachten könnte oder betrachtet hat, würde die Möglichkeit, daß sich aus dieser so massenhaft abgeschlossenen und gleichsam krystallisirten Stammesgliederung jemals eine nationale Einheit, oder auch nur aus dem absoluten, schrankenlosen Stammesgefühl ein Nationalbewußtsein entwickeln könnte, in Abrede haben stellen müssen. Vielerlei wirkte in den damaligen Gestaltungen des geschichtlichen Lebens nach diesem Ziele der Vereinzelung in Stämme hin. Schon die grenzenlose räumliche Zersplitterung dieser deutschen Völker, die Folge der Völkerwanderung und der zufälligen Verkettung der Umstände, entfremdete die früher durch nächste äußere Berührung, wenn auch nicht im brüderlichen, so doch unwillkürlich im engsten Zusammenhang gehaltenen Massen innerhalb weniger Jahrzehnde stärker voneinander als es Jahrhunderte fortgesetzter Stammesfeindschaft und innerer Fehden vermocht hätten. Die Vandalen in Afrika, die Sueben an der äußersten Nordwestecke Spaniens, die Angeln in Britannien mußten von selbst vergessen, daß ihre nächsten Verwandten an den Ufern der Donau, der Oder und der Elbe wohnten. Dazu wirkten überall, mit vorher unbekannter Macht, aber überall auf andere Weise römische Einflüsse. Denn von dem Moment, wo die deutschen Sieger

sich in die römische Weltherrschaft theilten, begann auch ihre Unterwerfung durch die überlegene römische Cultur. Das Christenthum erfaßte sehr rasch alle die Stämme, die sich innerhalb der eigentlichen Grenzen des römischen Reiches niederließen; um so zäher hielten die andern im innern Deutschland an dem Heidenthume fest. Aber auch das Christenthum selbst gedieh zu einer Ursache weiterer Zerspaltung für die Deutschen. Die einen wandten sich dem Arianismus, die andern dem Katholicismus zu, und der religiöse Fanatismus, den römische Einwirkungen sehr schnell in den früher damit unbekannten Gemüthern der Neubekehrten zu erzeugen und zu unterhalten vermochten, trug mehr als alles andere dazu bei, den Stammhaß auf die Spitze zu treiben. Der katholische Franke fühlte sich darum in seinem innersten Wesen — denn dazu war auch ihm die neue Religion sehr schnell geworden, wenn er sie auch noch so verzerrt zu begreifen verstand — dem katholischen Römer näher verwandt als dem arianischen West- oder Ostgothen, und die Geschichte jener Zeit legt auf jedem Blatte Zeugniß von den praktischen Folgen dieses Gefühls ab. Endlich schlugen alle einzelnen deutschen Völkergruppen oder Stämme, gleichfalls durch römische Einflüsse bestimmt oder im directen Gegensatze dazu, jedenfalls aber stets auf die eigenthümlichste und abgeschlossenste Manier neue Bahnen der politischen Gestaltung, des Staats- und Rechtslebens ein. Bei aller ursprünglichen Gemeinsamkeit der Grundlage und der allgemeinen Gleichheit der bedingenden und formenden äußern Einflüsse, brachten es die Staatsbildungen der Franken, der Westgothen, der Ostgothen, der Vandalen, Burgunder, der Sachsen und Angeln, oder auch der Alamannen, der Friesen, Sachsen, Thüringer zu einer so entschiedenen Individualität, wie sie während der ältern

Periode des deutschen geschichtlichen Lebens niemals auch nur geahnt, geschweige denn erreicht worden war.

Da kann es denn nicht wunder nehmen, daß kein deutscher Stamm mehr etwas von der Gemeinsamkeit des Ursprungs aller Deutschen wußte, daß die alte gemeinsame Ursage unter dem Getöse der Völkerwanderung ganz verklang. War es auch ein schwaches Band gewesen, zu schwach wenigstens, um jene eigenwilligen und selbstwüchsigen Atome zu einem Staate oder Heere zusammenzuknüpfen, ihnen einen König oder eine Verfassung denkbar oder erträglich zu machen, so war es doch immer besser als nichts. Dafür bildete jetzt jeder Stamm mit einer Vorliebe, von der früher kaum die ersten Spuren sich wahrnehmen ließen, sich auch in der Sage oder in dem, was der Naivetät des Volksbewußtseins als Geschichte galt, zu einer in sich abgeschlossenen Einheit aus. Jetzt krystallisirte sich eine fränkische, gothische, sächsische Stammessage an der Stelle der bunten Mythen, welche früher jede kleinere Völkerschaft neben der allgemeinen deutschen Ursage gepflegt hatte. Die Einmischung römischer Gelehrsamkeit oder christlicher Anklänge trug noch dazu bei jeden solchen Mythenkreis äußerlich und innerlich dem andern weiter zu entfremden. Das heidnische Element mußte ohnehin überall da aufgegeben werden, wo man sich dem römischen oder arianischen Christenthum fügte. Was früher als ärgster Schimpf gegolten haben würde, die Anlehnung an das fremde, römische Wesen und die Verbindung des deutschen Vollbluts mit jenem, wurde nun von der Sage möglichst verherrlicht, gleichsam als ginge auch sie geflissentlich darauf aus, die Momente der Trennung von dem ganzen deutschen Volkskörper noch zu vermehren. So rühmten sich die Burgunder schon im 4. Jahrhundert, Abkömmlinge der Römer zu sein [22]), so wußten die Franken jedenfalls

im 7. Jahrhundert, daß sie aus Troja stammten und Anchises ihr Ahnherr wie der der Römer gewesen sei [23]), aber höchst wahrscheinlich haben sie es schon Jahrhunderte vorher gewußt. [24]) Später ließen sie sich es wol auch gefallen für Nachkommen der tapfern Macedonier zu gelten. [25]) Aber selbst die Sachsen machten auf eine solche Ehre Anspruch: auch sie wollten, wenigstens in der ersten christlichen Zeit, von Alexander und seinem Heere abstammen. [26]) Dagegen knüpften andere noch immer an die uralten Götter, so die angelsächsischen Genealogien an Wodan, desgleichen die langobardischen, wenn auch nicht für den Ursprung des Volks, so doch für seine eigentliche Constituirung als solches, die, gleichfalls sehr charakteristisch, mit einer Empörung gegen die Herrschaft anderer Deutschen, der Vandalen zusammenfällt. [27])

III.

In der verflossenen Periode hatte es den Anschein gehabt, als sollte das deutsche Volk in seine kleinsten Atome zerrieben werden und somit in der Geschichte spurlos zerstäuben. Jetzt war diese Gefahr überwunden, dafür eine andere desto näher getreten. Diese Einzelstämme in ihrer compacten und trotzigen Selbstgenügsamkeit konnten sehr leicht, wenn sie auf dem einmal betretenen Wege fortschritten, zu wirklichen Völkern sich abschließen, die nichts als die frühere Geschichte miteinander gemein hatten, woran sie schon lange nicht mehr dachten. Wirklich ist dies auch einer ganzen Reihe davon geschehen. Alle selbständigen Nationen des europäischen Westens und Südwestens haben sich auf solchem Wege gebildet. Aus dem deutschen Element des fränkischen und burgundischen Stammes ist die französische Nationalität erwachsen, nachdem sich die Verbindung

des deutschen Wesens mit den Ueberbleibseln der celtisch-römischen Uebervölkerung zu einer unlösbaren Einheit zusammengelöthet hatte. Aus dem langobardischen Stamme sproßte die italienische Nation unter dem Einfluß ähnlicher alteinheimischer Stoffe, aus dem westgothischen die spanische, und selbst das englische Volk ist, ohne jemals eine solche leibliche und geistige Versetzung erlitten zu haben — denn die normannische Eroberung läßt sich bei genauerer Betrachtung und bei einer echt wissenschaftlichen Würdigung innerer geschichtlicher Processe im Völkerleben nicht für eine solche nehmen — doch einen so selbständigen Weg gegangen, daß es wenigstens nicht mehr im gewöhnlichen Wortsinn als deutsch bezeichnet werden kann und vielleicht schon im 9. Jahrhundert, also kaum vier Jahrhunderte nach seiner Ablösung von seiner heimatlichen Wurzel, nicht mehr als deutsch bezeichnet werden durfte. Aber auch die andern deutschen Stammesmassen, denen die Gefahr, romanisirt zu werden, ferner lag, weil sie auf uraltdeutschem Boden und mitten unter deutscher Umgebung blieben, hätten es innerhalb des deutschen Elements sehr leicht zu einer ähnlichen Abgeschlossenheit und Entfremdung voneinander bringen können, wie sie die Entwickelungsgeschichte der Angelsachsen bekundet, wo sich die compacteste Nationalität ganz von innen heraus ohne Einwirkung fremder Einflüsse, welche der Rede werth wären, so rasch krystallisirte. Die Anlage des gesammten deutschen Wesens war ja reich und vielseitig genug, daß, wenn sich der damit innerlich so nahe verwandte Trieb zur Individualisirung einer Reihe von solchen eigenthümlichen Momenten bemächtigte, wie sie in dem innern und äußern Leben der Alamannen, Baiern, Sachsen u. s. w. in häuslicher Sitte, Recht und Verfassung, in Sage und Poesie, und vor allem in dem prägnantesten Merkmale der Eigenart, in der Sprache sich entfaltet hatten, sich nach einiger

Zeit unter der Begünstigung äußerer Umstände eine wirkliche alamannische, bairische, sächsische Nationalität hätte herausarbeiten können, die für alle Zeiten jeden fühlbaren Zusammenhang mit ihren Schwesternationalitäten und jedes Bedürfniß und jede Fähigkeit eines bedingten Aufgehens und einer bedingten Unterordnung unter ein höheres Ganze verlieren mußte. Es wäre dann für immer um ein deutsches Volk geschehen gewesen, und ob die deutschen Völker sich selbst und der Weltgeschichte einen Ersatz dafür hätten bieten können, ob sie auch nur die leibliche Dauerhaftigkeit zu bewahren vermocht hätten, die sie in der Blütezeit des Stammlebens allerdings versprachen, steht sehr dahin.

Da ist es denn wunderbar zu sehen und zu erwägen, welcher Werkzeuge sich die Macht, die die Geschichte lenkt, bedient hat, um das deutsche Volk als eine Einheit zu erhalten oder zu reconstituiren. Der rohe Ehrgeiz der Nachkommen Chlodwig's, das bewußte Streben der ersten größten Karolinger nach der Herrschaft über die ganze christliche Welt des Abendlandes, beide getragen von dem stärksten Selbstgefühl ihres Stammes oder Volks, des fränkischen, und einer damit im richtigen Verhältniß stehenden Energie und Zähigkeit seines Wesens haben einen deutschen Stamm nach dem andern gezwungen, aus seiner Vereinzelung herauszutreten, indem sie einen nach dem andern unterwarfen. Das gewaltige Werk hat dann Karl der Große völlig abgeschlossen. Indem er die Sachsen bezwang und ihnen nicht blos ihre bisherige Stammesverfassung, sondern auch ihr nationales Heidenthum entriß, und an die Stelle der ersten die fränkischen Formen des Königthums und seine Beamtenschaft, an die Stelle des andern den abendländisch römischen Katholicismus setzte, hat er an diesem einen Beispiel gleichsam typisch abschließend die Aufgabe vollendet, an der Jahrhunderte in naiver Weise und ohne alle Systematik

gearbeitet hatten. Was ein Chlodwig, Theodorich I., Theodebert I., Chlotar I., ein Pipin von Heristal, Karl Martell und Pipin der Kleine auf ihrem besondern Wege, ein heiliger Gallus, Fridolin, Kilian, Ruprecht und zuletzt noch Bonifacius auf einem ganz andern Wege versucht und geleistet hatten, das wurde jetzt von dem Einen, der ebenso viel von Chlodwig wie von Bonifacius in sich trug, als eine einheitliche That vollbracht. [28])

Erwägt man die Kraft und Zähigkeit des Widerstandes, womit alle deutschen Stämme sich der Vernichtung ihrer selbständigen Abgeschlossenheit widersetzten, die Jahrhunderte voll Blut und Greuel, die dazu gehörten, um ihre Freiheit zu brechen [29]), die gesteigerte Erbitterung, die als das nothwendige Ergebniß davon bei den Bedrohten oder Besiegten gegen die Eroberer und die mit ihnen verbundenen Massen Wurzel schlagen mußte, rechnet man dazu noch, daß es sich gewöhnlich nicht blos um die nationale Selbständigkeit, sondern auch um das, was noch tiefer mit dem innersten Kerne des Menschen verwachsen ist, um die Religion der Väter handelte, so sollte als Facit gerade das entgegengesetzte von dem herauskommen, was die Geschichte wirklich zeigt. Sobald die Macht des Zwanges aufhörte, wodurch die Vereinigung der widerstrebenden Elemente, wie es scheinen kann, ausschließlich bewirkt war, hätten diese mit um so größerer Energie wieder dem Triebe der Centrifugalkraft sich hingeben müssen. [30])

Und wirklich hörte die eigentliche Macht des Zwanges schon mit Karl's des Großen Tode auf. Jedenfalls aber hätten die Streitigkeiten unter dem Sohne Ludwig's des Frommen, die sich in dem unvertilgbaren Hader des ganzen spätern karolingischen Hauses so lange fortsetzten, bis es selbst vertilgt war, die beste Gelegenheit gegeben, die alte

Abgeschlossenheit des sächsischen, bairischen, alamannischen Stammes, die sprichwörtliche Freiheit der Friesen wiederherzustellen, indem jede Masse für sich das Joch der Franken abschüttelte, wenn man es als ein solches fühlte.

Statt dessen arbeitet sich zwar nicht auf dem geradesten Wege, der bekanntlich nicht immer der nächste und noch seltener der beste ist, aber doch mit unverkennbarer Deutlichkeit des Ziels und im ganzen auch mit einem merkwürdigen Instincte in der Wahl der Mittel eine auch in den äußern Formen des Staats und der Verfassung concret dargestellte Gemeinsamkeit des deutschen Volkslebens heraus, von der während des ganzen frühern Lebens unserer Geschichte nichts wahrgenommen werden konnte. Hundert Jahre nach Karl's des Großen Tode ist diese durchaus neue Einheit schon so fest gegründet, daß sie von da an auf geraume Zeit allen Stürmen zu trotzen vermag, wie sie denn selbst nicht blos im Brausen gewöhnlicher Stürme, sondern wahrer Orkane, die sich in solcher Wuth bis heute nicht mehr wiederholt haben, Wurzel gefaßt hat.

Allerdings war es damals nicht schwer zur Erkenntniß zu kommen, daß mit der Kraft der einzelnen Theile des deutschen Volks nichts gethan sei, daß die Sachsen, die Baiern, die Thüringer für sich allein verloren sein müßten. Denn von allen Seiten tobten neue und alte Feinde und drohten das ganze deutsche Volk zu überfluten. Im Norden die skandinavischen Seeräuber, die Nordmannen und Dänen; im Osten die Hunderte slawischer Völker, die wenigstens in dem einen, in tödlichem Haß gegen die Deutschen, sich aufs beste verstanden; im Südosten die Ungarn, die den Schrecken der Hunnenzeit mit ihrem Namen wieder erneuten; im Westen die fortwährenden Intriguen und Feindseligkeiten der französischen Karolinger, die durch eigene Schuld zu schwach, um die Krone ihres Ahnen zu erhalten, doch

alles daransetzten, um sie sich auch nicht auf dem Haupte ihrer deutschen Vettern befestigen zu lassen; im Süden schon die ersten Vorposten der Sarazenen bis in das Herz der Alpen vorgeschoben — das waren Zustände, die auch dem schlichtesten Verstande die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens aller deutschen Stämme, die seit Karl dem Großen in einem Reichsverband einbegriffen waren, einleuchtend machen konnten. [31])

Aber doch hätte die bloße Reflexion nicht ausgereicht, so leicht man darauf kommen mußte und so unwiderleglich ihre Schlüsse waren. Es ist auf stille und unmerkliche Art hervorwachsend — daher auch erst wahrzunehmen, als die Früchte geerntet werden konnten — die in der Tiefe immer noch lebendige, wenn auch von der Oberfläche der Geschichte ganz verdrängte Kraft des Gesammtbewußtseins der Nation gewesen, die das letzte und innerste Einheitsband gebildet hat. Mit bloßer Reflexion machen sich dergleichen gewaltige geschichtliche Processe nicht: hier wirken elementare Kräfte, der Instinct, das Gefühl der Massen viel mehr als die nüchternen Sätze, die sich der Verstand doch immer erst hinterher aus den Thatsachen abstrahirt. Je gewaltiger einst die Flut des bloßen Stammesgefühls gegangen war, sodaß sie dem Anschein nach das ganze Nationalbewußtsein verschlungen hatte, desto stärker war dafür naturgemäß auch wieder der Rückschlag dieses Nationalbewußtseins, weil es eben nun beiseite geworfen oder überflutet, aber nicht zerstört werden konnte. Vieles half dazu, daß es so kam. Die Theilung des großen karolingischen Reichs, die selbstständige Constituirung einer seiner Hauptmassen, in welcher das deutsche Element überwog oder fast ausschließlich vertreten war, die Ausgleichung vieler äußern und innern Gegensätze des deutschen Sonderlebens durch die unwillkürlichen Einflüsse, der, wenn auch nur aufgezwungenen

fränkischen Reichseinheit — und hierher läßt sich selbst das Christenthum und die katholische Kirche stellen, obwol sie sehr bald nicht mehr als fremdartig, sondern als völlig eingebürgert, als ein wesentlicher Bestandtheil des deutschen Lebens gelten konnten — aber alles dies half doch nur dazu und würde ohne jene elementare und deshalb im letzten Grund unbegreifliche und unerklärbare Macht nichts gewirkt haben.

Wer denkt hier nicht an ein im innersten Wesen ganz ähnliches Phänomen in unserer ältern deutschen Geschichte? [32]) An jene wunderbare Phase, wo aus einer scheinbar grenzenlosen Zersplitterung in mikroskopische Theilchen plötzlich organische Gebilde zusammenwuchsen, die wenigstens für ihre Zeit und Umgebung den Geschicken der deutschen Nation im ganzen und im einzelnen eine völlig neue Gestalt gaben? Wie einst die Stämme, denn diese sind die neuen Gebilde gewesen, auf gleichfalls unerklärliche Art, durch ein Wunder, wie alles Große in der Geschichte, sich in die Mitte des deutschen Lebens stellten, wie das Stammesgefühl in einer vorher ungeahnten Mächtigkeit die eigentlich zusammenhaltende Kraft, der Lebensgeist der deutschen Nation wurde, so jetzt das Nationalbewußtsein, gestützt auf die äußern Formen der politischen Einheit, eines deutschen Reichs und Staats und wiederum sie bedingend und haltend, die ohne jenes weder hätten entstehen noch auch nur einen Moment leben können.

Da ist es denn auch nicht Zufall, daß jetzt auf einmal statt der Sachsen, Franken, Baiern, Friesen, mit denen es die vorige Periode ausschließlich zu thun hatte, der Name des deutschen Gesammtvolks massenhaft hervorbricht. [33]) Officiell wurde zunächst das Wort deutsch noch nicht in die Sprache des Staats, der Herrscher und der von ihnen ausgehenden Acte, oder der Kirche und was damit zu-

sammenhing eingeführt. Aber im gewöhnlichen Leben brauchte man das Wort thiudisc, diutisc, latinisirt theodiscus, überall, und stets in dem prägnantesten Sinn, um den nationalen Gegensatz des ganzen deutschen Volks gegen die Walchen und Winden, oder gelehrt die einen Romani auch Latini, die andern Sclavi, Veneti auch Sorabi genannt, zu bezeichnen, zugleich um das allen deutschen Stämmen Gemeinsame im Gegensatz zu ihren Besonderheiten hervorzuheben. Natürlich dachte man dabei zuerst an das erste und nächste Merkmal jeder Nationalität, die Sprache, aber wenn man nun deren Einheit und Zusammengehörigkeit so recht gründlich empfand, so empfand man damit auch die Einheit und Zusammengehörigkeit des deutschen Wesens in den tausendfältigen andern Beziehungen, die von der Sprache ausgehen und auf sie zurücklaufen. [34]) Wollte man recht gelehrt sein, so sprach man wol von nos Teutones oder Teutoni, Teutonici, auch einem Teutonicum regnum, wobei man ohne Bedenken die deutschen Laute des Wortes thiudisc, diutisc, in die nächst anklingenden teutonicus umsetzte, zumal da auch noch von der antiken Literatur her möglicherweise ein ähnlich erweiterter Gebrauch dieses Ausdrucks bekannt war. [35])

Wer die Stetigkeit in solchen Dingen zu schätzen versteht, wird freilich geneigt sein in diesem jetzt so üppig wuchernden Worte diutisc nicht ein neues Product, sondern nur eine Wiederbelebung eines uralten Gutes der Sprache und des Volksbewußtseins zu sehen. Es ist jetzt neu aus dem Winkel hervorgeholt worden, in den es während der ausschließlichen Herrschaft des Stammeswesens verwiesen war. [36])

Officiell hieß das Reich und Volk immer noch das der Franken oder Ostfranken und sein König König der Franken oder Ostfranken, oder wie ihn höchst charakteristisch ein Ur-

kundenformular dieser Zeit nennt [37]): Herrscher der Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer und Sachsen, womit ganz gleichbedeutend König in Ostfranken oder Germanischer König wechselt. [38]) Aber es stand fest, daß alle Stämme gleichen Antheil daran besäßen, einander an Freiheit und Recht völlig gleichgeordnet und ebendeshalb zu einem untrennbaren Ganzen verbunden seien. Was Einhard, der Zeitgenosse Karl's des Großen und Ludwig's, mehr mit prophetischem Blicke in die Zukunft als der prosaischen Wirklichkeit seiner Tage gemäß, von dem Verhältniß der Sachsen zu den Franken sagt, daß sie sich dem fränkischen Reiche eingefügt hätten, „ut abjecto daemonum cultu et relictis patriis caerimoniis, christianae fidei atque religionis sacramenta susciperent, et Francis adunati, unus cum eis populus efficerentur" [39]), das hat die geschichtliche Sage schon bis zu Ludwig's Enkel, Karl dem Dicken, in ihrer Art ausgemalt, indem sie wie überall den wesentlichen Kern mit sinnigem Verständniß bewahrte, wenn sie ihn auch mit unwesentlichen und unbegründeten Zuthaten umhüllte. Die Franken haben die Sachsen nicht besiegt, sondern ein feierlicher Vertrag zwischen beiden, gleich edeln, gleich mächtigen Stämmen hat beide zu einem großen christlichen Volke vereint, das einem geweihten König gehorcht. [40]) Das ist der vielgenannte Friede zu Selz oder Salz, der in der That niemals geschlossen worden ist, obwol die Sage ganz richtig das Bild ihrer Zeit, das wirkliche Verhältniß der beiden Stämme im Bewußtsein der deutschen Nation, und setzen wir hinzu, das aller andern Stämme reflectirt. [41])

Früher hatten die Franken ihr Selbstgefühl nur für sich. Es war mächtig, fast grenzenlos, und sie hatten auch ein gewisses Recht dazu. Aber jetzt übertrug es sich durch eine leise Wendung, die niemand bemerkte, auch auf alle

andern deutschen Stämme, die sich in dieser Art ihre gemeinschaftliche Bezeichnung als Franken recht wohl gefallen ließen, ohne daß sie irgend vergaßen, wer sie eigentlich waren. Sie waren Franken, insofern an dem fränkischen Namen der Begriff des deutschen Staats und Königthums haftete, außerdem aber, wo der Franke nur als ein Mann des besondern Stammes auftrat, stand er auf derselben Linie mit dem Sachsen und Baier, denn alle diese fühlten sich jetzt nicht mehr als Besiegte und mit Gewalt Zusammengezwungene, sondern als freiwillig aneinandergeschlossene Glieder eines großen Körpers, der von dem frischesten Selbstgefühl zu strotzen begann, wenn es auch noch immer nicht ein ungetrübtes Gemein- oder Gesammtgefühl war, sondern erst auf dem Wege sich dazu umzubilden.

Zwei immer mächtiger werdende Ströme lassen sich mit leichter Mühe als seine hauptsächlichste Triebkraft unterscheiden, die häufig in innigster Vereinigung ihre eigene Kraft noch verstärkten, aber auch da, wo jeder für sich sein besonderes Bett suchte, friedlich nebeneinander herflossen. Der eine ist das christlich-kirchliche Interesse, welches das noch vor kurzem heidnische, oder nur äußerlich christliche deutsche Volk zu erfüllen und innerlich zu erwärmen begann, der andere die Idee der Wiedererneuerung der römischen Weltherrschaft im deutschen Reiche und durch das deutsche Volk.

In der vergangenen Zeit war es der fränkische Stamm allein gewesen, der sein ohnehin schon so mächtiges Selbstgefühl durch das eine wie durch das andere noch mehr genährt hatte, ohne den übrigen deutschen Bruderstämmen Theil daran zu gönnen. Es gibt keinen prägnantern Ausdruck dafür als die stolzen Worte des Prologs [42]) zu dem fränkischen Stammrechte, der Lex salica: da nennen sich die Franken selbst „das hochberühmte fränkische Volk, von

Gott gegründet, tapfer in den Waffen, beständig im Frieden, tief im Rath, edel durch den untadelhaften Glanz des Leibes, von herrlicher Gestalt, kühn, schnell und gewaltig, neulich bekehrt zum katholischen Glauben und frei von aller Ketzerei". Da heißt es: „Hoch lebe Christus, der die Franken liebt, er beschütze ihr Reich, er erfülle ihre Herrscher mit dem Lichte seiner Gnade, er beschirme ihr Heer u. s. w. Denn das ist das Volk, das tapfer und kräftig das römische Joch von seinem Nacken geschüttelt hat mit dem Schwerte, das nachdem es die Taufe angenommen, die Leiber der heiligen Märtyrer, die die Römer einst auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder mit dem Beile hingerichtet oder den Bestien zum Zerreißen vorgeworfen hatten, mit Gold und köstlichem Gesteine geschmückt hat."[43]) Man sieht, das Bewußtsein, das auserwählte Volk des Herrn zu sein, für ihn ebenso viel gethan zu haben wie er für sein Volk, und der felsenfeste Glaube, daß es die unvergleichlichen Vorzüge des Leibes und der Seele sind, die ihm diesen Rang verdient haben, hat sich schon bei den ältesten Vorfahren unserer westlichen Nachbarn in einer Stärke und Naivetät auszusprechen vermocht, denen selbst die moderne Zeit, namentlich was die Naivetät betrifft, nichts an die Seite stellen kann. Ein solches Selbstgefühl ließ den fränkischen Stamm oder den Franken, auch da, wo es sich um ganz gewöhnliche, mechanische Geschäfte des Rechts handelte, jedesmal, wenn er seinen eigenen oder Stammesnamen nannte, dies nicht anders thun als unter Hinzufügung der hochtönendsten Epitheta. So in der Beschreibung der Mark, der Grenze der Flur des fränkischen Ortes Würzburg aus dem Jahre 779, wo es heißt: „frono ioh friero franchono erbi", das Erbe der herrschenden und hochfreien Franken.[44]) Als seit Karl dem Großen die Kaiserwürde, die höchste der Welt, wieder

erneuert war, da ruhte sie nicht sowol auf ihm als auf dem ganzen fränkischen Volke. Denn es verstand sich von selbst, daß alles was das Haupt ehrte, auch die Glieder ehren mußte, daß das Haupt nichts für sich erwerben konnte, was nicht auch den Gliedern zukam, da sie in ihrem kräftigen Selbstbewußtsein stets festhielten, daß sie es gewesen waren, die durch ihren Willen und ihre Arbeit die Ehren erworben, ihren Herrscher zum Herrscher der ganzen Welt gemacht hatten. Jetzt war „der Romulische Name" auf die Franken übergegangen; das Reich hieß ebensowol das römische wie das fränkische, oder das der Franken und Römer, und selbst wenn es ausschließlich als das römische bezeichnet wurde, so verstand es sich stillschweigend, daß man unter den Römern Franken dachte. [45])

Aber alles dies gehörte bald ebenso gut den andern deutschen Stämmen, denn es war keine bloße Phrase, wenn die Sachsen ein Volk mit den Franken zu sein behaupteten. Es hieß so viel, daß sie und ebensowol wie sie auch alle andern deutschen Stämme, alle Ehre, allen Vortheil, den das Reich gewährte, als Gemeingut beanspruchten, wie sie gemeinschaftlich alle Arbeit und Gefahr dafür trugen.

Es ist beachtenswerth, daß gerade in diese Zeit der Vermittelung und Erweiterung der Sondergefühle zu einem mächtigen Nationalbewußtsein der erste Aufschwung einer deutschen Literatur fällt, die von da an in allem Wechsel der Dinge doch als ein organisches Gebilde fortgewachsen ist. Damals trägt sie noch ausschließlich kirchlichen Charakter: ihr talentvollster und wirksamster Vertreter, Otfrid, hat sein Evangelienbuch in directem Gegensatz zu den unsittlichen Liedern der Laien, des Volks gearbeitet [46]), wie ja auch das Reich und das Großleben der Nation sich um kirchliche Interessen dreht. Denn selbst der Nationalkampf an den Grenzen, gegen die Slawen, Nordmannen, Ungarn

und bald auch Sarazenen war ja für diese Auffassung ein Glaubenskrieg, weil alle diese Feinde zugleich und, wie man es damals empfand, zuerst Feinde der Kirche Gottes waren. Aber dieser selbe starre Mönch Otfrid, wie ist er geschwellt von Nationalstolz, sobald er auf die Herrlichkeit, auf die Verdienste seines Volks zu reden kommt! Wie rollen da seine sonst so spröden Verse, wie ist da alles Wärme, ja Feuer, wo er es sonst mit dem besten Willen nicht über eine laue Stimmung hinauszubringen vermag, wo wenigstens der heutige Leser den in der Tiefe des Gemüths des Dichters rauschenden Strom der Begeisterung vor dem Sande und Schutte müßiger Flickwörter, gezwungener Reime und geschnörkelter Moral sammt frostiger Gelehrsamkeit nicht mehr hören kann! Niemand wird seine Zueignungsverse an König Ludwig den Ostfranken — derselbe, den die Gelehrten Germanicus hießen und der uns noch heute mit Recht Ludwig der Deutsche heißt — selbst seine wohlgedrechselten Floskeln an seinen geistlichen Gönner, den schon genannten Erzbischof von Mainz, noch weniger seine Worte an das deutsche Volk im ganzen lesen, ohne von dem Strome dieses nationalen Hochgefühls erfaßt und freudig mit fortgerissen zu werden. Und dieser Otfrid dichtet in fränkischer Zunge, aber mit eigener Hand hat er dies Wort „fränkisch" in seinem Latein mit theotisce wiedergegeben [47]), zum klarsten Beweis, daß fränkisch und deutsch ihm wie allen andern Zeitgenossen zusammenfiel, daß er nicht daran dachte, für den einen Stamm zu dichten, sondern für das ganze deutsche Volk. Wie hätte er dies auch wollen können, wenn es ihm um jene große Wirkung zu thun war, die er sich zum Ziele gesetzt hatte, die Gründung einer echt christlichen Poesie, die bei seinem ganzen Volke jene widerwärtigen Reste des Heidenthums, jene bedenklichen weltlichen Lieder, aus dem Kopfe und aus dem

Herzen verdrängen sollte? Wie hätte er es wollen können, wenn er, wie Jakob Grimm, also der eigentliche Urtheilsberechtigte in diesen Dingen, überzeugt ist, von Herkunft ein Alamanne, nicht einmal ein Franke im engern Wortsinn war? [48])

Otfrid so wenig wie andere Gleichgesinnte haben ihr Ziel zu erreichen vermocht: das deutsche Volk hat sich seine angefochtene heimische Poesie nicht nehmen lassen, und ihr heidnischer Geist ist ihr unbewußt noch lange geblieben, nachdem sie schon in christliches Gewand gehüllt war. Aber sie haben etwas anderes erreicht, was der Nation viel mehr zu statten kam. Sie sind die Schöpfer einer einheitlichen Sprache des höhern Ausdrucks, zunächst für die Literatur, geworden, die vorher, wenn vielleicht auch in den ersten Keimen vorhanden, jedenfalls keine Macht der Geschichte war. Aber jetzt wurde sie eine solche: an der Stelle der wirren und krausen Dialekte, in denen jeder Stamm auch hierin seinen besondern Weg gegangen war, wuchs aus der Verbindung der verschiedenartigsten Elemente eine wohlgefügte deutsche Sprache, deren organischer Lebenslauf bis auf den heutigen Tag wol periodenweise ins Stocken gerathen, aber niemals mehr unterbrochen werden konnte. Auch dies gewaltige Band der Einheit und diese reichste Nahrung für das Nationalbewußtsein ist in dieser Periode erwachsen.

IV.

Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser ist bekanntlich die eigentliche Glanzperiode unserer deutschen Geschichte des Mittelalters. Als ein mehr leuchtendes wie erwärmendes oder heilverkündendes Abendroth schließen sich die hochromantischen Staufer daran, um von der Nacht

der schrecklichen kaiserlosen Zeit spurlos verschlungen zu werden. Diese Zeit ist zugleich diejenige, in welcher das Gesammtbewußtsein der Nation und das Sondergefühl der Stämme auf die harmonischste Weise sich ausgeglichen hatten, wo das eine das andere bedingte und hob und keines ohne das andere gedacht werden konnte. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß gerade hierin der hauptsächlichste Grund für jene reiche, großartige und fruchtbare Gestaltung unserer deutschen Geschichte in dieser Periode zu suchen ist, wie umgekehrt der Schwung, der sie erfaßt hatte und vorwärts trieb, auch sich von selbst dem Gesammtbewußtsein der Nation und dem Sondergefühl ihrer großen Glieder mittheilte und sie in ein vollkommen richtiges Gleichgewicht brachte.

Jeder Stamm sieht seine besondere Ehre, sein besonderes Recht, seine besondere Verfassung unter seinem einheimischen Herzog, seine besondere Art begründet und beschützt in der Ehre, in dem Rechte, in der Verfassung, in dem Wesen des Allgemeinen, des Reichs oder der deutschen Nation, und auf den verständlichsten Ausdruck gebracht in der Idee des Kaiserthums und der Person des Kaisers, die allen gehören. In der That haben Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern — in ihrem Heinrich III. als Kaiser Heinrich II., der zwar seiner Abkunft nach ein Sachse war, aber für das unmittelbare Volksgefühl als ein Baier galt — dem Reiche abwechselnd und wetteifernd seine Häupter gegeben.

Ueberall begegnen uns die beredtesten Zeugnisse für diese große Thatsache, die man wol als den Schlüssel für das Verständniß der größten Periode unsers Mittelalters bezeichnen darf. Nichts erscheint ehrenvoller als die Ehre des eigenen Volks zu erhöhen. Wenn der korbeier Mönch Widukind dies zunächst von seinem sächsischen Volke oder

Stamme meint, wenn er mit einfachen Worten geradezu sagt, niemand möge sich wundern, daß er, der zuerst die Thaten der Kämpfer des Herrn verherrlicht habe, nun die Thaten seiner Fürsten verherrlichen wolle, weil er in jenem Werke seiner Standespflicht Genüge gethan, jetzt aber seinem Stamme und Volke seine liebevolle Verehrung zeigen wolle, wenn er mit einem Feuer, das bei einem Mönche nach unsern Begriffen fremdartig erscheint, die Großthaten seines Stammes im Kampfe gegen Thüringer und Franken darstellt und hier und da unwillkürlich fast zum epischen Dichter wird, so mag man darin noch immer das Walten des besondern sächsischen Stammesgefühls in seiner ganzen Kraft sehen.[49] Aber überall da, wo ein früherer, der dasselbe darzustellen gehabt hätte, den Gegensatz zu den andern deutschen Bruderstämmen als das eigentliche Lebenselement des heimischen so schroff als möglich hätte herauskehren müssen, da läßt dieser Zeitgenosse der größten deutschen Helden des Mittelalters, seiner sächsischen Fürsten und deutschen Kaiser, die Ehre, die Kraft, die Macht der andern ganz als gleichberechtigt neben dem sächsischen Sondergefühl gelten. Er verhält sich zu den andern Stämmen gerade so, wie sich das fränkische Sondergefühl in Otfrid's Auffassung zu dem allgemein deutschen Bewußtsein verhält. Eins ist untrennbar mit dem andern verwachsen und lebt und webt in dem andern. Dafür aber gehen die Wogen seines Stolzes desto höher, wenn er den Gesammtgegensatz der deutschen Art gegen alles Fremde, es mag heißen wie es will, empfindet. Man höre nur, wie er die Redefertigkeit seines großen Zeitgenossen, Otto I., in fremden Sprachen erwähnt: „Otto versteht in slawischer und romanischer Sprache zu reden, aber es geschieht selten, daß er sie des Gebrauches würdigt!“[50]

So faßt auch die große sogenannte Kaiserchronik das Verhältniß der Stämme untereinander und zur Gesammtheit auf. Jeder Stamm erhält seinen besondern Antheil von Ehre und Ruhm, beinahe systematisch zugewogen, von jedem werden Großthaten, Abenteuer und Siege in buntem Gewirre des bloßen Mythus und der halbgeschichtlichen Sage erzählt: von den „edeln" Franken, wie von den „streitkühnen" Baiern, von den „klugen" Schwaben, den „grimmigen" Sachsen.[51] Aber über allen schwebt die Kraft und die Macht des deutschen Volks und Reiches: Deutsche sind es gewesen, die es dem Cäsar durch ihre Tapferkeit erstritten haben.[52] So ist es von Anfang an auf und durch die Deutschen gegründet und durch Karl den Großen wieder an sie gebracht. So oft diese halb weltliche, halb geistliche Sagendichtung die Kämpfe einzelner deutschen Helden mit den Fremden zu schildern hat, so versteht es sich für sie von selbst, daß die Deutschen, gleichviel ob Sachsen, Baiern, Franken oder wie geheißen, siegen müssen, aber wo sich diese selben Fürsten und Völker gegen das Reich und den Kaiser setzen, da trifft sie immer Unglück. Es kann kaum ein naiveres Zeugniß über die Art und die Begründung des damaligen Nationalbewußtseins im Gegensatz zu den particularistischen Regungen gedacht werden als dieses.

Dasselbe Bewußtsein geht auch bis in die Anschauungsweise der Fremden von deutschen Zuständen dieser Zeit, offenbar weil es im deutschen Wesen selbst so fest gewurzelt war. So in jenem, wie deutliche Spuren zeigen, vielgelesenen und weitverbreiteten[53] geographisch-ethnographischen Wörterbuche, das auf Isidor's „Origines" und andere Ausläufer der antiken Wissenschaft gegründet, neueste und alte Fabeleien, krause Gelehrsamkeit und nüchterne

Beobachtung der Wirklichkeit auf die wunderlichste Art vermengt, fast ebenso wie es die deutsche Kaiserchronik thut. Wir beziehen uns auf diejenige Redaction, in der es lateinisch und zwar im Laufe des 13. Jahrhunderts und vermuthlich in Oberitalien, abgefaßt erscheint.[54]) Da werden denn die einzelnen Provinzen von Alamannien oder Germanien in bunter Reihe aufgezählt, wie es die alphabetische Ordnung mit sich bringt. Jede erhält als Zugabe eine kurze Charakteristik ihrer Bewohner: so Frisia: „Ein Volk tapfer und stark, hohen Leibes, festen und trotzigen Muthes, ein freies Volk, keinem auswärtigen Herrn unterworfen; sie bieten sich gern dem Tode um der Freiheit willen und ziehen ihn dem Joch der Knechtschaft vor u. s. w." Saxonia: „Das Volk war stets ein sehr kriegerisches, von schöner Gestalt, hohem Körperbau, großer Stärke und Kühnheit." Thuringia: „Das Volk ist wie sein Landesname Thuringia hart (von durus abgeleitet) gegen die Feinde und sehr tapfer. Ein zahlreiches Volk, von schöner Gestalt, tapferer Art und beständigen Sinnes." Westfalia: „Das Volk ist von schöner und hoher Gestalt, schönem Gesichte, tapfern Leibes, kecken Geistes. Sie haben eine zahlreiche und wunderbar kühne Ritterschaft, bereit und stets gerüstet zu den Waffen, feste Städte und die stärksten Burgen und festen Orte auf Bergen und in der Ebene." Aber alles dies läuft doch nur aus von dem Lobe der gemeinsam deutschen Art und läuft dahin wieder zurück. Da heißt es[55]): „Die deutschen Stämme sind zahlreich, mit gewaltigen Leibern, starker Kraft und großer Kühnheit, ungebändigt, auf Raub und Beute und Jagd gestellt, von schönem Antlitz und blondem, schönem Haar, freigebigen Sinnes und heiterer Gemüthsart und unter allen am meisten die Sachsen (deren Lob hier schon im voraus mit großem Nachdruck erklingt),

oder wie dies dieselbe Quelle viel ergötzlicher in provenzalischen Versen aufzählt:

Grandas de statura,
Ardidas per natura,
So grans cassadors
Et trebalhadors;
Alegres et gaujozes,
Han saurs pels en color
So liberal de cor. [56])

Niemand hat dem deutschen Nationalbewußtsein des Mittelalters einen kräftigern und schönern Ausdruck zu geben verstanden, als „der reichste und vielseitigste unter den Liederdichtern des 13. Jahrhunderts", wie ihn Lachmann mit Recht bezeichnet [57]), Walther von der Vogelweide. Bei ihm bezieht sich alles auf die Idee des Reichs und des Volks, des ganzen deutschen Volks, von jenem hellklingenden: Ir sult sprechen willekomen [58]), bis zu den zürnenden und strafenden Sprüchen, mit denen er den welschen Papst und die undeutschen Friedensstörer im Reiche brandmarkt. Diese Poesie ist so völlig allgemein deutsch, daß es trotz der unzähligen Beziehungen, die sie zu dem äußern Leben des Dichters hat, doch immer noch nicht möglich geworden ist zu entscheiden, was für ein Landsmann der Dichter war, ob ein Franke oder ein Oesterreicher [59]), oder vielleicht gar, wie man wenigstens früher glaubte, ein Schwabe, hoch oben aus dem Thurgau. [60]) Gleiches gilt von seinen Kunst- und Gesinnungsgenossen jüngern Datums, die ihn freilich als Dichter nicht erreichen, einem Reinmar von Zweter, einem Wernher, einem Konrad von Würzburg. Aber auch die Fremden erkennen den Vorzug der deutschen Art an, wie es in den wohlgemeintesten und herzlichsten Worten, noch dazu deutschen, der Italiener

Thomasin von Zirclar, der Zeitgenosse Walther's, gethan hat. [61])

Es darf nicht wunder nehmen, daß dies nationale Selbstbewußtsein leicht und oft die Grenzen überschritt, innerhalb deren es den Fremden, und selbst dem nüchternen einheimischen Beurtheiler erlaubt oder erträglich schien. [62]) Spätere Jahrhunderte haben unsern Blick an so entgegengesetzte Erscheinungen gewöhnt, daß es uns ganz seltsam vorkommt, wenn wir den unerträglichen Hochmuth und Dünkel, die grenzenlose Anmaßung der Deutschen, ihr stolzes, rücksichtsloses Auftreten, ihre wilde Wuth, ihr alle Schranken durchbrechendes Ungestüm ihnen allerwärts als hauptsächlichste Nationalfehler vorgeworfen sehen.

Natürlich fehlte es auch in der Zeit, wo sich das Stammesgefühl in dem Bewußtsein der Einheit und Größe der Nation ebenso sehr befriedigte und befestigte, nicht an jenen Reibungen der Sondergefühle, die einst jede Gemeinsamkeit der ganzen Nation verhindert hatten. Aber sie erschienen jetzt nur als elementare Vorgänge, ohne directen Einfluß auf die Gestaltung des ganzen nationalen Lebens. Es mögen uralte Vorwürfe, Neckereien und Spottreden sein, die durch das ganze Mittelalter fortklingen, und bis zum heutigen Tage nicht verklungen sind, wenn man den Baiern ihren Hochmuth, ihre Gefräßigkeit, ihre Raubsucht, den Sachsen ihre Wildheit und ihren Trotz, den Schwaben ihre Armuth und Bedächtigkeit, den Friesen ihre unergründliche Gurgel und ihr schlechtes Christenthum, den Thüringern ihre dürftige Kost, ihren Geiz und ihre Vergnügungssucht, oder den einen dies, den andern jenes bald mit gehässiger Bitterkeit, bald mit launigem Spotte vorrückte, wie dergleichen unter Nachbarn und den nächsten Blutsfreunden natürlich stets vorgekommen ist und stets vorkommen wird. Auch fehlte viel, daß sich diese Häkeleien

nur auf die Stämme beschränkten, sodaß eine Reaction des Stammesgefühls gegen das Allgemeine oder gegen die andern Glieder desselben als seine Quelle gelten könnte: mitten im Kreise eines und desselben Stammes, von einem Gau zum andern, von einer Stadt, von einem Dorfe zum andern, ja von einem Hause zum andern hat dergleichen immer gegolten, seine Nahrung und auch sein Recht gehabt, ohne daß das Stammesgefühl als solches dabei im geringsten betheiligt gewesen wäre. Wol aber konnte auch dieses zum Gegenstand des Spottes oder des Angriffs gemacht und umgekehrt von ihm aus alles andere, was nicht in seinem nächsten Bereiche lag, damit überschüttet werden. [63])

Dies alles hätte die mittelalterliche Herrlichkeit des Reichs, die Kraft des Nationalbewußtseins nicht gebrochen; Ganz andere Ursachen haben die eine und die andere vernichtet, oder wie wir von der letztern hoffen müssen, nur herabgedrückt, ohne ihre dereinstige Wiederbelebung unmöglich zu machen. Das Reich ist gefallen durch den Kampf der Kirche gegen die weltliche Macht, der Päpste gegen die Kaiser, und durch das Hervorbrechen der lokalen Individualitäten, des Particularismus der Fürsten, bald auch der andern staatlichen Gebilde der Zeit, der Städte, des niedern Adels, die sich alle auf Kosten der Centralgewalt ihre abgeschlossene Existenz erkämpften und behaupteten. In diesem Jahrhunderte dauernden Kampfe hat das Stammesgefühl niemals allein die Rolle einer auflösenden Kraft übernommen: das Reich ist nicht wieder in die natürlichen Bestandtheile der einzelnen Völkergruppen, aus denen es einst hervorgegangen war, zerfallen, sondern in eine Anzahl atomistischer Gebilde, die mit dem Stammeswesen zunächst nichts zu thun hatten. Wol aber hat der Gegensatz der Stämme, wo er sich den andern trennenden Momenten beigesellte, deren Kraft gelegentlich verstärkt, so etwa in dem

Kampfe der deutschen Fürsten gegen die aufs höchste gesteigerten Ansprüche der Kaisermacht unter Heinrich IV. und V. Und so ist es fortan geblieben: unsere frühern Kaiser hatten schon seit den Ottonen durch ihre systematische Politik die alten politischen Bande der einzelnen Stämme, wie sie sich an die National- oder Stammesherzogthümer hefteten, gründlich zerstört, indem sie alle wiederstrebenden, eigentlich particularistischen Elemente innerhalb der Stämme — die einzelnen Fürsten und Vasallen gegen die Herzoge — möglichst verstärkten, bis ein Herzogthum nach dem andern, oder ein politisches Stammesganze nach dem andern gesprengt war. Aber dafür trat ihnen nun, wo sie durch diesen gewaltigen Kampf und den noch gewaltigern gegen die Suprematie des Papstthums aufs äußerste erschöpft waren, der hundertköpfige Particularismus der fürstlichen Selbständigkeit entgegen, und diesen vermochten sie nicht mehr zu besiegen.

Anmerkungen.

1) Cäsar, De bell. Gall., 6, 11 fg. und 21 fg., verglichen mit 4, 1 fg.

2) Germ., c. 4, vgl. mit 2.

3) Germ., c. 2.

4) Daß Germani kein deutsches Wort ist, wußten die Römer recht wohl. Nur läßt es die bekannte Stelle Germ., c. 2, unentschieden, wenn man sie nicht im Zusammenhange, sondern abgerissen betrachtet, aus welcher Sprache es genommen ist. So konnten bald lateinische Etymologien versucht werden, wozu das geläufige germanus, echt, ursprünglich, die beste Handhabe bot. Strabo, 7, 1. 2, führt dabei mit seiner Umsetzung in das griechische γνήσιος den Reigen, dem sich unzählige andere bis ins Mittelalter hinab anschlossen, unter denen Isidor's (Or., 14, 4, 4) Deutung Germania propter fecunditatem gignendorum popnlorum den meisten Beifall gewann. Darüber darf man sich nicht verwundern, wol aber, daß noch in neuester Zeit Holtzmann in seinen „Kelten und Germanen" (1855, S. 15) dergleichen aufwärmen und große historische Folgerungen damit zu begründen versuchte.

Allgemein angenommen darf jetzt die Ableitung aus dem Keltischen gelten. Es ist hier natürlich nicht der Ort auf das einzelne auch nur andeutend einzugehen. Es mag an der Hinweisung auf J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache (S. 785) und Zeuß' Grammat. celt. (S. 755) genügen, obgleich beider Erklärungsversuche materiell und formell die Sache nicht erledigen.

Was die deutschen Erklärungsversuche betrifft, von den naiven und wohlgemeinten eines Aventin und seiner Zeitgenossen Germannen, Heermannen oder Lanzenmänner u. s. w., bis zu dem sinnreichen und gelehrten W. Wackernagel's (Zeitschrift für deutsches Alterthum, 4, 80, Note 6), irman Volk, gairmans Volksgenosse, so darf man sie im Hinblick auf die unanfechtbare Ueberlieferung der Mitlebenden, wonach der undeutsche Ursprung des Wortes feststeht, ohne Bedenken übergehen.

5) Liv., 21, 38, bezeichnet die Veragri und die Völker um den mons Penninus als Semigermani.

6) Germ., 46, läßt von den Peucini, Veneti und Fenni anfangs unentschieden, ob sie Germani oder nicht seien, entscheidet sich aber aus triftigen Gründen, die von der vollen Einsicht des Urtheilenden in das Wesen der deutschen Nationalität zeugen, dahin, daß die beiden erstern unter den Begriff der Germani fallen.

7) Germ., 28.

8) Tacitus, Hist., 4, 64.

9) Germ., 2, enthält diesen merkwürdigen Ueberrest unsers fernsten Alterthums; daß hier ursprünglich die Ursage des menschlichen Geschlechts oder wenigstens einer ganzen Völkergruppe gegeben werde, hat schon Wackernagel (Zeitschrift für deutsches Alterthum, 6, 15) ausgeführt und Kuhn (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, 4, 80) weiter erörtert. (S. auch J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache, S. 825.) Aber es ist ganz in autochthonisches und nationales Bewußtsein umgesetzt, was Tacitus so bestimmt als möglich ausdrückt. Ueber diese nationale Bedeutung des Mythus verweise ich statt aller andern auf Müllenhoff in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte, 8, 209, J. Grimm's Mythologie, S. 318, und Geschichte der deutschen Sprache, S. 792, wo ihm sein volles Recht in dieser Hinsicht geworden ist, das namentlich bei Wackernagel etwas beeinträchtigt und verdunkelt zu sein scheint.

10) Germ., 2, wird dies als licentia vetustatis einfach und genügend für die römische Denkweise erklärt.

11) Hist. nat., 4, 14.

12) Wie Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 70) thut.

13) Bell. Gall., 4, 1 fg.

14) Germ., 39.

15) Germ., 33.

16) Agath., 1, 6, nach Asinius Quadratus: Ξύγκλυδες ἄνθρωποι καὶ μιγάδες.

17) Daß Asinius Quadratus seine Deutung des alamannischen Namens von Alamannen selbst erfahren habe, wird nicht gesagt. Soviel sich außerdem mittelbar von seinen Nachrichten über deutsche Dinge erhalten hat, verdient er das Lob eines gründlichen Kenners derselben. Wahrscheinlich wird er also auch so viel von der deutschen Sprache gewußt haben, um auf eigene Hand diese Erklärung geben zu können. Im Hinblick auf das im Gothischen lebendige alamans und ähnliches im Altnordischen haben auch neuere gediegene Sprachkenner sich damit befriedigt, so Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 307. Erst seit J. Grimm's Einwendungen (Geschichte der deutschen Sprache, S. 498, vgl. auch Deutsches Wörterbuch, I, 218) hat man diese Erklärung angezweifelt. Doch ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man nur beherzigt, daß der feindliche Römer den Namen im verächtlichen Sinne brauchte, während ihm eigentlich ein solcher nicht innewohnte. Er bedeutete eben nur die Vereinten, und natürlich in der alamannischen Auffassungsweise selbst, im besten Sinne dieses Begriffes.

18) Sie gehen auf zwei unabhängige Quellen, Beda in seiner Hist. eccles. gent. Angl., 5, 11, und Hucbald in seiner Vita Lebuini (Pertz, Scr., II, 351) zurück und ergänzen und stützen sich aufs beste. Wenn auch Beda erst dem 8. Jahrhundert, Hucbald dem Anfang des 10. angehört, so beziehen sich doch ihre Nachrichten auf eine weit ältere Zeit und es steht der Annahme nichts im Wege, daß seit dem ersten Auftreten des sächsischen Volks wenigstens dieselben Grundzüge der Verfassung gegolten haben.

19) Denn Markloh und nicht Marsle, wie F. Pfeiffer (Germania, I, 97) zu beweisen sucht, wird die richtige Form des Namens sein.

20) Am deutlichsten in der Schilderung, die Ammianus Marcellinus (16, 12), bei Veranlassung der großen Schlacht bei Argentoratum, 357, von der Rüstung und Zusammensetzung des alamannischen Heeres gibt.

21) Sybel (Die Entstehung des deutschen Königthums, S. 178) sagt ganz richtig: „Die Verwandtschaft aller Frankenkönige ist nur der sinnliche Ausdruck für die Thatsache, daß die Chatten u. s. w. sich als eine nationale Einheit fühlen gelernt hatten.“ Es versteht sich von selbst, daß so etwas nicht durch bewußte Reflexion dem Volkssinne aufgedrängt werden kann.

22) Ammianus Marcellinus, 38, 5.

23) Ueber die erste Fassung dieser so viel besprochenen fränkischen Trojasage s. K. L. Roth in F. Pfeiffer's Germania, I, 33; der Pseudo-Ethicus, wo sie zuerst erscheint, wenn man dessen höheres Alter als das des Fredegar zugibt, mag immerhin der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts angehören, keinesfalls erst seinem Ende, wie Roth, a. a. O., ohne Beweis annimmt. Daß wir in ihm keinen echten Hieronymus vor uns zu haben glauben, bedarf wol keiner besondern Versicherung.

24) Vielleicht deutet schon der Name eines fränkischen Fürsten Askanius, der unter Kaiser Konstantin dem Großen als Feind der Römer erwähnt wird (s. Eumen. Panegyr., p. 11), darauf hin. Sicherer aber schon die Erwähnung des Priamus als eines fränkischen Königs, die sich in einer vor 534 vollendeten Fortsetzung der Chronik der Hieronymus findet (s. auch Roth, l. c., 41).

25) Otfrid, Evangelienbuch, 1, 1, 87: Lás ih íú in alauuár in einen búachon, ih uueiz uuár, sie in síbbu ioh in áhtu sin alexándres slahtu. Wenn sich nur ermitteln ließe, in welchem Buche Otfrid dies gelesen, ob es dieselbe Quelle gewesen ist, auf welche die in der folgenden Anmerkung besprochene Notiz zurückgeht.

26) Widukind, Res. gest. Saxon., 1, 2, ut ipse adolescentulus audivi quendam praedicantem. Daneben aber führt er noch andere Traditionen an.

27) Paul. Diak., Hist. Langob., 1, 8, und vor allen in dem Prolog. edicti Rotharis, woraus J. Grimm in Haupt's

Zeitschrift für deutsches Alterthum, 5, 1, die betreffende Stelle mitgetheilt hat.

28) Insofern mag man immerhin Karl den Großen als Schöpfer der deutschen Nationalität bezeichnen, oder wenn man sich recht modern ausdrücken will, als denjenigen „der zuerst das weltgeschichtliche Bewußtsein der deutschen Völker" geschaffen habe (Bunsen, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte, I, 516). Unser ganzes Mittelalter hat dies ebenso empfunden und nach seiner Art, nur concreter und wirksamer ausgedrückt. Wenn es alles Recht und Gericht in deutschen Landen, von den großen Satzungen der Reichsverfassung bis zu der particulären Seltsamkeit der westfälischen Femgerichte auf ihn zurückführte, hat es dasselbe gemeint. Aber ebensowol kann man auch das Verdienst der andern Reihe, der kirchlichen Männer, als seiner Vorgänger in dem großen Werke der Amalgamiruug der deutschen Stämme nach Gebühr anerkennen, ohne daß man deswegen in die überschwengliche Ausdrucksweise Leo's zu verfallen braucht, der in Bonifacius den geistigen Erzeuger des deutschen Volks sieht (Vorlesungen, I, 488), während derselbe Historiker noch in seinem Lehrbuch der Universalgeschichte, II, 177, 178, dritte Auflage, den wahren Kern dieses Gedankens ohne jene spätern Uebertreibungen ebenso geistvoll wie nachdrücklich gibt. Unter den Neuern hat offenbar Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte, III, 184 fg.) die Bedeutung Karl's des Großen auch in dieser Hinsicht — für uns offenbar seine wichtigste — am gründlichsten und allseitigsten gewürdigt.

29) Die Kriege zwischen den einzelnen deutschen Stämmen dieser Zeit sind mit einer systematischen Wildheit geführt worden, die sich nicht allein aus der Roheit der ganzen Periode, allerdings dem natürlichen Resultat der ärgsten Katastrophen im Leben der deutschen Völker, wie sie die Völkerwanderung in unaufhörlicher Folge herbeiführte, erklären läßt. Es ist eine wachsende Verbitterung der Gemüther darin nicht zu verkennen. Noch in den Sachsenkriegen Karl's des Großen brach sie gelegentlich in gräßlicher Macht durch, wie der frappanteste Vorgang dieser Art, die von ihm befohlene Niedermetzelung von 4500 Sachsen — wie es scheint nicht einmal mit den Waffen in der Hand gefangener, sondern wehrloser — zu Verden 782 bezeugt. Dem entspricht

auf der andern Seite was Greg. Tur., 3, 7, dem König Theodorich I. über die Frevel der Thüringer gegen die Franken in den Mund legt: recolite Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse ac multa illis intulisse mala, omnem substantiam abstulerunt, pueros per nervum femoris ad arbores appendentes, puellas amplius ducentas crudeli nece interfecerunt, ita ut ligatis brachiis super equorum cervicibus, ipsique acerrimo moti stimulo per diversa petentes, diversas in partes femora diviserunt. Aliis vero super orbitas viarum extensis, pedibusque in terram confixis plaustra desuper onerata transire fecerunt, confractisque ossibus, canibus avibusque eas in cibaria dederunt. Theodorich und sein Bruder Chlotar sorgten dafür, daß diese Grausamkeiten wett gemacht wurden, die sich selbst in den grausigsten Scenen der Völkerwanderung Deutsche niemals gegen ganz Fremde hatte zu Schulden kommen lassen, während sie sie unbedenklich gegen ihre Landsleute verübten.

30) Daß die Auflösung des karolingischen Gesammtreichs nicht durch die Kraft des Nationalbewußtseins seiner einzelnen Bestandtheile erfolgt ist — eine Ansicht, die von vielen aufgestellt, von Gfrörer in seiner Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger auf die Spitze getrieben worden ist (bes. I, 64 fg.), ist der hauptsächlich dagegen gerichteten Polemik von Wenck (Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun, 1. Anhang, 361 fg.) zuzugeben. Aber daß die Unhaltbarkeit des Gesammtreichs auch durch die Unverträglichkeit der einzelnen Nationalitäten sehr wesentlich veranlaßt war, hat diese Polemik, die in jeder Art über ihr Ziel hinausschießt, jedem unbefangenen Auge nicht zu verdecken vermocht.

31) Von vielen damals und später Lebenden erkannt, hat diese Situation doch niemand schärfer, man könnte sagen mit dem klarem Blicke des Staatsmannes und zugleich des philosophischen Historikers aufgefaßt und beredter dargestellt als Ruotger in der Vit. Brunonis Archiepisc. Colon., 3.

32) Wie oben Nr. II schon ausgeführt worden ist.

33) Wie die von J. Grimm (Deutsche Grammatik, I, 13 fg., dritte Auflage) gesammelten Belege darthun.

34) Was Wenck in der Hitze seiner Polemik gegen Gfrörer (Fränkisches Reich, 210, Note 2) ganz übersehen hat.

35) Den freilich J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, S. 791, Note) leugnet. Ueber die Gebrauchsweise dieses lateinischen Ausdrucks sowie die des theilweise synonymen Germani, Germania, s. H. Müller, Ueber Germani und Teutones (vor dem Verzeichniß der Würzburger Universitätsvorlesungen, 1848), und über Germani, Germania, das, wie natürlich, damals blos eine kränkelnde Stubenpflanze der Gelehrten war, noch besonders Wenck, a. a. O., 2. Anhang, S. 372 fg.

36) Einen urkundlichen Beweis, daß das in der gothischen Sprache so lebendige thiuda, und das Adverbium thiudisko, neben seiner allgemein appellativen Bedeutung, Volk und volksmäßig auch noch als Eigennamen für das Volk im specifischen Sinne, das eigene, deutsche, verwandt wurden, kann niemand liefern. Aber unter den vielen innern Gründen dafür scheint mir die Verbreitung und die Popularität des Germanennamens bei den antiken Völkern keiner der am wenigsten gewichtigen. Wie hätte sich das Bedürfniß nach einer solchen Bezeichnung nicht auch bei den Deutschen selbst, wenn auch nur aus leicht erklärlicher Nachahmung des fremden Beispiels herausstellen sollen, wenn es noch keine solche gab? Daß man sich dem fremden Germani nur im Verkehr mit Fremden anbequemte, war selbstverständlich und wird auch noch durch das gänzliche Absterben dieses Ausdrucks auf deutschem Boden bewiesen (s. oben die vorige Anmerkung). Daß bis zum 7. Jahrhundert hin die deutsche Bezeichnung nicht vernommen wird, hängt einestheils von der Dürftigkeit der Quellen, anderntheils von dem Uebergewicht des Stammeslebens ab, aber sie konnte deshalb doch immer daneben ihre Existenz fristen, bis sie günstigere Zeiten neu belebten.

37) S. Nr. 2 in dem Formelbuche des Bischofs Salomo III. von Konstanz, herausgegeben von E. Dümmler, S. 4.

38) Nr. 1, l. c. 13; Nr. 11, l. c. 16. Für eine spätere Zeit sind alle drei Ausdrucksweisen vereinigt in Gottfried's von Viterbo Pantheon, 17, 469: Arnulphus totam Orientalem Franciam quae hodie Teutonicum regnum vocatur, id est Bavariam, Sueviam, Saxoniam, Thuringiam, Phrisiam et Lotharingiam rexit et totum Rhenum.

39) Einh. V. Kar. M., 7.

40) Poetae Saxon. Ann. degest. C. M. Pertz, Mon., I, 266:

. . . permissi legibus uti
Saxones patriis et libertatis honore.
Hoc sunt postremo sociati foedere Francis,
ut gens et populus fieret concorditer unus
ac semper regi pareat aequaliter unus.

41) Es hätte kaum noch der Mühe bedurft, die sich Waitz (Deutsche Verfassungsgesch., III, 186 fg.) gegeben hat, um das Ungeschichtliche dieses angeblichen Friedensschlusses zu beweisen, da er schon längst von der neuern Geschichtsforschung in das Bereich der Sage verwiesen war.

42) Lex Salica, herausgegeben von J. Merkel, p. 93, III.

43) Ueber das Alter dieses Prologs s. Waitz, Lex Salica, p. 40 fg. Waitz hält mit Recht diesen Prolog älter als den kürzern und scheint geneigt ihn in das 7. Jahrhundert zu setzen, was jedenfalls nicht zu frühe, vielleicht aber etwas zu spät ist.

44) Maßmann, Die deutschen Abschwörungs- u. s. w. Formeln, S. 185.

45) S. darüber die lehrreichen Bemerkungen von Waitz, Verfassungsg., III, 184 fg.

46) Denn der Ausdruck obscenus cantus laicorum, dessen sich Otfrid in seinem Prolog an Erzbischof Liutbert von Mainz bedient, bedeutet nur im allgemeinen unsittlich, d. h. weltlich oder heidnisch, nicht etwa schmuzig.

47) Ueberschrift von Lib., I, 1: Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit.

48) Geschichte der deutschen Sprache, S. 499.

49) Widukind, R. G. Sax., I, 1.

50) L. c., II, 36.

51) Für die Franken bes. Kaiserchronik, 345 fg. (nach Maßmann's Ausgabe und Zählung), für die Baiern S. 309 fg. und 6995 fg., für die Schwaben 289 fg. und 14633 fg., für die Sachsen 323 fg. und 15276 fg.

52) L. c., 470 fg.

53) Dafür bürgt schon ihre Aufnahme in jenes große provenzalische encyklopädische Werk: Elucidari de todas cauzas,

woraus K. Bartsch, Provenzalisches Lesebuch, 179 fg., Bruchstücke gibt.

54) Auszugsweise gedruckt durch W. Wackernagel: Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum, 4, 479 fg.

55) L. c., 480, 81.

56) S. Bartsch, Lesebuch, S. 180.

57) In den ersten Worten der Vorrede zu seiner Ausgabe.

58) Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Lachmann, 56, 18 fg.

59) Neuerlich ist die fränkische Heimat des Dichters mit sehr guten Gründen wieder von F. Pfeiffer geltend gemacht worden, Germania, 5, 1 fg.

60) Wie ältere Literarhistoriker meinten, s. die Zusammenstellung in von der Hagen's Minnesänger, 4, 160, 161.

61) V. 11347 fg. nach meiner Ausgabe des Welschen Gastes.

62) Es würde zu viel Raum wegnehmen, auch nur die wichtigsten Zeugnisse dieser Art hier aufzuzählen. Dafür verweisen wir nur auf einige Orte, wo man mehrere davon gesammelt findet: H. Floto, Kaiser Heinrich der Vierte, I, 22; Böhmer, Regesten des Kaiserreichs von 1198—1254, V, Note, und bes. VII, Note 1.

63) Eine gute übersichtliche Zusammenstellung des hier einschlagenden Materials hat W. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, 6, 254, gegeben. Am meisten Ausbeute gewährt Gartneri proverb. dicter. Cod. Monac. O., 27 fg., wovon Mone in seinem Anzeiger, 507 fg., Auszüge gibt. Vgl. auch a. a. O., 3, 52; 4, 298 fg., und Anzeiger des Germanischen Museums, 6, 411, das Pasquill auf den ungarischen Krieg, wo gleichfalls Uraltes nachklingt. Auf dies Fortleben des Uralten in dem Neuern und Neuesten hat sehr sinnig J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 780, aufmerksam gemacht.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 097462755